830.9
551

830.9
M551

Digitized by Google

Nachtwächter? Immerm. Münchh. 1, 45.

Menzels Streckverse Heidelb. 1823:
S. 6, 359 ff., die über Goethe handelnden abgedruckt,
: „Goethe ist unendlich größer als sein Volk!"

R. Hildebrand.
Apr. 1870.

J. Zelter an Göthe 5, 65 (auch an Förster Turnerweisung M. 6), G.s Antwort (Lämmer G.s Bnd. 6).

cf. ~~H. Heine~~

cf. H. Heine, zur Gesch. der neuern sch. L. in D. (1833) 115.

A. Boden, Vorschule deutscher Klass. ... 1869 S. 1 ff. (S. 9 f.: Menzel gegen Goethe schon 1824 in den Stuttg. Blättern).

Th. Mundt Lit. Gesch. 629.

2. Aufl. 1836, 4 Bde. Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit 3 Bde Stuttg. 1858 ff.

W. Menzels Denkwürdigkeiten, hg. v. Konr. Menzel, mit Portr. Bielefeld 1877.

Die
deutſche Literatur

von

Wolfgang Menzel.

+ 23. Apr. 1873.

Erſter Theil.

THE
HILDEBRAND
LIBRARY.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.

1828.

LELAND STANFORD JUNIOR
LIBRARY
UNIVERSITY.

A. 33213.

Inhalt des erſten Theils.

	Seite
Die Maſſe der Literatur	1
Nationalität	21
Einfluß der Schulgelehrſamkeit	33
Einfluß der fremden Literatur	42
Der literariſche Verkehr	55
Religion	82
Philoſophie	157
Geſchichte	190
Staat	214
Erziehung	261

Digitized by Google

Die Maſſe der Literatur.

Die Deutſchen thun nicht viel, aber ſie ſchreiben deſto mehr. Wenn dereinſt ein Bürger der kommenden Jahrhunderte auf den gegenwärtigen Zeitpunkt der deutſchen Geſchichte zurückblickt, ſo werden ihm mehr Bücher als Menſchen vorkommen. Er wird durch die Jahre, wie durch Repoſitorien ſchreiten können. Er wird ſagen, wir haben geſchlafen und in Büchern geträumt. Wir ſind ein Schreibervolk geworden und können ſtatt des Doppeladlers eine Gans in unſer Wappen ſetzen. Die Feder regiert und dient, arbeitet und lohnt, kämpft und ernährt, beglückt und ſtraft bei uns. Wir laſſen den Italienern ihren Himmel, den Spaniern ihre Heiligen, den Franzoſen ihre Thaten, den Engländern ihre Geldſäcke und ſitzen bei unſern Büchern. Das ſinnige deutſche Volk liebt es zu denken und zu dichten, und zum Schreiben hat es immer Zeit. Es hat ſich die Buchdruckerkunſt ſelbſt erfunden, und nun arbeitet es unermüdlich an der großen Maſchine. Die Schulgelehrſamkeit, die Luſt am Fremden, die Mode, zuletzt der Wucher des Buchhandels haben das übrige

gethan, und ſo baut ſich um uns die unermeßliche Büchermaſſe, die mit jedem Tage wächst, und wir erſtaunen über das Ungeheure dieſer Erſcheinung, über das neue Wunder der Welt, die cyklopiſchen Mauern, die der Geiſt ſich gründet.

Nach einem mäßigen Überſchlage werden jährlich in Deutſchland zehn Millionen Bände neu gedruckt. Da jeder halbjährige Meßkatalog über tauſend deutſche Schriftſteller nahmhaft macht, ſo dürfen wir annehmen, daß im gegenwärtigen Augenblick gegen fünfzigtauſend Menſchen in Deutſchland leben, die ein Buch oder mehr geſchrieben haben. Steigt ihre Zahl in der bisherigen Progreſſion, ſo wird man einſt ein Verzeichniß aller ältern und neuern deutſchen Autoren verfertigen können, das mehr Namen enthalten wird, als ein Verzeichniß aller lebenden Leſer.

Die Wirkung dieſer literariſchen Thätigkeit ſchlägt uns gleichſam in die Augen. Wohin wir uns wenden, erblicken wir Bücher und Leſer. Auch die kleinſte Stadt hat ihre Leſeanſtalt, der ärmſte Honoratior ſeine Handbibliothek. Was wir auch in der einen Hand haben mögen, in der andern haben wir gewiß immer ein Buch. Alles, vom Regieren bis zum Kinderwiegen iſt eine Wiſſenſchaft geworden, und will ſtudirt ſeyn. Die Literatur iſt die allgemeine Reichsapotheke geworden, und da das ganze Reich immer kränker wird, je mehr es Arzneien einnimmt, ſo nehmen doch eben darum die Arzneien nicht ab, ſondern zu. Bücher helfen für alles. Was man nicht weiß,

ſteht doch im Buche. Der Arzt ſchreibt ſein Recept, der Richter ſein Urtheil, der Geiſtliche ſeine Predigt, der Lehrer wie der Schüler ſein Penſum aus Büchern ab. Man regiert, kurirt, handelt und wandelt, kocht und bratet nach Büchern. Die liebe Jugend aber wäre wohl verloren ohne Bücher. Ein Kind und ein Buch ſind Dinge, die uns immer zugleich einfallen.

Die Vielſchreiberei iſt eine allgemeine Krankheit der Deutſchen, die auch jenſeits der Literatur herrſcht, und in der Bureaukratie einen nahmhaften Theil der Bevölkerung an den Schreibtiſch feſſelt. Schreiber, wohin man blickt! und eben dieſe Schreiber tragen durch das, was ſie koſten, zur Verarmung des Landes nur bei, damit der Papiermüller an Lumpen keinen Mangel leide. Betrachten wir aber die ſitzende Lebensart, der ſo viele tauſende geopfert werden. Iſt ſie nicht längſt ein Gegenſtand des öffentlichen Witzes geweſen, ehe Tiſſot ihr ſein menſchenfreundliches Bedauern und ſeinen ärztlichen Rath widmete? Iſt der edle, aber durch die Feder aufgezehrte Gellert auf dem Roß, das ihm Friedrichs Ironie geſchenkt, nicht das ewige Urbild jener armen an das Pult gefeſſelten Gallioten, ein Bild, das freilich ungleich unerfreulicher iſt, als das eines griechiſchen Philoſophen, der unter Palmen und Lorbeern mehr denkt und ſpricht, als ſchreibt.

Es gibt nichts von irgend einigem Intereſſe, worüber in Deutſchland nicht geſchrieben würde. Ge-

die eine den Grund der deutſchen Vielſchreiberei in der Thatenloſigkeit, die andre in der ſinnigen Natur des Volkes findet, und die wir beide, als wohl begründet, leicht vereinigen können, liegen zugleich die großen Schatten= und Lichtſeiten unſrer Literatur angedeutet. Allerdings iſt des regen Lebens würdige That von uns gewichen, denn der Glaube begeiſtert nicht mehr, und der Eigenwille liegt in Banden, und man ſollte faſt wähnen, das ganze Volk ſey nach Walhalla hinüber geſchlummert und ſchmauſe dort in Frieden, denn man hört bei uns faſt nichts mehr, als das Geräuſch der Meſſer und Gabeln. Die Kraft, die ewig jung der Verderbniß trotzt, hat ſich erkaufen laſſen für den niedern Dienſt des materiellen Lebens, und man rührt die Hände nur noch, um zu eſſen. Da, wo nun Bücher ſtatt der Thaten glänzen, wo der Glaube geirrt, der Willen abgeſpannt, die Kraft entnervt, die Thatenloſigkeit beſchönigt, die Zeit ertödtet wird mit Buchſtaben, wo die großen Erinnerungen und Hoffnungen des Volks ſtatt lebendiger Herzen nur todtes Papier finden, da werden wir die Schattenſeite der Literatur erkennen müſſen. Wo ſie das friſche Leben hemmt und an ſeine Stelle ſich drängt, da iſt ſie negativ und feindſelig in ihrem Weſen.

Doch Worte gibt es, die ſelber Thaten ſind. Alle Erinnerungen und Ideale des Lebens knüpfen ſich an jene zweite Welt des Wiſſens und des Dichtens, die von des Geiſtes ewiger That erzeugt, ge=

läutert und verklärt wird. Und in dieſer Welt ſind wir Deutſche vorzugsweiſe heimiſch. Die Natur gab uns überwiegenden Tiefſinn, eine herrſchende Neigung, uns in den eignen Geiſt zu verſenken, und den unermeßlichen Reichthum deſſelben aufzuſchließen. Indem wir dieſem nationellen Hang uns überlaſſen, offenbaren wir die wahre Größe unſrer Eigenthümlichkeit und erfüllen das Geſetz der Natur, das Geſchick, zu dem wir vor andern Völkern berufen ſind. Die Literatur aber, der Abdruck jenes geiſtigen Lebens, wird eben darum hier ihre glänzende Lichtſeite zeigen. Hier wirkt ſie poſitiv, ſchöpferiſch und ſegensreich. Das Licht der Ideen, die von Deutſchland ausgegangen, wird die Welt erleuchten.

Nur hüte man ſich vor dem Irrthum, die Hülle, welche der Geiſt annehmen muß, um ſich zu offenbaren, das Wort, das den Geiſt in ſich aufnimmt, aber auch zugleich begräbt, für höher zu achten, als den ewigen, lebendigen Springquell des Geiſtes ſelbſt. Das Wort, das todte, unveränderliche, iſt nur die Hülle des Geiſtes, abgeworfen an einem ſonnigen Tage, gleich der bunten Haut, welche die alte und doch ewig junge Weltſchlange mit jeder Verwandlung hinter ſich läßt. Aber man verwechſelt nur zu oft das todte Wort mit dem lebendigen Geiſt. Nichts iſt gewöhnlicher, als der Irrthum, ein Wort höher zu achten, beſonders ein gedrucktes, als den freien Gedanken, und Bücher höher zu achten, als Menſchen. Dann wird der lebendige Springbrunnen ver-

ſtopft durch die Waſſermaſſe ſelbſt, die in ihn zurückſtürzt. Der Geiſt erſchlafft unter den Büchern, die doch ſelbſt nur ſeiner Kraft ihr Daſeyn verdanken. Man lernt Worte auswendig und fühlt ſich der Mühe überhoben, ſelbſt zu denken. Nichts ſchadet ſo ſehr der eignen Geiſtesanſtrengung, als die Bequemlichkeit, von dem Gewinn einer fremden zu zehren, und durch nichts wird die Faulheit und der Dünkel der Menſchen ſo ſehr unterſtützt, als durch die Bücher. Mit der Kraft aber geht die Freiheit des Geiſtes verloren. Man kann nicht leichter aus den freien Menſchen dumme Schafherden machen, als indem man ſie zu Leſern macht. Daher war es ſchon dem feinen Platon zweifelhaft, ob die Erfindung der Schrift die Menſchen ſonderlich gebeſſert hätte, und es wird nicht übel angebracht ſeyn, die denkwürdigen Worte dieſes liebenswürdigen Weiſen hieher zu ſetzen:

« Ich habe gehört, zu Naukratis in Egypten ſey einer von den dortigen alten Göttern geweſen, dem auch der Vogel, welcher Ibis heißt, geheiligt war, er ſelbſt aber, der Gott, habe Theuth geheißen. Dieſer habe zuerſt Zahl und Rechnung erfunden, dann die Meßkunſt und die Sternkunde, ferner das Bret- und Würfelſpiel, und ſo auch die Buchſtaben. Als König von ganz Egypten habe damals Thamus geherrſcht in der großen Stadt des obern Landes, welche die Hellenen das egyptiſche Thebe nennen, den Gott ſelbſt aber Ammon. Zu dem ſey

Theuth gegangen; habe ihm ſeine Künſte gewieſen, und begehrt, ſie möchten den andern Egyptern mitgetheilt werden. Jener fragte, was doch eine jede für Nutzen gewähre, und je nachdem ihm, was Theuth darüber vorbrachte, richtig oder unrichtig dünkte, tadelte er oder lobte. Vieles nun ſoll Thamus dem Theuth über jede Kunſt dafür und dawider geſagt haben, welches weitläuftig wäre, alles anzuführen. Als er aber an die Buchſtaben gekommen, habe Theuth geſagt: Dieſe Kunſt, o König, wird die Egypter weiſer machen und gedächtnißreicher. Denn als ein Mittel für den Verſtand und das Gedächtniß iſt ſie erfunden. Jener aber habe erwiedert: O kunſtreichſter Theuth, Einer weiß, was zu den Künſten gehört, an's Licht zu gebären, ein Anderer zu beurtheilen, wie viel Schaden und Vortheil ſie denen bringen, die ſie gebrauchen werden. So haſt auch du jetzt, als Vater der Buchſtaben, aus Liebe das Gegentheil deſſen geſagt, was ſie bewirken. Denn dieſe Erfindung wird den lernenden Seelen vielmehr Vergeſſenheit einflößen aus Vernachläßigung des Gedächtniſſes, weil ſie im Vertrauen auf die Schrift ſich nur von außen, vermittelſt fremder Zeichen, nicht aber innerlich, ſich ſelbſt und unmittelbar erinnern werden. Nicht alſo für das Gedächtniß, ſondern nur für die Erinnerung haſt Du ein Mittel erfunden, und von der Weisheit bringſt du deinen Lehrlingen nur den Schein bei, nicht die Sache ſelbſt. Denn indem ſie nur Vieles gehört haben

ohne Unterricht, werden ſie ſich auch viel⸗wiſſend zu ſeyn dünken, da ſie doch unwiſ⸗ſend größtentheils ſind, und ſchwer zu be⸗handeln, nachdem ſie dünkelweiſe gewor⸗den ſtatt weiſe.» (Platon's Phaidros, 274.)

Dieſe Worte mögen uns bei den nachfolgenden Betrachtungen eingedenk bleiben und uns als eine leiſe, warnende Stimme immer in den Ohren klingen, wenn wir, wie es zu geſchehen pflegt, von den Herr⸗lichkeiten der Literatur geblendet, das Leben darüber vergeſſen ſollten. Mit Recht haben die praktiſchen Menſchen die Bücher nie recht leiden können, weil ſie den Sinn vom friſchen, thätigen Leben hinweg in eine nichtige Welt des Scheins verlocken. Tiefer aber haben mit Platon die Herzenskundigen und die echten Denker jederzeit den Buchſtaben vom lebendi⸗gen Gefühl und Gedanken unterſchieden, und die Li⸗teratur, die Welt der Worte, nicht nur der Welt der Thaten, ſondern auch der innern, ſtillen Welt der Seele untergeordnet.

Auf unendliche Weiſe ſteht das Wort dem Leben entgegen, wenn es auch nur aus ihm hervorgeht. Es iſt das erſtarrte Leben, ſein Leichnam oder Schat⸗ten. Es iſt unveränderlich, unbeweglich; von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben, ſagt der Dichter, es iſt an die ewigen Sterne befeſtigt, und der Geiſt, aus dem es geboren iſt, hat keinen Antheil mehr daran. Das Wort hat Dauer, das Leben Wechſel, das Wort iſt fertig, das Leben bildet ſich.

Darum hat ein Leben, das ſich den Büchern hingibt, allerdings etwas Todtes, Mumienhaftes, Troglodytenmäßiges. Wehe dem Geiſte, der ſich an ein Buch verkauft, der auf ein Wort ſchwört; die Quelle des Lebens in ihm ſelber iſt verſiegt. In dieſem Tode, mitten im Leben, aber liegt eine dämoniſche Gewalt verborgen, es iſt das Gorgonenhaupt, das uns verſteinert. Ihre Wirkungen ſind unermeßlich in der Weltgeſchichte, oft hat ein Wort von Marmor Jahrhunderte verſteinert, und ſpät erſt kam ein neuer Prometheus und beſeelte die erſtarrten Generationen wieder mit lebendigem Feuer.

Im Leben aber, wenn es ſich ſelbſt begreift, liegt der Zauber, der des Wortes Meiſter wird. Wenn es ſich nicht zu bewachen weiß, fällt es unter die Gewalt des Wortes; wenn es auf ſich ſelbſt vertraut, hat es auch den Talisman gewonnen, mit dem es das dämoniſche Wort bewältigt. Was nun für jeden Menſchen gilt, ſobald er ein Buch in die Hand nimmt, ſoll für uns gelten, indem wir die neue Literatur in ihrem ganzen Umfang betrachten wollen. Wir werden vom Leben ausgehen, um beſtändig darauf zurückzukommen; an dieſem Ariadenfaden hoffen wir in dem Labyrinth der Literatur uns zurecht zu finden. Indem wir uns im friſchen Gefühl des Lebens über die todte Welt der Literatur ſtellen, wird ſie uns alle Geheimniſſe aufſchließen müſſen, ohne uns in den Zauberſchlaf zu wiegen. Nur der Lebendige kann wie Dante die Schattenwelt

durchwandern. Wir werden manchen deutſchen Profeſſor darin finden, der in bleiernem Rock mit rückwärts gedrehtem Halſe nach dem grünen Leben zurückblickt, und nimmer aus der grauen Theorie herauskann; wir werden den Siſyphus den Stein der Weiſen bergan ſchleppen und den Tantalus nach den Äpfeln am Baum des Erkenntniſſes hungern ſehn, wir werden alle finden, die in den Worten ſuchten, was allein das Leben gewährt.

Von dieſem freien Standpunkte aus wollen wir die Literatur zunächſt in ihrer Wechſelwirkung mit dem Leben, ſodann als ein Kunſtwerk betrachten. Sie iſt ein Produkt des Lebens, das wieder auf daſſelbe zurückwirkt. Vom Leben ſelbſt geſchliffen wird ſie ein Spiegel deſſelben, von ihm als Arznei und als Gift gebraucht, heilt oder tödtet ſie es. In dem unermeßlichen Umfang ihrer todten Wörter aber iſt ſie ein einziges und zwar das reichſte Kunſtwerk nächſt dem Leben ſelbſt. Wenn es ſchwierig iſt, in dieſem Reichthum ſich zurecht zu finden, ſo iſt es doch noch ſchwieriger, ſich von ihm nicht völlig verblenden zu laſſen. Viele ſehen in der Literatur zugleich den reinſten Spiegel des Lebens, wenn er gleich nur der umfaſſendſte iſt; viele betrachten ſie als das höchſte Produkt des Lebens, nur weil es die längſte Dauer verſpricht. Sie ſtellen die Ruinen, die von der Weisheit aller übrig ſind, über das wohnliche Haus unſrer eignen Weisheit, und das Bild aller Thaten über die eigne That. Bald ſind ſie zu träg, und

wollen nur die Früchte eines fremden Denkens und Handelns genießen, die aber der Trägheit beſtändig wie dem Tantalus entfliehen; bald fürchten ſie, den Alten nicht mehr gleichen zu können und machen ſich träg aus Reſignation.

Allerdings ſpiegelt die Literatur das Leben nicht nur umfaſſender, ſondern auch reiner, als irgend ein andres Denkmal, weil kein andres Darſtellungsmittel den Umfang und die Tiefe der Sprache darbietet. Doch hat die Sprache Grenzen, und nur das Leben keine. Den Abgrund des Lebens hat noch kein Buch geſchloſſen. Es ſind nur Saiten, die in euch angeſchlagen werden, wenn ihr ein Buch leſet, die unendliche Harmonie, die in eurem wie in aller Leben ſchlummert, hat noch kein Buch ganz ergriffen. Darum hoffet nimmer in jenen Notenbüchern den Schlüſſel zu allen Tönen des Lebens zu finden, und begrabt euch nicht zu ſehr in den Schulſtuben, laßt euch vielmehr gerne und oft vom friſchen Lebenswinde die innere Äolsharfe frei und natürlich, ſanft und ſtürmiſch bewegen.

Die Literatur ſey immer nur ein Mittel unſres Lebens, nie der Zweck, dem allein wir es zum Opfer brächten. Wohl iſt es herrlich, an der Erinnerung des vergangenen Lebens das gegenwärtige zu ſpiegeln und zu bilden, auf die Mitwelt durch das Wort zu wirken und der Nachwelt ein Gedächtniß unſres Lebens zu überliefern, wenn es des Gedächtniſſes

werth geweſen; doch keiner gebe ſeinen Geiſt dem Buchſtaben gefangen.

Die frühern Geſchlechter erkannten die große Bedeutung der Literatur noch nicht, da ſie, zu ſehr dem Genuß oder der That des Augenblicks hingegeben, ſich mehr in der Wirklichkeit der Welt verloren, als ſich im Spiegel derſelben ſuchten. Die neuere Zeit iſt beinah ins Extrem des Gegentheils gerathen, und der Menſch ſtiehlt ſich gleichſam aus ſeiner Gegenwart heraus, um ſich in eine fremde Welt zu verſetzen, und übertäubt ſich mit den Wundern, die ſeine Neugier um ihn verſammelt. Damals lebte man mehr, jetzt will man mehr das Leben erkennen. Die Literatur hat ein Intereſſe auf ſich gezogen und eine Wirkſamkeit erlangt, die den frühern Zeiten unbekannt war. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt hat ihr eine materielle Baſis gegeben, von welcher aus ſie ihre großen Operationen entwickeln konnte. Seitdem iſt ſie eine europäiſche Macht geworden, theils herrſchend über alle, theils dienend allen. Sie hat der Geiſter ſich bemächtigt durch das Wort, das Leben beherrſcht durch das Bild des Lebens, aber zugleich jedem Streben des Zeitalters ein gefälliges Werkzeug dargeboten. In ihr goldnes Buch hat jeder ſein Votum eingetragen. Sie iſt ein Schild der Gerechtigkeit und Tugend, ein Tempel der Weisheit, ein Paradies der Unſchuld, ein Wonnebecher der Liebe, eine Himmelsleiter dem Dichter, aber auch eine grimmige Waffe dem Parteigeiſt, ein Spielzeug der Tän-

delei, ein Reizmittel der Üppigkeit, ein Sorgenſtuhl der Trägheit, ein Triebrad der Plauderei, eine Mode der Eitelkeit und eine Waare dem Wucher geweſen, und hat allen großen und kleinen, ſchädlichen und nützlichen, edlen und gemeinen Intereſſen der Zeit als Magd gedient.

Dadurch hat ſie aber an Mannigfaltigkeit und Maſſe ins Ungeheure zugenommen, daß der Einzelne, der zum erſtenmal in die Bücherwelt geräth, ſich in ein Chaos verſetzt findet. Stets beſchäftigt, alles andre zu begreifen, hat ſie ſich ſelbſt noch nicht begriffen. Sie iſt ein Kopf mit vielen tauſend Zungen, die alle wider einander reden. Ein unermeßlicher Baum beſchattet ſie das lebende Geſchlecht, doch aller Blüthen Auge ſieht nach außen und die weitverbreiteten Äſte ſtehn von einander ab. Überall erblicken wir Wiſſenſchaften und Künſte, die einander ausſchließen, wiewohl ein Boden ſie nährt, eine Sonne ſie reift und ihre Früchte gemeinſam uns bereichern. Überall ſehn wir Parteien, die einander durch denſelben Gegenſatz zu vernichten trachten, wodurch ſie ſich wechſelſeitig erzeugen und aufrecht halten. Der Geiſt, der ein Fremdling in dieſe Literatur eintritt, weiß ſich nicht zurecht zu finden in der Fülle, und nicht zu ſondern, was in untergeordnete Sphären zerfällt. Er begnügt ſich mit dem Kleinen, weil er das Große nicht kennt, mit der Einſeitigkeit, weil er die andre Seite nicht ſieht; und mehr noch als die Mannigfaltigkeit von Büchern die Überſicht er-

ſchwert, verwirren die herrſchenden Parteien das Urtheil ſelbſt und erzeugen neben der Unkenntniß jene leichtſinnige Verachtung des Unbekannten oder Halbbegriffenen, die in der neueſten Zeit namentlich ſo verderblich um ſich gegriffen. Endlich behauptet der Augenblick ſein Recht, das Neue, die Mode; der Strom der Literatur erſcheint in ſeinen Windungen jeden Augenblick nur als ein beengter See, und die weite Bücherwelt drängt ſich dem gewöhnlichen Leſer in einen kleinen Horizont zuſammen. Allen gilt zwar alles, doch immer nur das Eine für die Einen und vieles nur für den Augenblick. So bietet unſre Literatur das bunteſte Chaos von Geiſtern, Meinungen und Sprachen dar. Sie ſteigt von den Sonnengipfeln des Genies zum tiefſten Schlamm der Gemeinheit hinunter. Bald iſt ſie weiſe bis zum myſtiſchen Tiefſinn, bald ſtumpfſinnig, oder geckenhaft thöricht. Bald iſt ſie fein bis zur Unverſtändlichkeit, bald roh wie Felſen. Ein Gleichmaß der Anſichten, der Geſinnung, des Verſtandes und der Sprache iſt nirgends wahrzunehmen. Jede Anſicht, jede Natur, jedes Talent macht ſich geltend, unbekümmert um den Richter, denn es iſt kein Geſetz vorhanden und die Geiſter leben in wilder Anarchie. Aus allen Inſtrumenten und Tönen wird das wunderbare Concert der Literatur unaufhörlich fortgeſpielt, und es iſt nicht möglich Harmonie darin zu finden, wenn man mitten in dem Lärmen ſteht. Schwingt man ſich jedoch auf den höhern Standpunkt über der Zeit, ſo hört man, wie

in halben Jahrhunderten die Fugen wechſeln, die Diſſonanzen ihre Löſung finden. Es gibt irgendwo eine Stelle, wo man die labyrinthiſchen Gänge zum ſchönen Ganzen verſchlungen ſieht. In dieſer Mannigfaltigkeit verbirgt ſich die geheime Harmonie eines unendlichen Kunſtwerks, das zu ermeſſen ein äſthetiſcher Trieb uns nicht ruhen läßt. Aus einem Leben hervorgegangen, iſt dieſe Literatur ſelbſt ein einiges Ganze.

Der üppigen Vegetation des Südens gegenüber erzeugt der Norden eine unermeßliche Bücherwelt. Dort gefällt ſich die Natur, hier der Geiſt in einem ewig wechſelnden Spiel der wunderbarſten Schöpfungen. Wie nun der Botaniker jene Pflanzenwelt zu überblicken, anzuordnen und ihr geheimes Geſetz ſich zu enträthſeln trachtet, ſo mag der Literator ein gleiches an der Bücherwelt verſuchen. Das Bedürfniß nach einem Überblick iſt immer dringender geworden, je mehr uns die Bücher von allen Seiten über den Kopf zu wachſen drohen. Man hat deßhalb ſchon längſt jene periodiſche Literatur zugerüſtet, die als adminiſtrative Behörde die anarchiſchen Elemente der ſchreibenden Welt bemeiſtern ſoll; dieſe numerirenden, claſſificirenden, conſcribirenden, judicirenden Bureaux ſind aber ſelbſt von der Anarchie ergriffen und in das allgemeine Chaos unaufhaltſam fortgeriſſen worden. Sie möchten gern wie der Hundsſtern frei über dem blühenden Sommer ſchweben, weil ſie aber ſelbſt aus der Tiefe ſtammen, ſind ſie noch von dem wilden Triebe der Vegetation beherrſcht, und kleben

Zu allen Zeiten offenbarten ſie eine überſchwengliche Kraft und Fülle des Geiſtes, die aus dem Innern hervorbrach und auf die Äußerlichkeiten wenig achtete. Zu allen Zeiten waren die Deutſchen im praktiſchen Leben unbehülflicher als andre Nationen, aber einheimiſcher in der innern Welt, und alle ihre nationellen Tugenden und Laſter können auf dieſe Innerkeit, Sinnigkeit, Beſchaulichkeit zurückgeführt werden. Sie iſt es, die uns jetzt vorzugsweiſe zu einem literariſchen Volk macht, und zugleich unſrer Literatur ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt. Die Schriften andrer Nationen ſind praktiſcher, weil ihr Leben praktiſcher iſt, die unſrigen haben einen Anſtrich von Übernatürlichkeit oder Unnatürlichkeit, etwas Geiſtermäßiges, Fremdes, das nicht recht in die Welt paſſen will, weil wir immer nur die wunderliche Welt unſres Innern im Auge haben. Wir ſind phantaſtiſcher, als andre Völker, nicht nur weil unſre Phantaſie ins Ungeheure von der Wirklichkeit ausſchweift, ſondern auch weil wir unſre Träume für wahr halten. Wie die Einbildungskraft ſchweift unſer Gefühl aus von der albernen Familienſentimentalität bis zur Überſchwenglichkeit pietiſtiſcher Sekten. Am weiteſten aber ſchweift der Verſtand hinaus ins Blaue und wir ſind als Speculanten und Syſtemmacher überall verſchrien. Indem wir aber unſre Theorien nirgends einigermaßen zu realiſiren wiſſen, als in der Literatur, ſo geben wir der Welt der Worte ein unverhältnißmäßiges Übergewicht über das Leben

parteilichkeit bedingen ſich aber wechſelſeitig. Man kann ſchwerlich die Geiſter in allen ihren ſo mannigfach verſchiednen Richtungen beobachten, ohne jeder eine gewiſſe Nothwendigkeit zuzugeſtehen, ohne in dem Gegenſatz, aus welchem ſie entſprungen ſind, die Pole alles Lebens zu erkennen. Man kann aber auch nicht unparteiiſch über den Parteien ſtehn, ohne den Kampf unter einem epiſchen Geſichtspunkt aufzufaſſen und ſein großes Gemälde zu überſchauen. Im Gewühl des Lebens ſelbſt, gegenüber ſo mannigfachen und dringenden Intereſſen und unwillkürlich davon ergriffen, mögen wir zu einer Partei ſtehen; auf der Höhe der Literatur aber kann nur ein freier unparteiiſcher Blick in alle Parteianſichten befriedigen. Das Leben ergreift uns als ſein Geſchöpf, die Maſſe als ihr Glied, wir können uns von der Gemeinſchaft mit der Geſellſchaft, mit der Örtlichkeit und Zeit nicht losſagen und müſſen, eine Welle des lebendigen Stroms, ihn tragend und von ihm getragen, das Loos aller Sterblichen theilen; doch im Innern des Geiſtes gibt es eine freie Stelle, wo aller Kampf befriedigt, aller Gegenſatz verſöhnt werden mag, und die Literatur vergönnt es, dieſen feſten Stern der Menſchenbruſt in einem geiſtigen Univerſum zu verewigen.

Indem wir die Literatur ihrem ganzen Umfang nach in Wechſelwirkung mit dem Leben begriffen ſehn, unterſcheiden wir auf dreifache Weiſe die Einwirkungen, welche Natur, Geſchichte und geiſtige Bildung

Die deutſche Sinnigkeit war immer mit einer großen Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Geiſtesblüthen gepaart. Der innere Reichthum ſchien ſich nur in dem Maß entfalten zu können, als er an keine Norm gebunden war. Mehr als in irgend einer andern Nation hat die Natur in der unſern die unerſchöpfliche Fülle eigenthümlicher Geiſter aufgeſchloſſen. In keiner Nation gibt es ſo verſchiedene Syſteme, Geſinnungen, Neigungen und Talente, ſo verſchiedene Manieren und Style, zu denken und zu dichten, zu reden und zu ſchreiben. Man ſieht, es mangelt dieſen Geiſtern an aller Norm und Dreſſur, ſie ſind wild aufgewachſen hier und dort, verſchieden von Natur und Bildung und ihr Zuſammenfluß in der Literatur gibt eine baroke Miſchung. Sie reden in einer Sprache, wie ſie unter einem Himmel leben, aber jeder bringt einen eigenthümlichen Accent mit. Die Natur waltet vor, wie ſtreng auch die Disciplin einzelner Schulen die ſogenannte Barbarei ausrotten möchte. Die Natur wuchert über die Gartenmeſſer hinaus. Der Deutſche beſitzt wenig geſellige Geſchmeidigkeit, doch um ſo ſtärker iſt ſeine Individualität und ſie will frei ſich äußern bis zum Eigenſinn und bis zur Karrikatur. Das Genie bricht durch alle Dämme und auch bei dem Gemeinen ſchlägt der Mutterwitz vor. Wenn man die Literatur andrer Völker überſchaut, ſo bemerkt man mehr oder weniger Normalität, oder franzöſiſche Gartenkunſt, nur die deutſche iſt ein Wald, eine Wieſe voll wilder

Gewächſe. Jeder Geiſt iſt eine Blume, eigenthüm-lich an Geſtalt, Farbe, Duft. Nur die niedrigſten kommen in ganzen Gattungen vor, und nur die höch-ſten vereinigen in ſich die Bildungen vieler andern; in einigen wird ein großer Theil der Nation gleich-ſam perſonificirt, und in ſeltnen Genien ſcheint die Menſchheit ſelbſt ihr großes Auge aufzuſchlagen, Ge-nien, die auf der Höhe des Geſchlechts ſtehn und das Geſetz offenbaren, das in den Maſſen ſchlummert.

Der Genius wird immer nur geboren, und die reichen Originalitäten in der deutſchen Geiſterwelt ſind unmittelbare Wirkungen der Natur. Mittelbar mag die große Verſchiedenheit der deutſchen Stämme, Stände, Bildungsſtufen, durch die Erziehung und das Leben auf die Schriftſteller wirken, aber dieſe Verſchiedenheit iſt ſelbſt nur eine Folge der Volks-natur. Dieſe hat unter allen Verhältniſſen die Nor-malität unmöglich gemacht. Unter allen Völkern bot das deutſche von jeher die reichſte Mannigfaltigkeit, Gliederung und Abſtufung dar, wie äußerlich, ſo geiſtig. Dieſe Mannigfaltigkeit iſt durch die ewig junge Naturkraft von unten her aus dem Volk be-ſtändig genährt worden und hat ſich nie einer von oben her gebotenen Regelmäßigkeit gefügt. Mit ihr iſt zugleich alles Herrliche, was den deutſchen Geiſt aus-zeichnet, von unten frei und wild hervorgewachſen.

Nur eins iſt der Maſſe unſrer Schriftſteller ge-meinſam, die wenige Rückſicht auf das praktiſche Le-ben, das Überwiegen der innern Beſchaulichkeit. Doch

der haben den reichſten Wechſel von Gegenden und Temperaturen. Alle Verſuche, den deutſchen Schriftſtellern einen Normalſprachgebrauch aufzudrängen, ſind ſchmählich geſcheitert, weil ſie der Natur widerſtrebten. Jeder Autor ſchreibt, wie er mag. Jeder kann von ſich mit Göthe ſagen: «ich ſinge, wie der Vogel ſingt, der auf den Zweigen lebt.»

Es iſt gewiß ein nationeller Zug, daß unſre Gelehrten und Dichter ſogar noch keine durchgreifende Rechtſchreibung haben, und daß uns dies ſo ſelten auffällt. Wie viele Wörter werden nicht bald ſo, bald anders geſchrieben, wie viele Willkür herrſcht in den zuſammengeſetzten Wörtern! und wer tadelt es, als hin und wieder die Grammatiker, von denen ſich die Autoren ſo wenig belehren laſſen, als die Künſtler von den Äſthetikern.

Die grammatiſche Mannigfaltigkeit erſcheint aber nur unbedeutend gegen die rhetoriſche und poetiſche, gegen den unendlichen Reichthum in Styl und Manier, worin uns kein Volk auf Erden gleich kommt. Es mag dahingeſtellt ſeyn, ob keine andre Sprache ſo viel Phyſiognomik zuläßt, gewiß aber iſt, daß in keiner ſo viel Phyſiognomik wirklich ausgedrückt wird. Dieſe ungebundene Weiſe der Äußerung iſt uns mit ſo manchem andern Zug unſrer Natur aus den alten Wäldern angeſtammt, und auf ihr beruht die ganze freie Herrlichkeit unſrer Poeſie. Je beſſer der Converſationston, deſto elender die Dichter, wie in Frankreich. Je ſchlechter der Canzleiſtyl, deſto origineller

chen, Römer, Engländer oder Franzoſen im Auge gehabt, ſelbſt wiſſen mag. Wenn ſich nun aber auch dieſe Naivetät der deutſchen Schriften ſtreng nachweiſen läßt, ſo darf man doch damit ja nicht die ſogenannte deutſche Ehrlichkeit verwechſeln. Allerdings herrſcht noch eine große Gutmüthigkeit und Redlichkeit unter den Autoren, und ſie ließe ſich ſchon aus dem eiſernen, wenn auch oft fruchtloſen Fleiße, und aus der Weitläuftigkeit, aus dem ſichtbaren Beſtreben nach deutlicher Belehrung erkennen, wenn man auch den vielen Verſicherungen von Ehrlichkeit und Liebe mit Recht mißtrauen dürfte. Aber eben dieſe ſentimentalen Schwüre zeigen nur zu deutlich, daß wir den Stand der Unſchuld bereits verlaſſen haben. Seit man ſo viel von dieſer deutſchen Biederkeit redet, iſt ſie äußerſt verdächtig geworden, ungefähr wie die deutſche Freiheit immer zweifelhafter wird, je mehr man ihren Namen im Munde führt.

Die deutſche Sprache iſt der vollkommne Ausdruck des deutſchen Charakters. Sie iſt dem Geiſt in allen Tiefen und in dem weiteſten Umfang gefolgt. Sie entſpricht vollkommen der Mannigfaltigkeit der Geiſter und hat jedem den eigenthümlichen Ton gewährt, der ihn ſchärfer auszeichnet, als irgend eine andre Sprache vermöchte. Die Sprache ſelbſt gewinnt durch dieſe Mannigfaltigkeit des Gebrauchs. Das bunte Weſen und die Vielgeſtaltigkeit iſt ihr eigen und ſteht ihr ſchön. Ein Blumenfeld iſt edler als ein einfaches Grasfeld und gerade die ſchönſten Län-

Dieſe lebendige, organiſche Wiedergeburt der reinen alten Sprache, durch welche die fremden Schmarozergewächſe verdrängt werden, iſt das ſchönſte Zeugniß von der angebornen Kraft unſrer Nationalität im Gegenſatz gegen die affectirte Kraft, womit wir es den Fremden gleich zu thun geſtrebt haben. Dieſe organiſche Entwicklung der deutſchen Urſprache ſtellt zugleich die mechaniſchen Verſuche der Puriſten gänzlich in den Schatten. Nichts iſt kläglicher, als jener Purismus eines Campe und Anderer, welche die aus der Philoſophie verſchwundne Atomenlehre noch einmal in der Grammatik aufzufriſchen und die atomiſtiſchen deutſchen Sylben nach einer Cohärenz, die nicht im Organismus deutſcher Sprachbildung, ſondern nur in der Analogie des fremden Wortes lag, zuſammenzuſchmieden verſuchten, die uns Wörter aus Sylben machten, wie Voß aus Wörtern eine Sprache machte, die weder deutſch, noch griechiſch war, und die man erſt wieder in's Griechiſche überſetzen mußte, um ſie zu verſtehen.

Der Purismus iſt löblich, wenn er uns denſelben Begriff, der ein fremdes Wort ausdrückt, eben ſo umfaſſend und verſtändlich durch ein deutſches ausdrücken lehrt, jederzeit aber zu verwerfen, wenn das fremde Wort umfaſſender oder verſtändlicher iſt, oder wenn es einen unſrer Sprache gänzlich fremden Begriff bezeichnet; denn Mittheilung der Begriffe iſt der erſte Zweck der Sprache, Deutlichkeit der Wörter das Mittel dazu. Wenn wir nur unſre Begriffe

durch einen fremden vermehren, ſo laßt uns immer das fremde Wort dazu nehmen. Das Denken ſoll nicht verarmen, damit die Sprache mit Reinheit prahlen könne.

Wenn der falſche Purismus zu verwerfen iſt, ſo iſt doch der wahre, wie ihn ſchon Luther kräftig gehandhabt, höchſt verdienſtlich. Allerdings gibt es neben den fremden Wörten, die wir als das Kleid fremder und neuer Begriffe ehren müſſen, noch eine Menge andrer, die ſich ſtatt eben ſo guter, und desfalls für uns beſſerer, deutſcher Wörter eingeſchlichen haben, die ganz bekannte alte Begriffe ausdrücken, und nur aus einer lächerlichen Eitelkeit oder Neuerungsſucht von uns gebraucht werden. Der Gelehrte will zeigen, daß er in alten Sprachen bewandert iſt, der Reiſende, daß er fremde Zungen gehört hat, das übrige Volk, daß es mit weiſen und erfahrnen Menſchen oder Büchern bekannt iſt, oder die Vornehmeren wollen ihre höheren Begriffe auch in einer fremden Sprache von der Denkungsart des Pöbels geſchieden wiſſen, und der Pöbel thut vornehm, indem er ihnen die fremden Laute nachäfft. So ungefähr iſt die deutſche Sprachmengerei entſtanden, ſofern ſie nicht nothwendig mit fremden Begriffen auch fremde Wörter borgen mußte, und ſo iſt ſie durchaus verwerflich, ein Schandfleck der Nation und ihrer Literatur. Möchten die Puriſten uns für immer davon befreien können. Jedes Jahrhundert befreit uns wenigſtens von der Thorheit der vorhergehenden. Klopſtock be-

merkt ſehr richtig: «Zu Karls V. Zeiten miſchte man ſpaniſche Worte ein, vermuthlich aus Dankbarkeit für den ſchönen kaiſerlichen Gedanken, daß die deutſche Sprache eine Pferdeſprache ſey, und damit ihm die Deutſchen etwas ſanfter wiehern möchten. Wie es dieſen Worten ergangen iſt, wiſſen wir, und ſehen daraus zugleich, wie es künftig allen heutigstägigen Einmiſchungen ergehen werde, ſo arg nämlich, daß dann einer kommen und erzählen muß, aus der oder der Sprache wäre damals, zu unſrer Zeit nämlich, auch wieder eingemiſcht worden; aber die Sprache, die das nun einmal ſchlechterdings nicht vertragen könnte, hätte auch damals wieder Übelkeiten bekommen.»

Einfluß der Schulgelehrſamkeit.

Wenden wir uns zu den hiſtoriſchen Bedingungen der heutigen Entwicklung unſrer Literatur, ſo muß uns zuerſt auffallen, daß alle literariſche Bildung urſprünglich an die Kirche geknüpft war. Dieſen Einfluß hat ſich die Literatur auch bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig entzogen. Von der Prieſterkaſte kam die Literatur an die Gelehrtenzunft, und aller Schulzwang in unſern Schriften ſchreibt ſich daher. Das Intereſſe der Zunft und die Disciplin der Bildungsanſtalten haben das Gepräge der Vergangenheit immer noch jedem neuen Jahrhundert aufgedrückt, wie wohl es ſich allmählig immer mehr verwiſcht. Folgen davon ſind kaſtenmäßige Ausſchließlichkeit, Vornehmigkeit, Unduldſamkeit, Pedanterie alter Gewöhnung, Stubenweisheit und Entfernung von der Natur. Doch hat es auch ſeine ſchöne und achtbare Seite. Indem alles literariſche Leben von der geiſtlichen, ſpäter gelehrten Kaſte ausging, nahm es alle Tugenden und Gebrechen des Zunftgeiſtes in ſich

auf, und noch jetzt drängt ſich ein verknöchertes Standesintereſſe der Literatur auf; noch jetzt beherr- ſchen Prieſter die Theologie, bevogten Fakultäten- zunftmäßig die weltlichen Wiſſenſchaften. Der freie Sinn, die ſtarke Natur der Deutſchen hat ſich zwar ſeit der Wiederauflebung der Wiſſenſchaften unauf- hörlich gegen den Kaſtengeiſt aufgelehnt, und wir bemerken einen beſtändigen Kampf origineller Köpfe gegen die Schulen, eine beſtändige Wiedergeburt der weltalten Fehde zwiſchen Prieſtern und Propheten. Auch haben die Letztern immer das Feld behauptet, die deutſche Natur hat ihre freie Äußerung, ihre immer reichere und höhere Entfaltung gegen jedes Stabilitätsprincip durchgefochten, und jeder einſeiti- gen Erſtarrung iſt, wie früher durch die Kirchen- trennung, ſo ſpäter durch den mannichfaltigen Wiſ- ſensſtreit der Gelehrten und durch die Geſchmacks- fehden der Dichter immer vorgebeugt worden. Im- mer neue Parteien haben das von den andern ver- worfne Element bei ſich gepflegt und ausgebildet, wodurch denn beinahe allen ihr Recht geworden. In- deß hat, wie in der Politik, ſo in der Literatur, der Geiſt der alten gewohnten Herrſchaft, wo er beſiegt worden, immer in den Siegern ſelbſt fortgewirkt. Der negative Punkt hat ſich ſofort in einen poſiti- ven umgeſetzt. Die Propheten ſind wieder Prieſter geworden, haben das Princip der Autorität und Stabilität in ſich aufgenommen und unter andern Glaubensformeln das alte Monopol angeſprochen und

gegen alle Neuerungen wieder geltend zu machen geſucht. Was geſtern heterodox geweſen, iſt heute wieder orthodox geworden. Was geſtern als Individualität eines großen Mannes aufgetreten, wird heute wieder zur despotiſchen Manier einer Schule. Der Grund dieſer Erſcheinung muß aber nicht allein in den Fortwirkungen des Mittelalters, ſondern auch im Charakter des Volks ſelbſt geſucht werden. Der Deutſche glüht für die Erkenntniß der Wahrheit, und will ſie anerkannt wiſſen. Es iſt dieſelbe Begeiſterung, die ihn zum Beharren und zum Reformiren antreibt.

Unſtreitig iſt vieles Gute an den Zunftgeiſt geknüpft. Die Treue, mit welcher die Schätze der Tradition bewahrt werden; die Würde, die der Autorität gerettet wird; die Begeiſterung und Pietät, mit welchem man das Geheiligte, Erprobte oder Geglaubte verehrt; alle jene Tugenden, welche die Anhänglichkeit an das Alte zu begleiten pflegen, müſſen in ihrem ganzen Werth anerkannt werden, wenn wir ſie dem Leichtſinn vieler Neurer gegenüberſtellen, der ſo oft alle moraliſche Autorität, alle hiſtoriſche Tradition, und mit der alten Schule auch die alte Erfahrung über den Haufen wirft. Das Kranke jenes Zunftgeiſtes aber iſt das Princip der Stabilität, das Stilleſtehen, wo ewiger Fortſchritt iſt, die Bornirtheit, die Schranken ſtatuirt, wo keine ſind. Hieraus fließt mit Nothwendigkeit einerſeits ein hierarchiſches Syſtem, Kaſtenzwang, Parteiſucht, Proſely-

tenmacherei, Ketzerriecherei und Nepotismus, andrerſeits ein erſtarrtes, beſchränktes Wiſſen mit ewig in ſich ſelbſt rückkehrenden, endlos ſich wiederholenden, in monſtröſe Weitläuftigkeit entartenden Formen. Dieſen Sünden des veralteten Zunftgeiſtes tritt dann mit voller Würde die lebendige Kraft der Neuerer gegenüber, welche das Wiſſen aus den engen Schranken der Schule, die Charaktere ſelbſt aus dem uniformen Zwange der Kaſte befreien, und eben darum auch alle jene ſteifen Formen von der lebenskräftigen, friſch ſich regenden Natur abſtreifen, geſetzt auch, ſie verfielen nach dem Siege in die alten Fehler zurück.

Die Beziehung aller Wiſſenſchaften auf die Religion brachte einen gewiſſen prieſterlichen ſalbungsvollen Ton in die Gelehrſamkeit, der in den Fakultäten noch beibehalten wird, und ſelbſt die Naturaliſten anſteckt. Unſre Schriftſteller orakeln gar zu gern und ſuchen einen gewiſſen Nimbus um ſich zu verbreiten, und den Leſer zu myſtificiren, wie der Geiſtliche den Laien, der Schulmeiſter ſeine Schüler. In England und Frankreich befindet ſich der Autor gleichſam als Redner auf der Tribune, und gibt ſein Votum ab, als in einer Geſellſchaft gleicher und gebildeter Menſchen. In Deutſchland predigt er und ſchulmeiſtert.

Das zurückgezogene mönchiſche Leben der Gelehrten hat ohne Zweifel den Hang zu tiefſinnigen Be-

trachtungen, gelehrten Grübeleien und ausſchweifenden Phantaſien befördert, woraus denn auch der Mangel an praktiſchem Sinn und Lebensfreude ſich erklären läßt. Noch jetzt leben die meiſten Gelehrten und Schriftſteller wie Troglodyten in ihren Bücherhöhlen und verlieren mit dem Anblick der Natur zugleich den Sinn für dieſelbe, und die Kraft, ſie zu genießen. Das Leben wird ihnen ein Traum, und nur der Traum iſt ihr Leben. Ob der Schieferdecker vom Dach, oder Napoleon vom Thron gefallen, ſie ſagen: ſo ſo, ei ei! und ſtecken die Naſe wieder in die Bücher. Wie aber Früchte, die man in einem feuchten Keller aufbewahrt, vom Schimmel verderbt werden, ſo die Geiſtesfrüchte von der gelehrten Stubenluft. Der Vater theilt ſeinen geiſtigen Kindern nicht nur ſeine geiſtigen, ſondern auch ſeine phyſiſchen Krankheiten mit. Man kann den Büchern nicht nur die Verſtocktheit, Herzloſigkeit oder Hypochondrie, ſondern auch die Gicht, die Gelbſucht, ja die Häßlichkeit ihrer Verfaſſer anſehn.

Das ſchulgemäße Treiben hat zu gelehrter Pedanterie geführt. Die geſunde unmittelbare Anſchauung hat einer hypochondriſchen Reflexion Platz gemacht. Man ſchreibt Bücher aus Büchern, ſtatt ſie aus der Natur zu entlehnen. Man ſtellt die Dinge nicht mehr einfach dar, ſondern kramt dabei den Schatz ſeiner Kenntniſſe aus. Man weicht von dem urſprünglichen Zwecke der Wiſſenſchaften ab und

macht nur die Mittel zum Zweck. Über den gelehrten Hülfsmitteln vergißt man die Reſultate. Man ſieht kaum einen Theologen oder Juriſten, nur theologiſche, juridiſche Philologen. Alle hiſtoriſchen Wiſſenſchaften werden durch die philologiſch-critiſche Gelehrſamkeit ungeniesbar gemacht. Man frägt nicht nach dem Inhalt, nur nach der Schale. Man unterſucht die Richtigkeit, nicht die Wichtigkeit der Citate. Man freut ſich kindiſch, wenn man diplomatiſch erwieſen hat, daß dieſer oder jener Ausſpruch wirklich gethan worden iſt, ohne ſich darum zu bekümmern, ob er auch innere Wahrheit hat und ob überhaupt etwas daran liegt. Man häuft mit unſäglichem Fleiße Nachrichten, unter denen man mit eben ſo vieler Mühe wieder das Wenige zuſammenſuchen muß, was der Erinnerung werth iſt. Man verſchwendet ein jahrelanges Studium, um die richtige Leſart eines alten Dichters ausfindig zu machen, der oft beſſer gänzlich ſtillgeſchwiegen hätte. Selbſt die neuere Poeſie wird unter der Laſt der Gelehrſamkeit erdrückt. Die Sprache des natürlichen Gefühls und der lebendigen Anſchauung wird nur zu oft verdrängt durch gelehrte Reflexionen, Anſpielungen und Citate. Es gibt keinen Zweig der Literatur, auf welchen die Stubengelehrſamkeit nicht einen nachtheiligen Einfluß übte.

In der eigentlichen Schulweisheit, namentlich in den ſogenannten Brodwiſſenſchaften herrſcht ein Me-

chanismus, vulgo Schlendriau, der in den alten Gleiſen völlig ſeelenlos ſich fortbewegt. Die Univerſitäten ſind Fabrikanſtalten für Bücher und Büchermacher geworden. Man weicht von gewiſſen Formeln der Schule nicht ab, und jede neue Generation macht ihre Exercitien darnach. Aber die urſprüngliche Wahrheit wird verdunkelt durch die unendlichen Commentare. Die Sache, auf die es eigentlich ankommt, verſchwindet endlich unter der Laſt von Citaten, die ſie beweiſen ſollen. Das Leben entflieht unter dem anatomiſchen Meſſer. Das Wichtigſte wird langweilig, das Ehrwürdigſte trivial. Der Geiſt läßt ſich nicht auf die Compendien ſpannen, und die Natur greift mächtig durch die Paragraphen, die ſie einzuſchließen wagen.

Durch die Polemik wird der modernde gelehrte Sumpf aufgerührt, und es verbreiten ſich die mephytiſchen Dämpfe. Nirgends zeigt ſich die Unnatur der Stubengelehrten auffallender, als in ihren polemiſchen Schriften. Hier bewährt ſich das gute alte Sprichwort: je gelehrter deſto verkehrter. Auf der einen Seite ſind ſie ſo überſchwenglich weiſe, daß es einem geſunden Verſtande ſchwer wird, den labyrinthiſchen Gängen ihrer Logik zu folgen. Auf der andern Seite ſind ſie in den gemeinſten Dingen ſo unwiſſend, daß ein Bauer ſie belehren könnte. Bald ſind ſie ſo zart, ſcherzen attiſch und machen Anſpielungen, die einem alexandriniſchen Bibliothekar zur

Ehre gereichen würden, daß dem ehrlichen Deutſchen dumm dabei zu Muthe wird. Bald bedienen ſie ſich der abgefeimteſten Ränke oder der gröbſten Ausfälle, deren ſich ſelbſt der Pöbel ſchämen würde.

Auch was in der deutſchen Sprache verdorben wurde, kommt größtentheils auf Rechnung der Schulgelehrten. Daß ſie mit fremden Begriffen fremde Terminologien annahmen, war natürlich; in ihrer Vornehmigkeit affectirten ſie aber auch eine heilige Unverſtändlichkeit, um ſich den Laien deſto ehrwürdiger zu machen, oder ſie waren zu träg, und wurden zu wenig genöthigt, der Popularität ein Opfer zu bringen. Die Fakultätsmenſchen können ſich ſo deutſch ausdrücken, daß kein Ungeweihter ſie verſteht, und die Philoſophen verſtehen ſich oft ſelber nicht.

Die wahre Bildung iſt immer Sache des Volkes, die Schulgelehrſamkeit Sache eines Standes, einer Kaſte. Die Gelehrſamkeit bevogtet aber bei uns noch die Bildung, die Kaſte noch das Volk. Dieß iſt ein Mißverhältniß, das ſich mit Nothwendigkeit aufheben muß. Die gelehrte Vornehmigkeit iſt nur ein Bettelſtolz, der zu Schanden werden wird. Soll unſre Weisheit wirkſam werden, ſo muß ſie zuerſt allgemein faßlich ſeyn, und das kann ſie nur, wenn ſie aus dem Zwange der Schulgelehrſamkeit ſich befreit. Man fürchtet ſich gewöhnlich vor der Popularität, weil man ſie mit Gemeinheit ver-

wechſelt. Es gibt aber auch in Bezug auf Literatur nur ſo lange einen Pöbel, als es eine bevorrechtete Kaſte gibt. Ein wohlhäbiger, gebildeter Mittelſtand kann der Pedanterei und Anmaßung der letztern in dem Maaße entbehren, als er von der Gemeinheit des erſtern ſich entfernt.

Einfluß der fremden Literatur.

Der bekannte Nachahmungstrieb der Deutſchen herrſcht auch vorzüglich in ihrer Literatur. Man ſchätzt ſich glücklich und wirft es ſich zugleich vor, den Fremden nachzuhinken und zu ſtottern. Man ſtreitet ſich ſeit mehr als tauſend Jahren über dieß Phänomen in unſerm Nationalcharakter, wie über eine Neigung des Herzens, welche die Moral zu verbieten ſcheint. Schon in den Zeiten der Römer gab es zwei Parteien in Deutſchland, Nachahmer und Puriſten. Verächtlich ſind die Affen, die immer nur nach fremden rothen Lappen ſpringen, verächtlich die Entarteten, die ſich ſchämen, Deutſche zu ſeyn. Das Vorurtheil, daß die deutſche Natur eine Art Bärenhaftigkeit und Ruſticität ſey, die ſchlechterdings eines fremden Tanzmeiſters bedürfe, hat ſich nur bei ſolchen erzeugen und erhalten können, die wirklich recht plebegiſch geboren waren. Lächerlich aber ſind die Thoren, die ein Urdeutſchthum von allen fremden Schlacken reinigen, und um die deutſchen Grenzen

ein moraliſches Mauthſyſtem einrichten, ja der Sonne ſelbſt gebieten möchten, nur über Deutſchland zu leuchten.

Die Cultur iſt ſo gemeinſam, wie das Licht, und ihr ſegensreicher Einfluß verbreitet ſich unter climatiſchen Modificationen doch allwärts auf dem Erdenrund. Nirgends ſind unüberſteigliche Grenzen gezogen. Der Handel verbindet alle Länder und verbreitet die materiellen Produkte derſelben. Die Literatur ſoll auf gleiche Weiſe die geiſtigen Schätze der Völker ausſtreuen. Jedes Land ſoll von dem andern annehmen, was ſeine Natur verträgt und was ihm Gedeihen bringt, und auch in den Geiſt eines Volkes darf verpflanzt werden, was er verträgt und was ihn edler entwickelt.

Wenn es manches gibt, was nur eine Nation beſitzen kann, und wodurch ſie eben eigenthümlich wird, ſo gibt es viel höhere Güter, die keinem ausſchließlich zukommen, und Eigenthum des geſammten menſchlichen Geſchlechts ſind. Die Erſcheinung des Chriſtenthums allein ſtraft den Puriſteneifer. Wir müßten eigentlich die ganze Geſchichte zurückſchrauben, um uns von fremden Einflüſſen zu reinigen, da unſre ganze neuere Bildung auf der romaniſchen des Mittelalters beruht. Wir müßten nackt in die Wälder laufen, wenn wir uns von allem dem entkleiden wollten, was wir von Fremden angenommen. Abgeſehn aber von dem nothwendigen, in der Natur begründeten und in der Geſchichte uralten, wechſelſei=

tigen Unterricht der Völker, zeichnet uns Deutſche vorzugsweiſe eine außerordentliche Vorliebe für das Fremde und ein ſeltnes Geſchick der Nachahmung aus, die eben deshalb auch zu Übertreibungen und unnatürlichen Vergeſſen des eignen Werthes führen. —

Die tiefſte Quelle jener Neigung iſt die Humanität des deutſchen Charakters. Wir ſind durchaus Cosmopoliten. Unſre Nationalität iſt, keine haben zu wollen, ſondern gegen die nationelle Beſonderheit etwas allgemein gültiges Menſchliches geltend zu machen. Wir haben ein beſtändiges Bedürfniß, in uns das Ideal eines philoſophiſchen Normalvolks zu realiſiren. Wir wollen die Bildung aller Nationen, alle Blüthen des menſchlichen Geiſtes uns aneignen. Dieſe Neigung iſt ſtärker, als unſer Nationalſtolz, ſo lange wir nicht eben in ihr unſern Nationalſtolz ſuchen. Auch andre Völker wollen ein Normalvolk ſeyn, und ohne dieſen Glauben gäb es gar keinen Nationalſtolz, aber ſie wollen keineswegs ſich verläugnen, ſondern nur allen andern ihr Gepräge aufdrücken. Auch andre Völker ſchätzen das Fremde, aber ſie werfen ſich ſelbſt dagegen nicht weg. Doch hat auch die Entäußerung ihr Gutes und ihren natürlichen Grund. Der Liebe iſt immer eine ſtarke Selbſtverläugnung eigenthümlich. Dem Intereſſe für das Fremde, der Liebe, aus welcher alle Bildung entſpringt, ſchadet nichts mehr als der Egoismus, der Cultur nichts mehr als der Nationaldünkel. Eine

gewiſſe Reſignatinn iſt nothwendig, wenn wir vollkommen für das Fremde empfänglich werden ſollen. Unterſuchen wir die Hinderniſſe, welche bei ſo vielen Völkern die Fortſchritte der Cultur aufgehalten haben, ſo werden wir ſie weniger in der Rohheit derſelben, als in der Selbſtzufriedenheit und in den Vorurtheilen ihres Nationalſtolzes finden. Immer aber ſind je die edelſten Völker zugleich die toleranteſten geweſen, und die niedrigſten immer die eitelſten.

Es iſt indeß nicht nur jene philoſophiſche Richtung unſers Charakters, die Bildungsfähigkeit und Wißbegier, der Entwicklungstrieb und das ideale Streben, ſondern auch eine poetiſche Richtung, ein romantiſcher Hang, der uns das Fremde lieben macht. Eine poetiſche Illuſion ſchwebt verſchönernd um alles Fremde und nimmt unſre Phantaſie gefangen. Was nur fremd iſt, erweckt eine romantiſche Stimmung in uns, ſelbſt wenn es ſchlechter iſt, als was wir längſt ſelber haben. Darum nehmen wir ſo vieles von Fremden an, was uns keineswegs in unſrer Entwicklung weiter bringt, und die Einbildung macht erſt eine Neigung verderblich, die der Verſtand billigen muß, indem er ſie ermäßigt. Wenn die Einbildung einmal übertreibt, ſo begehn wir immer zwei Fehler zugleich, den der blinden, ſklaviſchen Hingebung an das Fremde und den einer blinden Verkennung unſrer ſelbſt. Wir beſitzen die poetiſche Gabe, uns zu myſtificiren, uns gleichſam in dramatiſche Perſonen zu verwandeln und einer fremden Illuſion

hinzugeben. Viele Gelehrte denken ſich ſo ins Griechiſche, viele Romantiker ſo ins Mittelalter, viele Politiker ſo ins Franzöſiſche, viele Theologen ſo in die Bibel hinein, daß ſie von allem, was um ſie vorgeht, nichts mehr zu wiſſen ſcheinen. Dieſer Zuſtand hat einige Ähnlichkeit mit Wahnſinn und führt oft zu Wahnſinn. Den auf dieſe Weiſe Beſeſſenen kommt die ungemeine Bildungsfähigkeit der deutſchen Geſinnung und Sprache zu Hülfe. Sie wiſſen in der Literatur die fremde Sprache trefflich zu erkünſteln, und treiben den eigenthümlichen Geiſt der deutſchen Sprache aus, um fremde Götzen einzuführen. Sie ſpotten über alle, die es ihnen nicht nachthun, und erzürnen ſich, wenn irgend die Natur ſich der Kunſt nicht fügen will. Dergleichen Extreme reiben ſich aber an einander ſelber auf. Gäb' es außer uns nur noch Ein Volk, ſo würden wir uns wahrſcheinlich ganz in daſſelbe hineinſtudieren, bis nichts mehr von uns übrig bliebe. Da es aber viele gibt, die wir alle nach einander nachahmen, und da ſie mit einander in Widerſpruch ſtehn, ſo wird das Gleichgewicht immer wieder hergeſtellt. So hat die ſuperfeine Convenienz der Gallomanie an dem derben Humor der Anglomanie, die regelrechte Gräkomanie an dem ausſchweifenden Orientalismus, der flache Liberalismus an der myſtiſchen Romantik ſich aufreiben müſſen, und dieſe wieder an jenen. Die verſchiednen Perioden unſrer Nachahmungswuth hängen nicht allein von der äußern Erſcheinung fremder Vortrefflichkeiten, ſon-

dern auch von ſubjectiven Beſtimmungsgründen ab. Dieſelben Muſter ſtehn immerwährend und zugleich vor unſern Augen, und doch intereſſiren wir uns abwechſelnd nur für die einen und ſind für die andern blind. Dies hängt von dem innern Entwicklungsgang unſrer Natur und von dem äußern großen Gange der Geſchichte ab. Wir intereſſiren uns immer für dasjenige Fremde, was gerade mit unſrer Bildungsſtufe und Stimmung am meiſten harmonirt. Als unſer Verſtand aus den engen Glaubensbanden frei zu werden begann, wurden die verſtändigen, aufgeklärten Alten unſre Muſter. Als das gänzlich vernachläſſigte oder mißhandelte Gefühl gegen die Tyrannei einer ſeichten Verſtändigkeit, eines flachen Liberalismus ſich empörte, mußte das Mittelalter wieder zum Muſter dienen. Als der Deutſche zum Gefühl ſeiner Plumpheit gelangte, gab er ſich dem leichtfüßigen Franzmann in die Lehre. Als er in ſeinem trägen politiſchen Schlafe Träume bekam, drängten ſich ihm die Bilder Englands und Amerikas oder der alten Republiken auf. Als er die Unbequemlichkeit und Unnatur ſeiner altfränkiſchen Gewohnheiten endlich fühlte, mußte der Inſtinkt ihn zur griechiſchen Leichtigkeit, ja zur Nacktheit zurückführen. Als er durch Schickſal und Ungeſchick in Armuth verſunken war, mußte die materielle Wohlfahrt der Britten ihm ein Muſter werden.

Gleich thörichten Kindern aber zerbrechen wir das Spielzeug oder werfen das Schulbuch in den

Winkel, wenn wir es nicht mehr gern haben oder brauchen. Niemand iſt ſo ſklaviſch ergeben und niemand ſo undankbar, als wir. Niemand weiß den eignen Werth ſo gründlich zu verkennen, und niemand die eigne Schuld ſo leichtſinnig andern zuzuſchreiben, als wir. Wir hielten vor fünfzig Jahren die Franzoſen für eine Art von Halbgöttern, vor zehn Jahren für halbe Teufel. Wir waren brutal genug, vor ihnen zu kriechen, und noch brutaler, ſie zu verachten. An die Stelle der Dummköpfe, welche den Säuglingen ſchon franzöſiſche Ammen, ja den Müttern franzöſiſche Einquartirung gaben, traten andre Dummköpfe, welche mit ſcythiſcher Dummdreiſtigkeit die edlen Blüthen franzöſiſcher Geſelligkeit niedertraten. Deutſche Politiker nahmen eine erbauliche Miene an und predigten gegen den galliſchen Antichriſt, und einer oder der andre einfältige Geſchichtſchreiber ſuchte ſogar ſich und andre zu belügen, daß die Franzoſen von unedlen aſiatiſchen Racen abſtammten und die Ehre nicht verdienten, Europäer zu heißen. Mit gleicher Barbarei verwerfen die Parteien je die Abgötterei der andern. Die Claſſiſchen ſchimpfen gegen das Mittelalter und den Orient. Die Romantiker kreuzigen ſich noch zuweilen vor den alten Heiden.

Natürlich äußert ſich die Vorliebe für fremde Literatur zunächſt in Überſetzungen. Bekanntlich wird in Deutſchland ungeheuer viel, ja völlig fabrikmäßig überſetzt. Wenn je unter dreißig Werken des

beſten deutſchen Autors eines im Auslande ſchlecht überſetzt wird, ſo werden dagegen die ſämmtlichen Werke jedes nur irgend erheblichen engliſchen oder franzöſiſchen Schriftſtellers in Deutſchland doppelt und dreifach überſetzt, ja man thut ihnen die Ehre an, noch eignes Fabrikat unter ihrem Namen drucken zu laſſen, wie dem Walter Scott. Ohnſtreitig ſind Ruhm und Vortheil auf unſrer Seite. Sollten uns auch viele Tugenden der Fremden mangeln, ſo theilen wir mit ihnen doch auch nicht jene vornehme Bornirtheit, die das Fremde achſelzuckend ignorirt. Es macht uns Ehre, von den großen Britten zu wiſſen; den Britten macht es keine Ehre, von den großen Deutſchen nichts zu wiſſen.

Überſetzungen ſind gewiß beſſer als Nachahmungen, und wer uns einen fremden Dichter überſetzt, hat ſicher mehr gethan, als der ihn nur in eigenen Dichtungen copirt. Aus demſelben Grunde taugen auch die freien Überſetzungen weniger als die treuen. Man verſteht aber unter der Treue ſo viel, daß es unmöglich iſt, ſie ganz zu erreichen. Eine Überſetzung kann niemals in allen Stücken treu ſeyn, um es in dem einen zu ſeyn, muß ſie das andere aufopfern. Daher theilen ſich auch die Überſetzer in zwei Klaſſen. Die einen opfern den Inhalt der Form oder den Gedanken dem Wort, den Sinn dem Klange, die andern umgekehrt dieſen jenem auf. Die einen wollen die Schönheit und den Wohlklang des fremden Ausdrucks, die andern nur die Klarheit und Verſtänd-

Weiſe eine ſo harmoniſche Bildung zu gewinnen ſuchen, als die Griechen zu ihrer Zeit auf ihre Weiſe ſie gewonnen. Lächerlich aber machen wir uns, wenn wir die griechiſchen Formen nachkünſteln, ohne den Geiſt und das Leben, aus welchen ſie hervorgingen. Wir ſollten unſre geſelligen Verhältniſſe nach unſrer Eigenthümlichkeit ſo fein ausbilden, wie die Franzoſen es nach der ihrigen thun. Affen aber ſind wir, wenn wir franzöſiſche Floskeln und Bücklinge nachtölpeln. Wir ſollten frei und männlich zu denken und zu handeln ſuchen, wie Engländer und Amerikaner, aber nicht von einer Nachäffung ihrer äußerlichen Inſtitutionen das Heil erwarten. Wir ſollten die Tüchtigkeit und den tiefen Geiſt des Mittelalters uns erneuern, aber nicht die alte Tracht und Sprache kümmerlich affectiren.

Die formellen Nachahmungen gleichen den **Moden** und haben daſſelbe Schickſal. Eine kurze Zeit gelten ſie ausſchließlich und man heißt ein Sonderling, wenn man ſie nicht mitmacht. Hinterher erſcheinen ſie alle lächerlich. Auch in Rom galt einſt der griechiſche Geſchmack. Wer aber wird anſtehn, die Kraft und den Ernſt der Römer in ihren eigenthümlichen Geiſteswerken unendlich höher zu ſchätzen, als die Affectation attiſcher Feinheit in ihren griechiſchen Copien? Lange ſchon erſcheinen uns die Franzoſen in ihren antiken Tragödien nur komiſch, aber wieviel wir uns darauf einbilden, geſchickter zu copiren, ſo ſind doch die als muſterhaft anerkannten Voßiſchen Copien nicht

gemeine Nothbehelf ſind die Tautologien. Wenn das Flickwort nur einen ähnlichen Sinn hat, ſo meint der Überſetzer, er habe genug gethan, ſofern nur zugleich das Metrum und der Reim gut ins Ohr fallen. Aber Tautologien ſind ihm durchaus nicht erlaubt. Er ſoll nicht ein ähnliches, ſondern das einzig richtige Wort gebrauchen; verlangt es der Reim oder das Metrum anders, ſo iſt es damit nicht entſchuldigt, denn nicht der Reim, ſondern der Sinn iſt die Hauptſache. Von dem gerügten Übelſtande ſchreibt ſich die ungemeine Verſchiedenheit von Überſetzungen ein und deſſelben Autors her, und wieder die ungemeine Gleichheit der verſchiedenſten Autoren, wenn ſie einer überſetzt hat. Von Dante, Taſſo, Petrarca, Camoens beſitzen wir Überſetzungen, die weit von einander abweichen, wo faſt jeder Vers anders conſtruirt und gereimt iſt; und umgekehrt ſehn ſich Homer, Heſiod, Theokrit, Äſchylos, Ariſtophanes, Virgil, Horaz, Ovid, Shakespeare ꝛc. in den Voßiſchen Überſetzungen ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. In beiden Fällen wird der Charakter des Originals verfälſcht, wenn auch der Wortklang noch ſo künſtlich copirt iſt.

N a ch a h m u n g e n entſtehen unvermeidlich aus der Anerkenntniß fremder Vortrefflichkeiten. Warum ſollten wir das nicht nachahmen, was nützlich oder ſchön und edel iſt? Wir begehn aber insgemein den Fehler, ſtatt der Sachen nur Formen nachahmen zu wollen. Wir ſollten für unſre Zeit und nach unſrer

blick nach Griechenland, im andern nach London verſetzen, doch wir ſelber bleiben in Deutſchland ſitzen. Wir hatten im Ungeſtüm des Enthuſiasmus den Fehler begangen, unſre Eigenthümlichkeit zu beſeitigen, um mit Haut und Haar in die fremde hinüberſpringen zu wollen. Wir bemerken jetzt, daß wir mit allem offnen Sinn für das Fremde doch zugleich eine eigenthümliche Auffaſſungsweiſe für daſſelbe mitbringen, meiſt eine innerliche, phantaſtiſche, tiefſinnige, und indem wir dieſe walten laſſen, verſchmilzt erſt ſie die Vorzüge der Fremden mit unſrer Nationalität.

Der literariſche Verkehr.

Denkt man an die Zeit zurück, da jedes Buch nur in wenigen Handſchriften exiſtirte, ſo begreift man, welch unermeßliches Übergewicht die heutige Literatur durch die Maſchinerie des Drucks und durch den Buchhandel gewonnen hat. Wenn daraus ein Segen für alle Zeiten erwachſen iſt, wenn wir Deutſche uns der Erfindung ewig werden rühmen können, ſo ſoll uns dies doch auch gegen einige Nachtheile nicht blind machen, die das leichte Verbreiten der Schriften mit ſich führt. Es erſtickt nämlich die wenigen guten Schriften unter der Laſt der ſchlechten, und da das Drucken ein Handwerk iſt, ſo geht es auf Nahrung aus, ob der Geiſt dabei gewinnen mag, oder nicht. Der Autor muß Bücher ſchaffen, nicht immer damit die Welt etwas Treffliches leſe, ſondern damit der Drucker drucken, der Verleger verkaufen könne.

Wiewohl die Deutſchen Erfinder des Drucks ſind, werden ſie doch von den Engländern in der

Kunſt, ſowohl ſchnell als ſchön zu drucken, bei weitem übertroffen. Nirgends herrſcht ſo viel Trägheit und Nachläſſigkeit, auch im Bücherdrucken, als in Deutſchland. Nirgends findet man ſo ſchlechtes Papier, ſo ſtumpfe Lettern, ſo viele Druckfehler. Dies rührt zum Theil daher, daß das Publikum es nicht ſo genau nimmt, und in der That, wer zuſieht, wie die meiſten Leſer mit Büchern umzugehen pflegen, gibt ihnen nicht gerne eine engliſche Ausgabe in die Hand. Der Hauptgrund, warum unſre Bücher ſo ſelten mit äußrer Pracht und Eleganz ausgeſtattet ſind, liegt aber wohl in der deutſchen Kleinkrämerei. Faſt alle unſre Buchhändler treiben nur Kramhandel für den Hausbedarf des Bürgers. Die hohe Nobleſſe verſorgt ſich aus Paris und London. Die wenigen großen Buchhändler in Deutſchland liefern zuweilen auch ein typographiſches Prachtwerk, aber meiſt zu ihrem Schaden. Löſchpapier findet beſſern Abſatz.

Was den Buchhandel betrifft, ſo leidet er an zwei Hauptübeln, dem Geldwucher und dem Modegeſchmack. Die meiſten Buchhändler ſind nur Kaufleute und ſuchen nur mit den Büchern Geld zu gewinnen, gleichviel, ob dieſe Bücher gut oder ſchlecht, heilſam oder verderblich ſind. Nur wenige haben ſich in der Geſchichte einen Namen und im Vaterlande warmen Dank erworben durch uneigennützige Beförderung des Guten, Wahren und Schönen, wo es der Aufmunterung und Unterſtützung bedurfte. Der Buchhändler hat, wenn es ihm an Mitteln nicht ge-

bricht, einen ſchönen Wirkungskreis. Er kann dem guten Schriftſteller in die Hände, dem ſchlechten entgegenarbeiten. Er kann durch die Wahl ſeiner Verlagsartikel die Bildung und den Geſchmack gewiſſermaßen beherrſchen, und auf das Publikum einen Einfluß üben, wie ihn im Kleinen jede Theaterdirektion durch ihr gutes oder ſchlechtes Repertorium übt. Er hat den edlen, ſeinen Stand hoch ehrenden Beruf, ein Mäcen zu ſeyn. Er kann durch ſeine Unterſtützung manchem Genie einen freien Boden geben, wo es ſich entwickeln kann; er kann das Verborgne oder Verkannte an das Licht ziehn, und nicht ſelten verdanken wir ihm erſt, was uns am Weiſen, am Dichter erhebt, und entzückt. Er kann endlich, vermöge ſeiner Stellung, die Literatur im Ganzen überblicken, und die Lücken bemerken, den Schriftſtellern heilſame Winke geben, Wege bereiten, die mannigfaltigen Kräfte der gelehrten und ſchönen Geiſter unmerklich lenken. Aber um dieſen ehrenvollen, großen Beruf zu erfüllen, bedarf der Buchhändler nicht nur eines klaren Kopfes, eines edlen Willens, ſondern auch der ökonomiſchen Mittel; dieſe Dinge finden ſich ſehr ſelten vereinigt. Bedenken wir ferner, daß auch der beſte Buchhändler immer theils vom Publikum und ſeiner Modeluſt, theils von den Schriftſtellern abhängig iſt, ſo können wir von den Buchhändlern allein das Heil der Literatur freilich nicht erwarten.

Die Mehrzahl der Buchhändler ſind nur Krämer, denen es größtentheils einerlei iſt, ob ſie mit Korn oder mit Wahrheit, mit Zucker oder mit Romanen, mit Pfeffer oder mit Satyren handeln, wenn ſie nur Geld verdienen. Der Buchhändler iſt entweder Fabrikant oder Spediteur oder beides zugleich. Die Bücher ſind ſeine Waare. Sein Zweck iſt Gewinn, das Mittel dazu nicht abſolute, ſondern relative Güte der Waare, und dieſe richtet ſich nach dem Bedürfniß der Käufer. Was die meiſteñ Käufer findet, iſt für den Buchhändler gute Waare, wenn es auch ein Schandfleck der Literatur wäre. Was keinen Käufer findet, iſt ſchlechte Waare, und wären es Offenbarungen aus allen ſieben Himmeln. Soll ein Buch Käufer finden, ſo muß es dem bekannten Geſchmack des Publicums angemeſſen ſeyn, oder ſeinen Neigungen und Schwächen ſchmeicheln und eine neue Mode erzeugen können. Deswegen begünſtigen die Verleger das Triviale und das Abenteuerliche. Soll das Publicum wiſſen, daß das Buch ſeinem Geſchmack entſpricht, ſo muß der Titel es anlocken. Deswegen iſt dem Verleger ein guter Titel mehr werth, als ein gutes Buch, oder dieſes nur durch jenen, und es entſteht ein Wetteifer unter den Buchhändlern, die ſchmeichelhafteſten Titel auszuhecken. Woher nimmt aber der Verleger ſolche Waare, die er für gut erkennt? Sie wächst nicht ſo häufig wild, als er dadurch reich werden könnte. Sie muß alſo durch Kunſt erzeugt werden. Es wird alſo ſtatt

der ſeltnen Alpenweide die überall ausführbare Stallfütterung der Autoren eingeführt. Der Verleger unterhält ſie, und ſie liefern ihm Milch, Butter, Käſe, Haut und Knochen. Und iſt wohl je ein Verleger verlegen um ſolche Leibeigene? Es drängen ſich ihm mehr zu ſeinem Gnadentiſch, als er verlangt. Je mehr fabricirt wird, deſto ſchlechter, je ſchlechter, deſto leichter, je leichter, deſto mehr Leute werden geſchickt dazu.

Vom Nachdruck kann hier nicht viel geſagt werden, da er auf den Gehalt der Literatur durchaus keinen Einfluß übt. Indeß will ich doch bei dieſer Gelegenheit ein wenig meine Verwunderung ausdrücken, warum über dieſen famöſen Nachdruck bei uns noch immer ſo verſchiedne Meinungen herrſchen. Er wird nicht nur von den Nachdruckern ſelbſt, oder vom Publicum, das dabei gewinnt, ſondern auch von ſcharfſinnigen Juriſten vertheidigt und von manchen Regierungen geduldet, verworfen aber nur von den betheiligten Autoren und Verlegern und von rechtlich Denkenden, ſey es auch, daß ſie rechtlich nur dächten, denn viele der Art ſind mir bekannt, die den Nachdruck verwerfen, das Nachgedruckte aber kaufen. In dieſem Widerſtreit des äußern Vortheils mit dem innern Verdammungsurtheil des Gewiſſens liegt der Grund, warum der Nachdruck trotz alles Moraliſirens immer fortbeſteht, und trotz aller Privilegien doch immer verdammt wird. Laßt ihn immer beſtehen, wenn die menſchliche Natur, die nach

äußern Vortheilen trachtet, ſich nicht bezwingen läßt. Diebe wird es ewig geben, oder die Träume der Idealiſten von allgemeiner Weltverbeſſerung müßten in Erfüllung gehn. Verdenkt es alſo den Nachdruckern nicht, wenn ſie den Autor und rechtmäßigen Verleger beſtehlen, aber ſtraft ſie, wenn ihr ſelbſt recht thun wollt. Verdenkt es auch dem Publicum nicht, wenn es die nachgedruckten Werke kauft, da es ſo oft von den rechtmäßigen Verlegern übervortheilt wird, und wenn es nur zwiſchen zwei Schrauben die Wahl hat, diejenige wählt, die es am wenigſten ſchraubt; hebt den einen Betrug auf, indem ihr den andern unterdrückt, denn wenn jedes Buch ſo wohlfeil verkauft wird, als der Nachdruck deſſelben, ſo wird der Nachdrucker bald ſeine Bude ſchließen müſſen. Mit einem Wort, gewährt den Menſchen ihren Vortheil auf rechtlichem Wege, damit ſie den ſträflichen nicht einſchlagen dürfen, und ſtraft ſie dann, wenn ſie es dennoch thun. Sophiſten aber ſind, die den Nachdruck als etwas Rechtliches in Schutz nehmen, ihn nicht aus dem Vortheil, den er mit ſich führt, ſondern aus dem Recht, auf dem er gegründet ſey, herleiten und entſchuldigen. Allerdings iſt der Streit über das geiſtige Eigenthum zwiſchen Verleger und Autor, wenn es an einem beſtimmten Contrakt gebricht, nicht immer leicht zu entſcheiden, allerdings ſind die Autoren oder ihre Erben in den meiſten Fällen von den Buchhändlern übervortheilt worden, und dieſe Letztern haben allein

die Früchte einer Arbeit genoſſen, die dem Arbeiter zuſtanden, und es wäre zu wünſchen, daß darüber unzweideutige Geſetze gegeben würden, das geiſtige Eigenthum kann aber immer nur entweder dem Autor, oder durch Vertrag dem Verleger zuſtehn, und muß es ſo lange, als dieſer rechtmäßige Beſitzer oder ſein rechtmäßiger Erbe lebt, es kann erſt dann Gemeingut werden, wie jedes andre Gut, wenn der letzte Erbe ſtirbt. Kein Dritter kann ohne Gewalt oder Diebſtahl dieſes geiſtigen Eigenthums ſich bemächtigen, ſo lange der rechtmäßige Beſitzer lebt. Oder wer ſollte denn das Recht haben, dieſe Gewalt, dieſen Diebſtahl zu begehen? wenn einer, dann auch jeder, und doch werden die Wenigſten damit zufrieden ſeyn, daß der Nachdrucker behaupten darf: ich bediene mich eines Rechts, das euch auch zuſteht, deſſen ihr euch nicht bedient, weßhalb ihr zwar thörichter ſeyd, als ich, aber keineswegs rechtlicher! Sie werden vielmehr den Nachdrucker als das anſehn, was er iſt, als einen Dieb, und ſich ſchämen, mit ihm ein Recht zu theilen, deſſen Anwendung eine Sünde und Schande iſt. Ihr aber, die ihr den Geiſt eines großen Schriftſtellers als Nationaleigenthum betrachtet und für die Mittheilung deſſelben unbedingte Freiheit verlangt, die ihr zu klügeln pflegt, ob, wenn der Nachdruck verboten ſeyn ſoll, nicht auch Auswendiglernen und Abſchreiben verboten werden müßte, bedenkt doch, ob ihr euer Auswendiggelerntes und eure Abſchriften auch verkaufen

würdet, wie der Nachdrucker ſeyn Buch, ob der Unterſchied nicht eben in dieſem Verkauf liegt, und ob ihr nicht zufrieden ſeyn könnt, daß euch jener große Geiſt an Tugenden und Kenntniſſen bereichert hat, und daß es wahrhaft demokratiſcher Übermuth wäre, auch noch die zeitlichen Vortheile theilen zu wollen, die ſeine Werke denen bringen mögen, denen er ſie freiwillig überlaſſen hat. Seyd zufrieden, daß dieſer Geiſt nicht blos über ein Eigenthum zu gebieten hatte, das baare Zinſen trägt, und das er nur einem oder wenigen ſchenken konnte, ſondern daß er auch noch ein Höheres beſaß, welches der Seele wuchert, und das er euch allen großmüthig geſchenkt hat.

Das Genie ſchafft gute, der Geldwucher viele Bücher. Die Buchhändler tragen aber nicht allein die Schuld davon. Sie fordern die ſchlechten Autoren nicht öfter auf, als ſie von dieſen aufgefordert werden. Der Schein klagt die Buchhändler an und rechtfertigt ſie; es ſind eben Kaufleute. Je mehr die Meinung, und nicht mit Unrecht, verbreitet iſt, daß der Buchhändler den Gewinn, der Autor die Ehre davon trage, deſto leichter kann der Autor ſeine eigne Habſucht verbergen. Ich mag die vielen Satyren gegen das Dichten und Schreiben ums liebe Brod nicht mit einer neuen vermehren; Jedermann weiß, daß viele hundert Federn in Deutſchland feil ſind. Die einen dienen um ein ärmliches Tagelohn, die andern verkaufen ſich an den Meiſtbietenden. Da

man ſeichte und ſchlechte Bücher am liebſten lieſt, und dieſe ſich am leichteſten und ſchnellſten fabriciren laſſen, iſt ein edler Wetteifer zwiſchen Verlegern und Verfaſſern entſtanden. Bald ſehn wir einen unternehmenden Buchhändler ein halbes Dutzend Hungerleider beſolden, die ihm Romane, Überſetzungen, Schulbücher und praktiſche Anweiſungen verfertigen müſſen; bald einen unternehmenden Autor ein halbes Dutzend Buchhändler in Bewegung ſetzen, denen er ſich wie ein Zuchtſtier abwechſelnd in die Pacht gibt.

Der Grund der deutſchen Schreibluſt liegt zwar allerdings tiefer, doch trägt die Anarchie des äußern literariſchen Verkehrs unſtreitig ſehr viel bei, den Bücherpöbel zur Herrſchaft zu bringen. Wo alle kochen, wird ſchlecht gekocht; wo alle ſchreiben, wird ſchlecht geſchrieben. Daß aber auch die ſchlechteſten Bücher gedruckt und geleſen werden, hat ſeinen Grund nur in den äußern Verhältniſſen des Buchhandels und des Publikums. Wäre das Publicum gebildet genug, ſo würden die Buchhändler nur gute Bücher abſetzen, mithin auch nur ſolche drucken laſſen, ſo würden die ſchlechten Schriftſteller wie Pilze vertrocknen. Schlechte Bücher entſtehen nur, wenn die Buchhändler wollen, und dieſe wollen nur, wenn das Publicum damit zufrieden iſt. Allerdings ſind die Buchhändler ſehr oft gewiſſenloſe Höflinge, die den Herrn, deſſen Brod ſie eſſen, oder das Publicum, noch ſchlechter machen, aber wenn ſie einen tüchtigen Herrn hätten, ſo würden ſie ſelbſt beſſer ſeyn müſſen.

Wer einmal für das Geld ſchreibt, hat ſchon alle Scham aufgegeben, der Eine, weil er muß, aus Verzweiflung; der Andre mit Bedacht, wie ein Poſſenreißer, um deſto mehr Zuſchauer anzulocken. Die gewöhnlichen Sünden dieſer Büchermacher ſind: Ehrloſigkeit, die keine Mittel ſcheut, um Aufſehen zu erregen, oder wenigſtens Abſatz zu bekommen; brutaler Hohn gegen die redlichen Autoren, denen ſie in's Handwerk pfuſchen, Schmeichelei der böſen und verborgnen Neigungen, und Beſchönigungen des Laſters, theils um ein ergiebiges Feld zu bearbeiten, das die beſſern Autoren ihnen übrig gelaſſen, theils um ihre Leſer zu ihren Mitſchuldigen zu machen; Heuchelei, wenn es gilt, der Frömmigkeit oder Ehrlichkeit einen Blutpfennig abzudringen; ſchamloſe Dieberei und Flickerei aus beſſern Werken, wenn dieſelben Glück gemacht haben; endlich die alles umfaſſende, alles durchdringende Trivialität, die abgeſchmackte Brühe, in der alles gekocht wird.

Schon bald nach Erfindung des Drucks überſchwemmte die Polemik der Confeſſionen Deuſchland mit theologiſchen Schriften. Als man endlich wieder etwas luſtiger wurde, kam die Belletriſtik in Flor. Da man die zahlreichen Vortheile, welche die Schriftſtellerei dem Eigennutz und dem Ehrgeitz gewährt, genau erkannt hatte, drängte ſich alles zur Autorſchaft, und ſelbſt, die geſchwiegen haben würden, ſahen ſich durch Freunde, Schüler, Angriffe und ſchlechte Bücher zur Abfaſſung ihrer eignen gedrungen. End-

lich erkannten die Buchhändler, welchen Gewinn ſie vom Publikum ziehen könnten, wenn ſie demſelben alles Intereſſante aus dem bisher von der Zunft verſchloßnen Reiche des Wiſſens mittheilten, das Heilige profanirten, das Gute der Fremden nationaliſirten, und alsbald legten ſie Fabriken an und beſoldeten ihre Büchermacher für alle Stände, Geſchlechter und Alter, für das Volk, die Jugend, die Damen, und vorzugsweiſe für alle, die an Maſſe die zahlreichſten, die Bücher auch in Maſſe bezahlen konnten.

Der Einfluß dieſes Verhältniſſes auf den Gehalt der Literatur iſt verſchiedenartig und hat wieder ſeine gute und böſe Seite. Es iſt allerdings ein ſchönes Zeichen der Zeit, daß die geiſtige Cultur allgemein befördert, daß jedem alles Wiſſen zugänglich gemacht wird. Indeß iſt eben ſo gewiß, daß das urſprüngliche Licht der Aufklärung in ſo mannigfach graduirten Farben gebrochen ſich verdunkelt, daß, was für die Maſſe gewonnen wird, vom Gehalt abgeht. Der Himmel ſtreut die Gaben des Genius nicht allzu verſchwenderiſch aus. Viele ſind berufen, aber wenige nur ſind auserwählt, von hundert deutſchen Schriftſtellern kaum einer. Was nun die Geiſtloſen ſchreiben, iſt wie ſie ſelbſt, und kein Werk verläugnet ſeinen Schöpfer. Die guten Bücher werden von den ſchlechten nur allzu leicht verdrängt, und da die Maſſe die Anſtrengung ſcheut, ſo vergißt ſie bei dem ſeichten Autor, den ſie verſteht, gern den tiefen,

der ihr ſchwierig erſcheint. Sie hegt eine gewiſſe Ehrfurcht vor dem Gedruckten, und ſieht ſie nur ihre Gemeinplätze gedruckt, ſo erkennt ſie den beſſern Büchern den höhern Rang nicht mehr zu. Daß in Deutſchland ſo viel Erbärmliches geſchrieben wird, hat einen gewiſſermaßen phyſiſchen Grund. Die Genies wachſen bekanntlich nicht wälderweiſe, ſondern einzeln und ſelten. Die vielen tauſend deutſchen Bücher werden nicht von lauter Genies, ſondern vom Haufen geſchrieben. Ich will indeß die Ehre einer ſo anſehnlichen Menge deutſcher Männer nicht herabſetzen. Man kann der beſte, ja der weiſeſte Menſch ſeyn, und doch kein gutes Buch zu Stande bringen. Mancher vortreffliche Mann erſcheint uns erſt ein wenig einfältig, wenn er für den Druck ſchreibt, wie umgekehrt mancher erſt dann beſeelt zu werden ſcheint, wenn er die Feder in die Hand nimmt.

Wir haben viele ſchlechte Bücher, wie in Revolutionen viele ſchlechte Menſchen an die Spitze kommen. Sie ſind für einen Augenblick allmächtig, im nächſten fallen ſie in ihr Nichts zurück. Seufzt der Fromme, der Pöbel lacht. Zürnt ein Prophet, der Haufe wagt es, ihn zu verachten. Alle Bemühungen, die Wahrheit, die Gerechtigkeit und den guten Geſchmack zu vertheidigen, ſcheitern an der Unverſchämtheit der Modeſchriftſteller. Wo recht viele Schlechte zuſammen kommen, entſteht ein esprit de corps, der ſo heroiſch iſt, als gälte es das Heiligſte. Man kann darüber reden, aber man ſoll ſich nicht einbil-

den, es ändern zu können. Man kann nur wie Tacitus die ſchlechte Gegenwart ſchildern, ohne ſich anzumaßen, ſie beſſern zu wollen. Man darf nur die Zeit abwarten. Schlechte Bücher haben ihre Jahreszeit, wie das Ungeziefer. Sie kommen in Schwärmen, und ſind vernichtet, ehe man es denkt. Wo iſt die theologiſche Polemik des ſiebzehnten Jahrhunderts geblieben? wo iſt der Geſchmack des achtzehnten, wo iſt Godſched hingekommen? Wie viele tauſend ſchlechte Bücher ſind den Weg alles Papiers gegangen, oder modern in Bibliotheken! Die unſrigen halten nicht einmal ſo lange wieder, weil das Papier ſelber ſchlecht iſt, wie der Inhalt. Die Moden wechſeln zwar nur, und Thorheit und Gemeinheit wiſſen ſich unter neuer Geſtalt immer wieder geltend zu machen; doch die alten Sünder bekommen ſicher ihren Lohn. Die Gegenwart duldet keinen Richter, aber die Vergangenheit findet immer den gerechteſten. Selbſt unſre Thoren kennen und verachten die alten, ohne zu ahnen, daß es ihnen nicht beſſer gehen wird. Vermöge eines glücklichen Inſtinkts der menſchlichen Natur, nehmen wir uns aus dem literariſchen Erbe der Vergangenheit immer nur das Beſte, oder wenigſtens das Wichtigſte heraus. Unter drei guten Schriftſtellern erhält wenigſtens einer erſt in der Zukunft ſeine Apotheoſe, und unter hundert ſchlechten, die in der Gegenwart glänzen, bringt immer nur einer ſein böſes Beiſpiel auf die Nachwelt.

Es gibt ſchlechte Principien, die ſich in der Literatur ausſprechen, und jede Partei hält die entgegengeſetzte für ſchlecht. Aber jede hat die Befugniß, ſich auszuſprechen, und das ſchlechteſte Princip kann noch auf geniale Weiſe und zum Glanze der Literatur vertheidigt werden. Ein ganzer Teufel iſt noch immer intereſſanter, als ein halber, matter, trivialer Engel. Nicht ſchlechte Principien, ſondern ſchlechte Kräfte ſind Schuld am Verderben der Literatur wie des Lebens. Die Mittelmäßigkeit, die Geiſtloſigkeit, die Schwäche, die Furcht vor dem Genie, der Haß gegen die Größe, die Unverſchämtheit und die Anmaßung des literariſchen Pöbels und die ſtillſchweigende oder prahleriſche Demagogie gegen die Ariſtokratie der großen Geiſter, kurz die Gemeinheit der Schriftſteller iſt die Erbſünde der Literatur. Unbemerkt haben die Menſchen die Grundſätze erſetzt und an ihre Stelle ſich geſchoben, wie in der franzöſiſchen Revolution. Statt der feindſeligen Principien verſchiedner Parteien kämpfen die Edlen und Schlechten von allen Parteien. Es gibt wenig gute Bücher, aber von jeder Partei, und unzählige ſchlechte wieder von jeder. Während die Maſſen um ihre Grundſätze und Meinungen zanken, erheben ſich die wenigen wahrhaft Gebildeten immer nur gegen die Gemeinheit der Maſſen. Sie ehren jede Kraft, ſelbſt die feindliche; nur die Halbheit, Falſchheit, Ohnmacht iſt ihr unverſöhnlicher Feind.

Die Umſtände tragen vieles bei, daß eine ſo große Menge unberufener Autoren auftritt. Die Kunſt iſt profanirt worden. Man glaubt keiner Meiſterſchaft mehr zu bedürfen. Jeder achtet ſich für eben ſo befugt, zu ſchreiben, als zu reden. Die Gelehrſamkeit der Kaſte iſt ſo ins Abſurde gerathen, daß die geſunde Vernunft der Laien eine Revolution dagegen erheben und einen leichten Sieg davon tragen konnte. Plötzlich brachen aus der Hefe des Laienvolks Publiciſten und Romanſchreiber, als andre Marſeiller und Septembriſeurs, unter die alten gelehrten Perüken, und auch die Poiſſarden fehlten nicht. Wie hätten die Weiber, bei denen der geſunde Menſchenverſtand immer wie an der Wurzel hält, ihre Sentimens und natürlichen Erfahrungen nicht geltend machen ſollen, wie hätten ſie nicht mit ihren Talenten glänzen wollen, da die Bahn des Ruhms ihnen offen ſtund. So ſehn wir jetzt eine närriſche Armee von Weibern und Kindern das Ballhaus zur literariſchen Nationalverſammlung machen, und dem deutſchen Publikum Geſetze geben.

Der Gelehrte ſchreibt, weil er weiſer zu ſeyn glaubt, als andre, und weil er die Schriftſtellerei zu ſeinen Rechten und Pflichten zählt. Die Profanen ſchreiben, weil ſie ſich für geſcheiter und geſünder achten, als die Gelehrten, und weil ſie, indem ſie uns zur Natur zurückführen wollen, zunächſt ihre eigne für die rechte halten. Endlich iſt es ein immer wiederkehrender Wahn der Einfältigen, der Eitlen

und der Jugend, daß, was für ſie ſelbſt neu iſt, auch für die ganze Welt neu ſeyn müſſe. Es entſtehen täglich neue wiſſenſchaftliche Bücher, worin auch nicht ein neuer Gedanke für die Welt iſt, ſo neu auch alle dem Autor geweſen ſeyn mögen. Vor den Gedichten aber iſt faſt keine Rettung mehr. Wenn ein Jüngling liebt, meint er, die ganze Welt liebe zum erſtenmal. Er macht Verſe und wähnt, niemand habe dergleichen noch gehört.

Die Schreibwuth der Naturaliſten hat diejenige der Gelehrten keineswegs verdrängt, ſondern nur noch lebhafter angefacht. Die Univerſitäten machen es ſich zur Pflicht, zu ſchreiben, was die Preſſe vermag, und gelehrte Bücher bilden die Stufen, auf welchen der Candidat in höhere Ämter ſchreitet. Wie kümmerlich friſtet ſich manches gelehrte Journal, aber es gilt die Ehre der Univerſität, und das ganze akademiſche Volk wird beſteuert. Wie ſauer wird es manchem Neuling, ein Buch zuſammenzuſchreiben, aber es gilt die Ehre und das Amt, und Noth bricht auch den eiſernen Schädel. Die Arbeiten ſind aber auch darnach, und man ſieht ihnen alle die Mühe an, deren ſie nicht werth ſind.

Man beſchäftigt ſich je mehr und mehr, populär zu ſchreiben, der größern Maſſe des Publikums alles Nützliche und Belehrende mitzutheilen, was von Fremden oder durch die Gelehrſamkeit gewonnen wird. Selbſt die ſtrengſten Wiſſenſchaften werden ſo zubereitet, daß auch der Ungebildete einen Geſchmack da-

von bekommt. Es erſcheinen: Mythologien für Damen, populäre Vorleſungen über die Aſtronomie, Hausapotheker und Selbſtärzte, Weltgeſchichten für die Jugend, die Weltweisheit in einer Nuß, und die Theologie in acht Bänden oder Stunden der Andacht und dergleichen. Wie zu des Heilands Geburt hält man einen allgemeinen Kindermarkt, und alle Buchhändlerbuden hängen voll Schriften für die (elegante) Welt, das Volk, die (gebildeten) Stände, die Damen, die (deutſchen) Frauen, das (reifere) Alter, die (zartere, liebe) Jugend, Söhne und Töchter edler Herkunft, Bürger und Landmann, für Jedermann, für allerlei Leſer, kurz für ſo viele, als der Buchhändler zuſammen trommeln kann.

An und für ſich iſt das Beſtreben, faßlich zu ſchreiben und die ungebildete Mitwelt zu belehren, eben ſo lobenswürdig, als die gelehrte Vornehmigkeit, die mit ihrer Hieroglyphenſprache prahlt, und ſtolz darauf iſt, daß der große Haufe ſie nicht verſteht, verworfen werden muß. Auch die wenige Strenge, mit welcher wiſſenſchaftliche Gegenſtände im populären Vortrag abgehandelt zu werden pflegen und der fade Ton, der ſich dabei einſchleicht, läßt ſich zum Theil durch das Publikum entſchuldigen, nach deſſen Faſſungskräften der Autor ſich richten muß, wenn er gehört und verſtanden werden will. Indeß läßt ſich nicht verkennen, daß es doch nur wieder die vielen unberufenen Autoren ſind, die auch hier das meiſte verderben. Auch der ſeichteſte Kopf maßt ſich an,

fürs Volk zu ſchreiben, während er ſich ſchämen würde, für die Gelehrten zu ſchreiben. Das Volk hält jeder für gut genug, ein Auditorium abzugeben, und für ſchlecht genug, um ihm auch das Albernſte vorzutragen. Nichts erſcheint ſo leicht, als für das Volk zu ſchreiben, denn je weniger man Kunſt anwendet, deſto eher wird man verſtanden; je mehr man ſich gehn läßt, je gemeiner und alltäglicher man ſchreibt, deſto mehr harmonirt man mit der Maſſe der Leſer. Je tiefer man zu der Beſchränktheit, Brutalität, den Vorurtheilen und den unwürdigen Neigungen der Menge hinabſteigt, deſto mehr ſchmeichelt man ihr, und wird von ihr geſchmeichelt. Für das Volk ſchlecht zu ſchreiben, iſt daher den ſchlechten Schriftſtellern leicht und erſprießlich, daher es auch bis zum Frevel getrieben wird. Für das Volk aber gut zu ſchreiben, iſt ſicher etwas ſehr Schwieriges und darum geſchieht es ſo ſelten. Will man die Maſſe beſſern und veredeln, ſo läuft man Gefahr ihr zu mißfallen. Will man ſie über höhere Dinge belehren, ſo iſt es höchſt ſchwierig, den rechten Ton zu treffen. Man hat entweder zu einſeitig den Gegenſtand vor Augen, und ſpricht darüber zu gelehrt und unverſtändlich, oder man berückſichtigt eben ſo einſeitig die Menge und entweiht den Gegenſtand durch einen allzu trivialen, oft burlesken Vortrag. Die Schriftſteller fehlen hierin ſo oft, als die Prediger.

Indem Autoren und Buchhändler unter einander wetteifern, eine möglichſt große Popularität ihrer

eigenen geiſtigen Produkte oder doch ihrer Bearbeitung fremder zu erzielen, wetteifert wieder das Publikum mit beiden, dieſe popularen Sachen zu kaufen und zu verſchlingen. Das Popularmachen geſchieht hauptſächlich auf drei Wegen, durch Zeitſchriften, wohlfeile Ausgaben und Auszüge oder Handbücher.

Die periodiſche Literatur iſt theils bloßen Anzeigen, theils Auszügen und einzelnen kleinen Geiſtesprodukten gewidmet. In beiden Fällen iſt Popularität ihr erſtes und letztes Ziel. Alle Zeitſchriften ſind Wirthshäuſer, die nur der Gäſte wegen da ſind. Der anzeigende und rezenſirende Theil derſelben hat ſich bei der ungeheuern Zunahme der Bücher ſelbſt ſo unentbehrlich zu machen gewußt, daß er für eine bedeutende Menſchenmenge wirklich an die Stelle der Werke ſelbſt tritt. Man liest ſtatt der Bücher nur deren Rezenſionen. Mehrere hundert Zeitſchriften für alle literariſchen Fächer cirkuliren täglich in Deutſchland, werden täglich von Millionen Leſern geleſen; und die Mehrzahl deutſcher Leſer liest mehr Zeitungen als ſelbſtſtändige Werke. Wer nicht ein Gelehrter von Fach iſt, nimmt kaum etwas anders Gedrucktes in die Hand, als auf Muſeen und in Leſecirkeln die neuſten Blätter. So zerblättert ſich die deutſche Literatur, indem ſie popular wird. Man kann die vielen in jedem Fach jährlich neu erſcheinenden Werke nicht alle leſen, aber man will doch wiſſen was darin ſteht, alſo lechzt man nach Rezenſionen und Auszügen.

Bedeutendere Werke des In- und Auslandes, die man ganz zu haben wünſcht, erſcheinen in wohlfeilen, in beiſpiellos wohlfeilen Ausgaben. Dieſe neue Erſcheinung im Buchhandel iſt gewiß von großer Bedeutung. Sie vollendet erſt die ſegensreiche Wirkung, die in der Erfindung der Buchdruckerkunſt vorbereitet wurde, denn es iſt nicht genug, daß die beſten Schriftwerke auf die leichteſte Weiſe vervielfältigt werden können, das Publikum muß auch in den Stand geſetzt werden, ſich dieſelben auf die leichteſte Weiſe anzuſchaffen. Was hilft es den ärmeren Leſer, daß vorzügliche Werke vorhanden ſind, wenn ſie nicht zum Beſitz derſelben gelangen können? Offenbar gewinnt das Publikum durch die Wohlfeilheit der beſten Geiſtesprodukte, und auch die Buchhändler können dabei nur gewinnen. Der einzige Nachtheil, den dieſe wohlfeilen Ausgaben mit ſich bringen, beſteht darin, daß nicht immer die beſten Werke, ſondern auch mitunter die ſchlechteſten, wenn ſie nur Mode ſind, dadurch eine ſchädliche Verbreitung erlangen, und daß die Erſcheinung guter neuer Werke durch die Menge der ältern erſchwert wird. Der Buchhändler ſieht bei ſeinen wohlfeilen Ausgaben anerkannter Werke einen ſichern Vortheil voraus, bei neuern Werken aber nur ein Riſico, da die Leſer und Käufer der lezten ſich in dem Maß verringern müſſen, als die der erſtern ſich vermehren. Es ſteht zu erwarten, daß die wohlfeile Herausgabe der anerkannten Bücher in ein förmliches Syſtem gebracht

werden wird, und daß dann neue Werke immer ſchwieriger durchdringen werden.

Man hat auch häufig dem Preßzwang Schuld gegeben, daß er viele ſchlechte Bücher veranlaſſe, und zum Theil mit Recht. Im Schatten bleibt manche Blume verſchloſſen, aber die Pilze ſchießen üppig auf. Indeß erſtreckt ſich der Preßzwang doch nur auf gewiſſe Zweige der Literatur, und in andern, die kein Cenſor beſchneidet, wird nicht weniger geſündigt. Man kann nur ſagen, daß der Preßzwang den Geiſt der Nation überhaupt verdumpft, indem er einzelne Äußerungen deſſelben unterdrückt, wie der ganze Körper krank wird, wenn ein Glied gelähmt iſt.

Die Gewalt, welche die Schrift über die Meinungen übt, und der Einfluß der Meinung auf die Handlungen machen die Literatur zu einem wichtigen Gegenſtande der Politik. Sofern jeder Staat ein unbezweifeltes Recht ſeiner Exiſtenz anſpricht und ſomit nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht der Selbſterhaltung ſich zuerkennt, muß er nothwendig dafür ſorgen, daß die Literatur keine Meinungen verbreite, welche jener Exiſtenz gefährlich werden können, und dies ſucht er vermittelſt der Cenſur zu erreichen. Ob aber jener Zweck, den das Staatsrecht heiligt, dem allgemeinen Menſchenrechte nicht widerſpreche, ob er deßhalb erreicht werden könne, und ob jenes Mittel, die Cenſur, das rechte Mittel ſey, das ſind andre Fragen.

Der Menſch hat ein urſprüngliches Recht der Mittheilung und es entſteht ein nicht unbilliger Zweifel, ob ein Staat, welcher dieſes Recht nicht garantirt, vollkommen zu nennen ſey, und ob ein unvollkommner Staat eine ewige Exiſtenz anſprechen könne. Aus der Mittheilung entſpringt alle Cultur, und die Cultur iſt der höchſte Zweck der Menſchheit. Verbietet ein Staat die Mittheilung, ſo hemmt er die Cultur. Hätte der erſte Staat urſprünglich zugleich das Recht und die Kraft gehabt, die Mittheilungen ſeiner Bürger zu verbieten, ſo würde alle Cultur unmöglich geweſen ſeyn und wir würden noch auf der erſten Stufe ſtehn. Wir haben aber ſchon eine Menge Stufen zurückgelegt, und wodurch? Entweder dadurch, daß der Staat jene Mittheilungen nicht gehemmt hat, oder dadurch, daß das Menſchenrecht über das Staatsrecht geſiegt, und in Revolutionen die ſtrengen Staaten vertilgt und freiere neu geſchaffen hat.

Überlaſſen wir es alſo der Theorie, auf doppelte Weiſe einerſeits das Menſchenrecht, andrerſeits das Staatsrecht, und dort die Nothwendigkeit der Preßfreiheit, hier die der Cenſur zu vertheidigen, laſſen wir die Philoſophen und Staatsmänner über beides ſtreiten und halten wir uns lediglich an die Erfahrung. Sie lehrt uns, daß der Sieg immer an die Kraft gebunden iſt, daß einmal die freiſinnigſten und gebildetſten Nationen mit allen noch ſo gegründeten Deklamationen für die Preßfreiheit durch einen

politiſchen Machtſpruch zum Schweigen gebracht worden ſind, und daß ein andermal auch die ſtrengſte Aufſicht und Kraftanſtrengung der politiſchen Gewalten die Verbreitung opponirender Meinungen nicht hat verhindern können. Die Erfahrung lehrt ferner, daß die Preßfreiheit nach Umſtänden einmal zu wahrer Bildung, ein andermal zu zügelloſer Ausſchweifung, der Preßzwang einmal zur wahren Beruhigung der Völker, ein andermal zu allen Gräueln des Despotismus geführt hat. Ziehn wir aus allen Erfahrungen das Reſultat, ſo ergibt ſich, daß es niemals eine vollkommene Freiheit der Meinungen und Mittheilungen gegeben hat, daß immer eine herrſchende Partei geweſen iſt, welche die Meinungen der unterdrückten Partei bevogtet hat, daß dagegen die Parteien, namentlich die Anhänger des Menſchenrechts und die Anhänger des Staatsrechts, beſtändig in der Herrſchaft gewechſelt haben, wodurch alle Meinungen zur Sprache gekommen ſind, und daß in dieſem Wechſel die Cultur unaufhaltſam fortgeſchritten iſt. Das Staatsrecht war immer ſtark genug, den Ausſchweifungen der Freiheit einen Damm zu ſetzen, und das Menſchenrecht immer ſtark genug, ein Verſteinern im Staate zu verhüten.

Was die Cenſur uns raubt, iſt weniger zu bedauern, als was ſie uns bringt. Daß ſie die Wahrheit zuweilen unterdrückt, iſt ſchlimm, aber noch ſchlimmer, daß ſie Unwahrheit und Halbheit hervorruft. Sie hat ohne Zweifel einigen Antheil an der

öden Phantaſterie, die das praktiſche Leben flieht, und noch mehr an den ſchielenden Urtheilen, die namentlich in der politiſchen Literatur überall vernommen werden. Das Schwärmen iſt uns erlaubt, vorzüglich in einer unverſtändlichen philoſophiſchen Sprache, aber auf die praktiſche Anwendung unſrer Theorie dürfen wir nicht denken, auch wenn wir wollten. Mancher, der die Wahrheit ſagen will, hüllt ſie abſichtlich in Nebel ein, durch die ein gewöhnlicher Cenſor, aber auch das gewöhnliche Publikum nicht hindurchſieht. Auf der andern Seite befleißigen ſich die Praktiker des nüchternſten empiriſchen Schlendrians und hüten ſich wohl, auf die beſſere Theorie Rückſicht zu nehmen, und die Faulheit wird durch eine politiſche Rückſicht beſchönigt. Endlich gibt es eine Menge Schriftſteller, die dicht unter der politiſchen Schneelinie nur zu einem krüppelhaften Wachsthum kommen, die, ohne perfid zu ſeyn, doch auch nicht ehrlich ſind, ohne zu lügen, doch auch die Wahrheit nicht zu verkündigen wagen und in einer erbärmlichen Halbheit es zugleich dem Zeitgeiſt und der Cenſur recht machen wollen. Ihr Element iſt überhaupt die Halbheit, und ſie fühlen ſich in einer Zeit, wie die unſrige, ſo recht zu Hauſe. So ſehr ſie ſich auch in Tiraden gegen die Cenſur erſchöpfen, iſt ſie ihnen doch ſo bequem, als den Ultras. Sie ſetzen ſich altklug auf den Stuhl nnd geben ihr Orakel von ſich, mit dem Finger auf der Naſe ein geheinmißvolles Silentium gebietend, wenn es an eine Wahrheit

kommt, jedes Etwas als zu viel abweiſend und jedes Nichts als wenigſtens Etwas beſchönigend. Leute, die in einer etwas bewegten Zeit nicht den Mund aufthun würden, plaudern ſich jetzt ſatt. Jetzt erholen ſie ſich von ihrem langen Schweigen. Jetzt, denken ſie, kommen wir an die Reihe. Sie verhehlen freilich auch nicht, wenn man ihnen mit Ernſt auf den Leib rückt, daß ſie ein wenig ſeicht ſchreiben, aber ſie flüſtern uns pfiffig zu, das geſchehe mit Abſicht, man müſſe leiſe auftreten, nur wenig zu verſtehn geben, im Hinterhalt da ſtecke noch viel.

Die Cenſur, ſelbſt wenn ſie mit der größten Tyrannei gepaart iſt, kann doch den tiefen Athemzug des Lebens, die geiſtige Reſpiration nicht hemmen. Wenn man einem Vogel auch den Schnabel feſt zu bindet und die Flügel bricht, ſo kann er noch durch die offnen Knochen athmen und leben.

Die Wahrheit kommt nicht abhanden, wenn man auch nicht auf jeder Straße drüber fallen kann. Sie wurzelt deſto feſter im Gemüthe, je weniger man ſie von ſich geben und ſich an ihr heiſer ſchreien kann. Man legt gewöhnlich ein zu großes Gewicht auf das, was die Cenſur zu ſchreiben verbietet. Eine einzelne lokale Wahrheit, die man verſchweigen muß, wiegt jene Summen von Wahrheiten nicht auf, die jedem bekannt ſind. Eine Nation, der man den Preßzwang auferlegt, iſt gewöhnlich gebildet genug, um denken zu können, was ſie nicht ſagen darf. Eine Mittheilung mehr oder weniger würde keinen großen Unter-

ſchied machen. Diejenigen alſo thun wohl, welche die Preßfreiheit weniger als etwas blos Nützliches oder Schädliches, und mehr als eine Ehrenſache betrachten. Der Nutzen oder Schaden iſt bei einer gebildeten Nation gewiß von geringer Bedeutung, die Ehre aber, welche die Preßfreiheit, und die Schande, welche der Preßzwang mit ſich führt, ſie ſind es vor allem, die uns jene Inſtitute wichtig machen müſſen. Ich halte es für eine große Schande, wenn ein deutſcher Schriftſteller unvernünftige Dinge in die Welt hinein ſchreibt, aber für eine noch größere, wenn er es nicht thun darf.

Der Menſch hat von jeher ſeinen Gedanken gewiſſe Schranken vorgezogen, dieſelben aber immer wieder überſprungen. Gerade indem er ängſtlich an den Schranken umhergeirrt, iſt er in wilde verzweifelte Phantaſien gefallen und hat das Ärgſte ſich unterfangen; indem er aber die Schranken niedergeriſſen und allmählig weiter gekommen, hat er auch jene Irrthümer und wilden Ausbrüche hinter ſich gelaſſen, wie Träume und Unarten der Jugend. So verhält es ſich auch mit der Literatur, dem Spiegel des menſchlichen Denkens. An den Schranken, die ihr Staat und Kirche ziehn, wird ſie ängſtlich und tobend umherirren und allerlei Ausſchweifungen begehn. Man gönne ihr eine dauernde Preßfreiheit, ſo wird ſie ſich von ſelbſt beſchwichtigen; man nehme ihr den Zuchtmeiſter, ſo wird ſie die Unarten von ſelber laſſen.

Die Cenſur erſcheint ſehr oft dem Autor lächerlich, indem ſie die unſchuldigſten Stellen eines Werkes durchſtreicht, und noch öfter der ganzen Leſewelt, indem ſie nicht nur einzelne Stellen, ſondern ganze Werke paſſiren läßt, die, wenn nicht unmittelbar, doch deſto ſicherer auf mittelbare Weiſe, den Geiſt fördern, gegen den alle Cenſur gerichtet iſt. Die Cenſur iſt eines von den Inſtituten, welche die Halbheit erfunden hat und die ihres Zweckes auf die Dauer beſtändig verfehlen müſſen. Wollte ſie conſequent verfahren und ihrem Zwecke genügen, ſo müßte ſie geradezu die ganze Literatur ausrotten, denn was ſie in neuen Werken ausſtreicht, leſen wir in alten, was ſie billigt, läßt uns auf das ſchließen, was ſie nicht billigt, und je ſtrenger ſie nur eine Anſicht der Dinge geltend machen will, deſto ſchärfer wird durch den Gegenſatz die andre hervorgehoben.

Religion.

Der religiöſen Literatur gebührt der alte geheiligte Vorrang. Die göttlichen Dinge werden billig über alle menſchlichen geſetzt. Dem heiligen Gegenſtande bleibt ſeine Würde, ſelbſt wenn er unwürdiger behandelt erſchiene, als das Profane. Sollten wir mehr Geiſt für die weltlichen Wiſſenſchaften und Künſte aufwenden, als für die Religion, ſo bliebe die letztere nichtsdeſtoweniger der höchſte Gegenſtand geiſtiger Beſtrebungen.

Religion iſt der den Menſchen eingepflanzte Trieb, ein höchſtes Weſen anzuerkennen. Die Idee des höchſten Weſens an ſich iſt die eine und gleiche in allen Menſchen, himmliſchen Urſprungs und unabhängig von irdiſchen Modificationen. Die Art und Weiſe jedoch, wie die Menſchen dieſe Idee in ſich erkennen, ausbilden und darſtellen, iſt ſo verſchieden, wie die Menſchen ſelbſt, und fällt unter die Bedingung alles Irdiſchen, iſt einem Gegenſatz und einer Entwicklung unterworfen. Die einige Idee hebt die

Mannigfaltigkeit der Anſichten, dieſe Mannigfaltigkeit hebt die Einheit der Idee nicht auf. Die Religion hat das Eigenthümliche, daß ſie Kraft der in ihr liegenden Idee immer eine ausſchließliche, Kraft der irdiſchen Bedingung immer eine einſeitige Anſicht des höchſten Weſens enthält.

Die allen Menſchen angeborne Anerkennung eines höchſten Weſens nennen wir den Glauben. Jeder Menſch glaubt an das höchſte Weſen, an Gott, und die Idee deſſelben liegt allen noch ſo verſchiednen Anſichten zu Grunde, der Glaube geht der Art, wie man glaubt, unmittelbar voraus. Dieſer Glauben an Gott liegt allen religiöſen Anſichten zu Grunde, die Anſichten aber ſind verſchieden, je nach dem menſchlichen Vermögen und deren Ausbildung. Wir dürfen alle menſchlichen Vermögen, in welchen der Glaube ſich ausſprechen kann, als ſinnliche, gemüthliche und geiſtige bezeichnen. Der ſinnliche Gläubige ſieht Gott in der Sonne oder in der ganzen Natur, oder ſchafft ſich ein künſtliches Bild von ihm, und dient ihm in ſinnlichen Handlungen. Der Gemüthliche empfindet Gott in den Gefühlen der Ehrfurcht, Liebe, des Danks, der Furcht. Der Geiſtige denkt Gott und abſtrahirt ſich aus dem Begriff des höchſten Weſens die höchſten Geſetze der Natur und des Lebens. Dieſe Anſichten erſcheinen wieder nach dem Maaß der menſchlichen Ausbildung mehr oder weniger vermiſcht, und die Myſtik in der Blüthe des Mittelalters erkannte eine vollkommene organiſche

Offenbarung des höchſten Weſens zugleich an die Sinnen, das Herz und den Verſtand.

Eine Religion iſt *ſinnlich*, wenn ſie an die Offenbarung Gottes in der Sinnenwelt glaubt, und dieſelbe entweder in Pantheismus der Natur, oder in der geiſtigen Verklärung der Natur zur Kunſt im Bilderdienſt erkennt. Eine Religion iſt *verſtändig*, wenn ſie eine Offenbarung Gottes im Verſtand ſich conſtruirt, und das göttliche Geſetz logiſch abwägt. Eine Religion iſt *gemüthlich*, wenn ſie eine Offenbarung Gottes in den Gefühlen annimmt, eine unmittelbare innre Erleuchtung, eine unſichtbare und unbegreifliche Ausgießung des heiligen Geiſtes. Eine Religion iſt aber *myſtiſch*, wenn ſie alle dieſe Offenbarungen vereinigt und mit allen Organen ihre Geſammtwirkung aufnimmt. In dieſer myſtiſchen Offenbarung erſcheint die Idee am umfaſſendſten; ob auch am reinſten, hängt von der Ausbildung ab, der auch die Myſtik unterworfen iſt. Die ſinnliche Religion erkennt das Göttliche nur in ſinnlichen Vorſtellungen, die verſtändige nur in Begriffen, die gemüthliche nur iu Gefühlen. In der lebendigen Durchdringung von ſinnlicher Vorſtellung, Begriff und Gefühl zeigt ſich die ganze umfaſſende Idee. Die Bilder Gottes, die Beſchreibungen Gottes, die Gefühle Gottes ſind nur Beſtrebungen, zur Idee Gottes zu gelangen. Nur der hat die Idee Gottes, der ihn zugleich ſchaut, denkt und empfindet. Die Idee wird in dreifacher Emanation zum bildlichen Symbol, zur

Verſtandesdefinition und zum Gefühl des Herzens, nie zu einem allein, ſondern zu einem in allem, und allem in einem. Jede Religion ſtrebt nach dieſem myſtiſchen Glauben, und geht entweder in der Einſeitigkeit unter, oder gelangt von der einen Offenbarung durch Vermittlung mit den andern zur höchſten. An dieſe Stufenleiter ſind alle hiſtoriſchen Religionen geknüpft.

In der höchſten Blüthe des Mittelalters war das Chriſtenthum eine Zeitlang myſtiſch. Die Geſchichte ſcheint damals bis zu einem Wendepunkt gediehen zu ſeyn, und den erſten großen Akt ihres Schauſpiels würdig beſchloſſen zu haben. Bis dahin drängten alle Kräfte zur Einheit; von da beginnt wieder die Entzweiung. Ein neues, höheres, vielgeſtaltigeres Leben blüht aus den Ruinen jener großen Vorzeit, und zum zweitenmal in weiterem Kreiſe ſchwingt die Geſchichte ſich um. In der Erinnerung der Vergangenheit liegt aber die Hoffnung der Zukunft aufgeſchloſſen, und wir leſen ihr Verhängniß in den prophetiſchen Büchern der Geſchichte. Selbſt die Natur belehrt uns, daß die zweite Schöpfung das Geſetz der erſtern nur in höhern Entfaltungen des Lebens wiederholt. So werden wir auch in dieſem zweiten Welttage den geheimnißvollen Zug aller getrennten Kräfte nach einer höhern myſtiſchen Einigung nicht verkennen. In ihm liegt das Räthſel der Trennung ſelbſt aufgeſchloſſen. Keine andere Bedeutung hat dieſe Trennung als in der Idee der Ver-

Vereinigung. Von jener frühern Einheit aber, von jener erſten Geſtaltung einer myſtiſchen Religion im Mittelalter müſſen wir auf doppelte Weiſe anerkennen, daß ſie die Idee weit vollkommner offenbart hat, als es eine ſinnliche, gemüthliche oder verſtändige Religion vermag, daß ſie aber zugleich einer noch niedern Stufe der menſchlichen Entwicklung angehört. Jenes erhebt ſie über unſre neuern vereinzelten Beſtrebungen, dieſes ſetzt das meiſte, was wir als vereinzeltes davon hervorheben mögen, unter dieſelben herab. Die neuere Entwicklung hat vieles ausgebildet, was in jener Zeit noch roh erſcheint, aber nur in einzelnen Richtungen, die Idee hat ſie noch nicht wiedergeboren und darauf beruht die geheime Scheu oder Achtung vor dem Mittelalter, die den Gegner wie den Vertheidiger unwillkürlich ergreifen, mag er ſich auch, wenigſtens im Verſtande, noch ſo erhaben über jene Zeit fühlen. Wenn jetzt der tiefe Sinn für Natur und Kunſt an eine ſeelenloſe Mechanik und Technik gewieſen iſt, ergreift uns wehmüthig die Erinnerung an eine Zeit, da der Glaube noch das äußere Zeichen beſeelte, da das Göttliche noch auf myſtiſche Weiſe mit dem Wunder der Schönheit in der Natur und Kunſt verbunden war. Wir ſehen die Werke jener heiligen Kunſt mit ſtaunender Bewunderung und fühlen, daß wir zu ſchwach ſind, ähnliches hervorzubringen, weil die Idee uns fehlt. Wir haben das tiefe Bedürfniß, das Heilige auch in Natur und Kunſt zu ſuchen, aber der Verſtand ſpie-

gelt uns vor, daß wir es nimmer finden können, und lenkt unſre bildende Kraft auf das Richtige. Dieſer Verſtand ſelbſt entbehrt jener höhern Weihe des Glaubens und ſucht in ängſtlicher Haſt ihn aus ſich ſelber zu erzeugen als Überzeugung, wie das Facit einer Rechnung, und läßt, was er gewonnen, immer wieder fahren und ſucht weiter, was er niemals finden wird. Da denkt er mit geheimer Angſt und nicht ohne Neid an eine Zeit zurück, da der Glaube noch den Begriff beſeelte, da das Göttliche noch auf myſtiſche Weiſe verbunden war mit den Gedanken, und eine heilige Ruhe und Zuverſicht in den Denkenden wohnte. Das Gefühl endlich, das jetzt bis zur Verzweiflung ſich verirrt, möchte zurückflüchten in eine Zeit, da es der Glaube noch beſeelte, da das Göttliche noch auf myſtiſche Weiſe ſich ihm offenbarte und ein inniges ſtarkes Band des Vertrauens um die Seelen ſchlang, und das gläubige Gemüth zu Entſchließungen und Thaten begeiſterte, welche das Blüthenalter des menſchlichen Geſchlechts bezeichnen. Allen aber muß die Einheit alles Lebens im Glauben, wie jene Zeit es offenbart, das höchſte Wunder dünken. Bild, Gedanke, Gefühl durchdrangen ſich überall. Was das Auge ſah, empfand das Herz; was das Ohr vernahm, klang in den tiefen Seelen an. Und des Gedankens kühnſten und feinſten Getriebe waren wie Gold durchglüht vom Feuer religiöſer Begeiſterung. So war in engorganiſcher Verbindung eine Kraft mit der andern verſchlungen.

Das Göttliche, das dem Sinne als Weſenheit erſchien, offenbarte ſich dem Verſtande zugleich als Nothwendigkeit und dem Gemüth als Liebe. Gott war etwas wirkliches, etwas nicht allein, aber auch ſinnliches. Das Syſtem des Cultus, der Heiligen und Wunder erweiterte ſich bis zum Pantheismus. Man unterſuchte jedoch zugleich die innere logiſche Conſequenz des Göttlichen. Endlich war die pietiſtiſche Gluth des Herzensglaubens damals noch auf's innigſte mit dem äußern Cultus und mit der Scholaſtik vermählt. Sinn, Verſtand und Gefühl durchdrangen ſich auf myſtiſche Weiſe in der Idee, und das ganze Syſtem war myſtiſcher Idealismus, Ureinheit der Ideen Weſenheit, Nothwendigkeit und Liebe in der Idee Gottes.

Vermöge des inwohnenden Pflegmas zog aber der Sinn die Menſchen abwärts und löste das ſchöne Band auf. Einſeitig in grobe Sinnlichkeit entartend, ſtieß der Katholicismus Verſtand und Gemüth von ſich, und es geſchah der ungeheure Riß wie in den Geiſtern, ſo in der Geſchichte der Völker. Mit der Einheit war auch die Idee entwichen und das myſtiſche Wunder. Dennoch ſollen wir dieſen Wandel nicht beklagen, noch in thörichter Selbſtverläugnung die höhere Bedeutung der neuen Entwicklung verkennen. Die Idee iſt an keine Zeit gebunden, und wir werden ſie auf einer höhern Stufe wiedergewinnen. Auf jener Stufe war ſie noch unvollkommen entwi-

ckelt, deswegen ging nicht die Idee, aber die unvollkommene Realiſirung derſelben unter.

Der erſte Blick in die Geſchichte des Chriſtenthums belehrt uns, daß es in den frühern Jahrhunderten mehr den Verſtand im Gegenſatz gegen die heidniſche Philoſophie, und das Gefühl im Gegenſatz gegen den ſinnlichen Götzendienſt der Heiden in Anſpruch nahm, daß aber, als das Chriſtenthum den vollſtändigen Sieg erfochten hatte, die Sinnlichkeit ſie wieder herabzog, daß die ſinnliche Anſchauung des Göttlichen in Wundern, und die ſinnliche Anbetung in einem ceremoniöſen Gottesdienſt wieder das Übergewicht erhielt, im Morgenlande durch Muhamed, im Abendlande durch die Päpſte.

Welcher Katholik, welcher dichteriſche Geiſt auch eine ſinnliche Offenbarung des Göttlichen zu glauben ſich gedrungen fühlt, wird doch nicht läugnen, daß die Religion des Mittelalters in eine allzugrobe Sinnlichkeit ausgeartet, daß die göttliche Idee unter der Laſt ſinnlicher Bilder und Zeichen gleichſam erdrückt und verſchüttet, daß das Wunder gemein gemacht worden iſt, und daß die Sinnlichkeit eine Herrſchaft ſich angemaßt, unter welcher der denkende Verſtand und das innige Gefühl einen Zwang erlitten, gegen den ſie nothwendig ſich empören mußten. Die herrſchende Kirche mißtraute dem Verſtand und die inhumanen Mittel ſind bekannt, durch welche ſie denſelben zu tödten bemüht war. Sie mißtraute dem Gefühl und ſuchte daſſelbe durch äußere Werke zu

übertäuben. Wer die Gebete zählen mußte, konnte nicht mehr beten. Was Wunder alſo, daß der Verſtand mit ſeinem alles durchdringenden Blitz endlich den ſtolzen Bau jener Kirche zerriß. Als er aber einmal zur Herrſchaft gekommen, war es eben ſo natürlich, daß er ſeinerſeits in einſeitige Übertreibung verfiel. Er mißtraute jener Sinnlichkeit, der er einſt erlegen war, und verdammte mit den äußern Zeichen auch die Offenbarung Gottes in der Schönheit, ja viele ſeiner Verfechter wählten die Häßlichkeit mit Vorliebe, um nur jenem Einfluß der Schönheit zu begegnen. Das Gefühl aber konnte nicht aufkommen gegen die kriegeriſche Beſonnenheit jener Verſtändigen, die in ihm zwar keinen Feind, doch einen zweideutigen Nachbar erkannten, bei welchem der Feind leicht Poſto faſſen könnte, die ihm daher die Feſſeln des Wortes anlegten, wie der Katholicismus ihm einſt die der Werkthätigkeit aufgedrungen.

Da flüchtete das mißhandelte Herz, die Gotttrunkenheit andächtiger Seelen in die verfolgten Sekten des Pietismus. Aber auch ſie ſind in einer ſchroffen Einſeitigkeit befangen, worin ſie beſonders die Verfolgung fortwährend erhält. Sie ſind gleichſam ertrunken und aufgelöst in Gefühlen und können weder die Wirklichkeit des Göttlichen, wie die Katholiken, noch das Geſetz des Göttlichen, wie die Proteſtanten, erfaſſen. Sie ſchwimmen im Nebelhaften und Formloſen. Sie mißtrauen der Sinnlichkeit, weil ſie dieſelbe für eine Feſſel halten, weil ſie vom

feſten Boden der Erde in ein unſichtbares Reich der Seligkeit verzückt zu werden ſtreben. Sie mißtrauen dem Verſtande, weil er überall Schranken erkennt, und das Überſchwengliche ſchlechterdings nicht duldet.

Dies iſt das große Schisma der Gemeinden in unſrer Zeit. So hat die Idee ſich wieder in Vorſtellung, Begriff und Gefühl zerſetzt, die nun in höherer Entwicklung ihre Vereinigung ſuchen müſſen.

Im gegenwärtigen Augenblicke ſtehn die Parteien auf dem Friedensfuß. Wenn auf der einen Seite die Polemik der gelehrten Theologen, ohne große Theilnahme des Volkes, fortwüthet, geſchehen auf der andern Annäherungen und Übergänge. Der friedliche Zuſtand rührt zum Theil noch von der Ermattung der frühern Kämpfe her, zum Theil von dem Vorwalten weltlicher Neigungen und Beſtrebungen, bei denen die Religion vernachläſſigt wird. Im vorigen Jahrhundert zogen uns die Wiſſenſchaften und Künſte, in dieſem zieht die Politik uns von der Betrachtung des Religionsſtreites ab. Iſt ſeit zehn Jahren wieder mehr von dem letztern die Rede geweſen, ſo iſt doch der Zeitgeiſt keineswegs vorzugsweiſe für dieſe Angelegenheit geſtimmt. Erſt ſpätere Zeiten werden die Räthſel löſen, die in unſern religiöſen Verwickelungen liegen. Die theologiſche Literatur iſt der Spiegel des ganzen innern Lebens der Confeſſionen, und wir werden hier die wichtigſten Partien daraus betrachten.

Nirgends zeigt ſich der Einfluß früherer Verhältniſſe auf unſern heutigen Zuſtand ſo auffallend, als in unſrem Kirchweſen. Alles, was wir davon erblicken, trägt das Gepräge der Vergangenheit, und welcher Vergangenheit? eines Kriegszuſtandes, der damit endete, daß beide Parteien in ſchlachtfertiger Stellung verſteinerten. Wir ſehen an den gewaltigen Rieſen hinauf, die immerfort mitten auf unſerm belebten Markte ſtehen, und ſchauern ein wenig über die Größe, oder über die Wuth, oder über das Todte der mächtigen Geſtalten. Es iſt in der That eine ganz einzige Lage, in der wir uns in kirchlicher Hinſicht befinden. Möchte ein verſchiedner Glaube immerhin an getrennte Stämme oder wenigſtens Stände ſich vertheilen, möchte der Haufen auf rohere, die Gebildeten auf feinere Weiſe glauben und beten, ſo wäre das nichts beſonders, aber daß ein und dieſelbe Nation mit gleicher Naturanlage, gleichen Schickſalen, gleicher Bildung und auf demſelben engen Boden zuſammengedrängt, ſich in ſo durchaus verſchiedne Kirchen, ohne Rückſicht auf Stand und Bildung, ich will nicht ſagen getrennt hat, ſondern nur getrennt erhält, iſt wahrlich, ſo ſehr wir uns daran gewöhnt haben, doch immer außerordentlich. Die Urſache dieſer Erſcheinungen aber, daß ſich dieſer Zuſtand erhält und uns nicht durchaus mißbehagt, liegt eben in jener Gewohnheit, die ſich allmählich einfinden mußte, nachdem beide Parteien weder ſiegen, noch fallen, noch länger fechten konnten. Sie liegt aber

ferner in dem Umſtande, daß die kirchlichen Fragen von wiſſenſchaftlichen, ökonomiſchen und politiſchen ein wenig beſeitigt worden ſind, und man ſich nicht ausſchließlich mehr für die Kirchenſache intereſſiren mag. Mitten im Frieden aber zeigt man ſich von Zeit zu Zeit die Waffen und macht drohende Bewegungen, die immer wieder von wichtigen politiſchen Bewegungen verſchlungen werden. Man darf behaupten, unſre Zeit ſey ſo ſehr von politiſchem Intereſſe beherrſcht, daß die religiöſen Bewegungen, die ſich zeigen, nur aus den politiſchen gefolgert werden können, daß ſie ſogar künſtlich durch dieſe erzeugt werden. Die einzige unabhängige, rein religiöſe Bewegung, die durch den Druck politiſcher Verhältniſſe zwar genährt, aber auf keine Weiſe von der Politik organiſirt wird, iſt die pietiſtiſche, und auch aus dieſem Grund muß man dem Pietismus mehr reelle Kraft zuſchreiben, als den verbrauchten Maſchinerien andrer Parteien.

Die ganze Geſchichte des Chriſtenthums, ja ſogar des Heidenthums, und vielleicht auch des künftigen Chriſtenthums hat in Deutſchland und in der Literatur ihre Repräſentanten. In der katholiſchen Kirche ſtehen ſich noch immer die biſchöfliche und papiſtiſche Partei gegenüber, und von Zeit zu Zeit kommen noch bald Myſtiker, bald Dominikaner, bald Reformatoren zum Vorſchein. Die Proteſtanten repräſentiren theils die ältern Chriſten, theils die künftigen, und bei ihnen erblicken wir nicht nur alle

Waffen, die jemals zu den verſchiedenſten Zeiten und von den verſchiedenſten Seiten her gegen den Katholicismus ſich gerichtet, ſondern, ſofern ihre Lehren poſitiv ſind, enthält ſie auch die Keime künftiger Entwickelungen. Die nun auf die Zukunft ſehn, finden im gegenwärtigen Proteſtantismus noch mannigfache Gebrechen und ſomit herrſchen in dieſer Partei ſehr entgegengeſetzte Meinungen. Endlich hat ſich das Heidenthum wie in den Überlieferungen der katholiſchen Kirche, ſo im Libertinismus einiger Proteſtanten ebenfalls eine Stimme erhalten. Darf man ſich alſo über die ungeheure Mannigfaltigkeit von Meinungen und Urtheilen, die über Religion obwalten, noch verwundern? Die Stimmen vergangner Jahrtauſende miſchen ſich immerfort mit den heutigen, und will man ſie alle verſtehen, muß man ſich in allen Zeiten umſehen. Kein Zeitalter war ſo roh, daß es nicht in dem unſern einen Repräſentanten aufzuweiſen hätte, und man darf wohl auch ſagen, keines wird ſo edel ſeyn, dem nicht wenigſtens eine erhabne Ahnung des heutigen entſpräche. Den Fuß im Abgrund und Sumpf ragt dies Geſchlecht mit dem Haupt in ferne Sonnenhöhen.

Die Meinungen könnten friedlich neben einander beſtehen, aber ſie kämpfen, weil jede allein gelten will. Es gibt kein Volk, das ſo heterogene Elemente in ſich vereinigte, deſſen mannigfach modificirte Naturanlagen und Charaktere ſo ſehr aller Normalität widerſtrebten, als das deutſche, und doch ſuchen wir allem eine Norm aufzuzwingen, überall denken wir

zuerſt an Normalzuſtände, Normalmenſchen und wollen auch dann den unermeßlichen Reichthum verſchiedener Entwickelungen nicht beachten, wenn ſie dem Normaliſiren entſchieden in den Weg treten. Selbſt die Naturwiſſenſchaft geht von Normalmenſchen aus, und beachtet alles, was der Gattung gemeinſam iſt, nur nicht, was die Individuen unterſcheidet. Wir haben noch keine Theorie der Gerüche in den Pflanzen und noch keine der Temperamente in den Menſchen. So geht man in der Politik immer von einem Normalzuſtand aus und will alle Menſchen nach einem Maße meſſen. So will man auch in der Religion keine Mannigfaltigkeit dulden, und wie ſehr dieſe allenthalben ſich kund gibt, in wie verſchiedene Glaubensweiſen die Deutſchen ſich trennen, will doch jeder die ſeinige zur alleingültigen machen.

Die Frage nach der äußern Kirchenverfaſſung iſt eigentlich ganz unabhängig von der nach dem innern Lehrbegriff, und es iſt beinah ſchon jeder mögliche Lehrbegriff bei jeder möglichen Verfaſſung beſtanden. Es hat ein katholiſches Presbyterium, eine katholiſche Episcopalkirche ohne Papſt gegeben und der Katholicismus iſt der weltlichen Macht, hier dem Geſetz, dort dem Monarchen unterthan worden, wie der Proteſtantismus. Es hat aber auch ganz artige proteſtantiſche Päpſte, Biſchöfe, Bannbullen und Ketzerrichter gegeben. Nicht die Art und Weiſe wie man Gott anbetet, nicht die Religion, ſondern die Menſchen und irdiſchen Verhältniſſe machen hier die

Änderungen. Die Religion wird hier ganz in die Politik hineingezogen, die Kirche ganz zum geſelligen Inſtitut, allen Tugenden und Laſtern der Geſellſchaft Preis gegeben.

Es kann nur zweierlei Grundformen der äußern Kirchenverfaſſung geben, die Hierarchie oder die politiſche Kirche, d. h. die Kirche iſt entweder von der weltlichen Macht unabhängig, oder abhängig. Die Hierarchie iſt entweder Regiment der Prieſter oder des Volks, im erſten Fall iſt ſie prieſterliche Monarchie, oder Papſtthum, Ariſtokratie oder Episcopalkirche, Demokratie oder Presbyterium, im letztern Fall iſt ſie geiſtliche Demokratie der Laien ſelbſt, mit Ausſchluß der Prieſter. Die politiſche Kirche ſteht unter dem weltlichen Regenten, er ſey König oder Conſul, Menſch oder Geſetz, was für ſie einerlei iſt. Wichtiger aber iſt der Unterſchied, nach welchem ſie entweder die ausſchließliche oder nur die geduldete Kirche iſt.

In Deutſchland herrſcht gegenwärtig die politiſche Kirche und zwar die monarchiſche, und zwar die nur geduldete. Wie die Proteſtanten durch ihr altes Kirchengeſetz, ſo ſind die Katholiken durch die Concordate und die Sektirer durch Schutzbewilligungen und alle insgeſammt durch die herrſchende Richtung des Zeitgeiſtes der weltlichen Macht unterworfen und dieſe iſt die monarchiſche. Da aber alle einmal vorhandene Confeſſionen bei einander geduldet werden, iſt keine die herrſchende. Wie auch hier das Papſt-

thum, dort das Episcopat, dort das Presbyterium, dort die pietiſtiſche Glaubensdemokratie mit ſchwachen Kräften Raum zu gewinnen ſucht, wie auch noch, wo eine Religionspartei überwiegt, die Ausſchließlichkeit ſich zu erhalten trachtet, ſie werden alle niedergehalten durch die weltliche Macht und durch eine allgemeine europäiſche Politik, für welche die kirchlichen Intereſſen nicht mehr Zwecke ſind, ſondern nur Mittel.

Was über die politiſchen Verhältniſſe der Kirchen hin und her geſtritten wird, trägt den Charakter der Schwäche. Man verfährt von allen Seiten ſäuberlich und der Widerſtand der Hierarchie iſt ſo ſelten oder ſo ſanft, als die Gewaltſtreiche der Politik es ſind. Man will vor allen Dingen Frieden; es ſcheint, man befinde ſich in der Nacht und wolle den Morgen abwarten, um ſich ins Geſicht ſehn zu können. Die Herrſchaft der Politik über die Kirche bedient ſich hauptſächlich nur der ſtillen Gewalt des Zeitgeiſtes, um ſich ohne Skandal zu befeſtigen. Da der Zeitgeiſt für ſie iſt, ſo iſt ſie auch unabwendbar, welches auch ihr Recht ſeyn möchte; wäre der Zeitgeiſt gegen ſie, wie im Mittelalter, ſo würde ſie eben ſo unterliegen.

Bei allem, was man für oder wider den Katholicismus ſagt, kommt es vorzüglich darauf an, wie man ſich das Weſen deſſelben eigentlich denkt. Die meiſten ſehn darin einen todten Buchſtaben, nur

die wenigſten eine lebendige Seele. Seine Vertheidiger ſelbſt legen dem Syſtem von Satzungen und Vorſchriften die Kraft bei, die ihn trägt und erhält, und ſeine Gegner zielen auf nichts anders, wenn ſie mit Buchſtaben gegen den Buchſtaben anziehn, und eine Satzung durch die andre, eine Auslegung durch die andre zu vernichten trachten. Das Weſen des Katholicismus iſt aber in keinem Buche zu ſuchen. Er iſt auf keinen Buchſtaben, ſondern auf die Menſchen gebaut; verbrennt alle ſeine Bücher, und es wird Katholiken geben nach wie vor. Dieſe Bücher thun ſo wenig als der Name zur Sache. Namen iſt Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth. Zwar entſpricht der Katholicismus auch jetzt noch vorzugsweiſe der ſinnlichen Richtung, allein es liegt doch in ihm noch die Ahnung jener Myſtik des Mittelalters, und ſie iſt es, die ihm die Herzen des Volks erhält. Noch liegt in ihm die Richtung nach organiſcher, den ganzen Menſchen umfaſſenden Erkenntniß und Anbetung Gottes. Noch haben die Sinne, das Gemüth, der Verſtand und das thätige Leben gleichen Antheil an der Religion des Katholiken. Nur in dieſem Sinne iſt die katholiſche eine allgemeine Kirche, denn nur jene organiſche Erkenntniß bietet gleich der Erde dem himmliſchen Licht alle Seiten dar und iſt deßfalls die einzige, die auf Allgemeinheit Anſpruch machen kann. Was hier als Idee ausgeſprochen iſt, liegt wenigſtens als dunkel geahndetes Bedürfniß in der Seele des ungebildeten Katholiken und er findet es auch

auf rohe Weiſe in ſeiner Kirche befriedigt. Er ſieht ſeinen Gott, er fühlt ſich von ſeinem Daſeyn mit andächtiger Leidenſchaft ergriffen, er denkt ihn und er handelt für ihn. Darum genügt dem rohen Menſchen die katholiſche Religion, wie keine andre, und auch der gebildetſte würde ſich damit begnügen, er würde keine andre mehr kennen, wenn bei ihm nicht einſeitig ein Organ vorherrſchte oder mit Hintanſetzung des andern ausgebildet wäre, wenn die Zeit ſo weit vorgerückt wäre, um ſo viel umfaſſen zu können, als der vollendete Katholicismus an Bildung verlangt. Die Idee Gott mit allen Organen zu vernehmen und anzubeten, im Gegenſatz gegen alle andern Religionen, in denen nur das eine Organ vorwaltet, iſt äußerſt einfach, aber die Realiſirung einer ihr entſprechenden Kirche überſteigt das Vermögen der Geſchlechter, die bis jetzt gelebt haben und leben. Ich wiederhole alſo, nur die Befriedigung jenes Bedürfniſſes, wie ſie der gemeine Katholik auf rohe Weiſe in ſeiner Kirche findet, iſt die erhaltende Kraft, iſt das Weſen des Katholicismus, und die Bücher, die das Volk nicht einmal kennt, ſind nur einſeitige Ausflüſſe jener Kraft für die Gelehrten und gegen die Gegner, und allen Gebrechen der Wiſſenſchaft unterworfen. Wer ſie angreift, hat leichte Mühe, trifft aber den wahren Katholicismus nicht darin an. Alle Mißgriffe, ja alle Schändlichkeiten derer, welche die Volksſtimme als echte Gottesſtimme Pfaffen nennt, haben der erhabenen Idee nichts von ihrer Würde

rauben können, wenn man es nur verſteht, die Sache von den Menſchen zu unterſcheiden.

Der Katholicismus iſt mächtiger außer, als in der Literatur. Er verſchmäht die Unterſuchung, es genügt ihm an der Tradition, und er muß ſich ſogar der Sündfluth von Schriften entgegenſetzen, welche dieſe Tradition in den Schatten ſtellen könnten. Von jeher war Tradition und Schrift im Widerſpruch. Als Omar Alexandrien erobert, ließ er die ungeheure Bibliothek dieſer Stadt, darin alle Schätze des Wiſſens jener Zeit aufbewahrt lagen, verbrennen, und gab den Grund dafür an: ſteht in dieſen Büchern, was im Koran ſteht, ſo bedürfen wir ihrer nicht, denn wir haben den Koran ſchon, ſteht aber etwas andres darin, ſo müſſen ſie vertilgt werden, denn Gott iſt Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet, und der Koran iſt ſein Wort, was darüber iſt, das iſt vom Übel. In ähnlicher Weiſe dachten jene Mönche, welche die Buchdruckerkunſt als die ſchwarze Kunſt bezeichneten, und in der That iſt ein Omarfeuer wirkſamer und conſequenter als ein catalogus librorum prohibitorum, während der Grundſatz beider nur ein und derſelbe iſt.

Indeß hat der Katholicismus, wie die Geſchichte lehrt, ſich in ſich ſelbſt ſchon oft verwandelt, und den Zeiten und ihren Bedürfniſſen nachgegeben. Selbſt die Strenge jenes Grundſatzes gehört keineswegs ſeiner Idee, ſondern nur einer Zeitentwicklung an, und ſollte die Freiheit des Wiſſens auch nicht mit

der Tyrannei der Kirche, einem Geſchöpf der Zeiten, übereinſtimmen können, ſo kann ſie es doch mit der ewigen Idee des Glaubens. In dieſem Sinn haben neuere Katholiken, unter andern Görres, auf der einen Seite den ſtrengſten Glauben, auf der andern das freieſte Wiſſen angeſprochen und durch die That gezeigt, wie beides im Katholicismus beſtehen könne.

Die ſich aber auch nicht zu dieſer Höhe der Anſicht erheben konnten, haben doch der Zeit in ihren Entwicklungen folgen müſſen, und das verſchmähte Wort ſelbſt ergriffen, um die gefährliche Waffe entweder unſchädlicher für ihre Partei zu machen, oder ſie in ihrer ganzen Schärfe gegen die Gegner zu kehren. In dieſer Weiſe ſah man, trotz dem Geſchrei der Mönche, die Gelehrſamkeit der Jeſuiten, wie trotz dem Geſchrei der Janitſcharen, das europäiſche Kriegsweſen unter den Türken entſtehn. Man durfte eine Armatur nicht verſchmähen, die den Feind ſo mächtig machte und opferte Sitten und Maximen auf, um das Daſeyn zu retten. Die katholiſche Literatur hat demzufolge einen beträchtlichen Umfang erreicht, und umfaßt wenigſtens halb ſo viele Werke als die proteſtantiſche. Auch nimmt ſie, wie die Meßkataloge beweiſen, mit jedem Semeſter zu.

Der Katholicismus hat die Nachtheile einer Defenſive zu wohl kennen gelernt, daß er nicht die Offenſive, es koſte, was es wolle, wieder ergreifen ſollte. Und die Gegner haben ihm dafür eben ſo

viele Blößen gegeben, als er ſehr geſchickte Vorfechter gefunden hat. An eine Contrereformation iſt zwar noch nicht zu denken, doch unverkennbar iſt die vorſchreitende Bewegung der katholiſchen Partei. Indeß iſt dieſe Partei über das, was ſie eigentlich will, ſo wenig einverſtanden, als vielleicht irgend eine andre deutſche Partei, weit weniger als es die Gegner ihnen wider ihr Verdienſt zutrauen. Die conſequenteſten werfen ſich unbedingt dem Papſt in die Arme; unter dieſen ſcheinen wirklich einige ſich befriedigen zu wollen, wenn auch Alexander VI. wieder aufſtünde, andre dagegen hoffen wenigſtens immer auf den beſten heiligen Vater. Keineswegs ſind aber alle Verfechter des Katholicismus Ultramontaniſten, und dieſe gemäßigte Partei iſt noch immer von dem Geiſt jener beſſern Biſchöfe beſeelt, die zwiſchen Jeſuiten und Reformatoren, wie zwiſchen Berg und Gironde in der Mitte gern allgemeinen Frieden erhalten möchten. Die Männer dieſer Partei widerſetzen ſich der Tyrannei des römiſchen Stuhls und dem Eindringen jeſuitiſcher Söldlinge deſſelben, halten ſich zu Fürſten und Volk, befördern Moral und Unterricht, und würden ſich ſehr leicht mit einer gewiſſen proteſtantiſchen Partei, welche ſich im Sinn der anglikaniſchen Kirche dem Katholicismus nähert, verſtändigen, wenn die politiſchen Verhältniſſe und zum Theil die Blindheit proteſtantiſcher Zeloten nicht undurchdringliche Scheidewände zwiſchen ſie zögen. Außer dieſen verdient allerdings die Partei der poe-

tiſchen Katholiken erwähnt zu werden, weil ſie einen großen Einfluß auf die gebildeten und höchſten Claſſen üben. Dieſe Partei weiß entweder nicht, was ſie will, oder ſie will nur die Poeſie des Mittelalters wieder haben, und kennt in der Regel die politiſchen Verhältniſſe zu wenig, um ſich in dieſem Sinn zu intereſſiren. Sie wird daher nur ein Mittel für die Zwecke einer andern Partei, vorzüglich der Papiſten, weil in dem poetiſchen Bilde, das ſie ſich entworfen haben, der Papſt nothwendig den Mittelpunkt einnehmen muß. Es iſt ein großer Fehler der Proteſtanten, der aber für ihre Ehrlichkeit zu ſprechen ſcheint, daß ſie die Entzweiung ihrer Gegner nicht benutzen, ſondern vielmehr durch ihren Haß und Widerſtand deren Einigkeit ſo viel als möglich befördern. Was wollen die, die ihr immer verwechſelt? die Einen wollen unumſchränkte Despotie des Papſtes, die Andern eine allgemeine friedliche Kirche, die Dritten eine religiöſe Kunſt. Dieß ſind ſehr verſchiedene Dinge.

Das Papſtthum iſt freilich durch ſeine eigne Schuld in argen Verfall und noch größern Mißcredit gerathen. Welche Demüthigung hat es erfahren müſſen, und wie hat es ſich durch eigne Laſter lange Zeit geſchändet und gegen ſich ſelbſt gewüthet. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß die Papiſten einerſeits an ihre alte Idee und an die alte Achtung vor derſelben appelliren, andrerſeits an die Gegenwart

ſich halten, auf ihre Ruinen ſich verſchanzen und verzweifelte Ausfälle thun.

Wir müſſen die Idealiſten des Ultramontanismus von den Materialiſten deſſelben trennen. Jenen iſt es um die Idee, dieſen nur um die materielle Exiſtenz zu thun. Jene ſind daher ſtreng gegen die Mißbräuche der Kirche ſelbſt, weil ſie die Idee entweihen, dieſe dagegen geben dieſe Mißbräuche keineswegs zu, ſondern erklären ſie für ſo heilig, als die Idee ſelbſt. Der Papſt ſteht demzufolge, wie die Bourbonen zwiſchen Ideologen und Praktikern, von denen die Einen für das Mittelalter predigen, die Andern für die Gegenwart handeln. Man kann die Einen auch Romantiker, die Andern Jeſuiten nennen, und muß ſie wohl von einander unterſcheiden. Jene ſind unabhängige Geiſter, dieſe Sclaven. Jene trennen ſehr genau Idee und Erſcheinung, dieſe halten ſich nur an die letztre. Jene vertheidigen für den Papſt die Idee der alten Kirche, gegen ihn zugleich die Freiheit des Wiſſens; dieſe bekümmern ſich wenig um die Idee, wenn ſie nur das freie Wiſſen unterdrücken können, damit man die Erſcheinung beſſer glaube. Kurz, jene ſind die Helden einer ewigen Idee, dieſe die Kopffechter einer vergänglichen Erſcheinung. Die Gegner des Katholicismus überſehn dieſes Verhältniß faſt immer und bezeichnen auch die Ideologen, wie z. B. Görres, mit dem Eckelnamen Jeſuit. Es ſind gerade die Unfreieſten unter den Proteſtanten, welche die Freiheit der katholiſchen

Idealiſten nicht einzuſehn vermögen. Leute, die nach Freiheit ſeufzen, weil ſie im eignen Geiſt ewig gefeſſelt ſind, erkennen auch die Freiheit im andern nicht, oder ſehn im Spiegel ihrer Verkehrtheit jeden in demſelben Maaß für unfreier an, als er freier iſt. So hat eine ganze Bande unfreier Seelen ſich vereinigt, den genialen Görres, deſſen Werke ein Triumph geiſtiger Freiheit ſind, gleichſam durch Oſtracismus aus dem deutſchen Sternenhimmel herauszuwerfen. Die Anſicht, von der ſie ausgehn, iſt ſicher die unfreieſte, die es geben kann. Sie ſchreiben einem Glauben, in ſeiner bloßen formellen Äußerung alle Macht über den Menſchen zu, da umgekehrt vielmehr der Menſch die Macht über den Glauben übt. Sie wähnen, daß, ſo gut wie ſie ſelbſt mit dem Siegel des Proteſtantismus geſtempelt, ſofort aus Schafen gebildete und freie Menſchen geworden wären, auch auf der andern Seite jeder Menſch, durch das Siegel des Katholicismus geſtempelt, nothwendig ein Barbar und unfrei werden müſſe, und ſie haben keine Ahnung davon, daß der Katholicismus im Geiſt eines genialen Menſchen eine eben ſo würdige Geſtalt annehmen könne, als der Proteſtantismus in dem ihrigen allerdings in eine unwürdige karrikirt wird.

Es gibt über alle Verderbniſſe des Katholicismus weit erhaben, noch kräftige, reine Naturen, rieſenhafte Genien, in denen die Idee wiedergeboren wird, denen der Myſticismus des Mittelalters or-

ganiſch inwohnt, wie er ganzen Generationen der Vergangenheit ingewohnt. Unſtreitig hat es zu allen Zeiten Charaktere gegeben, die als Repräſentanten einer andern künftigen oder vergangenen Zeit betrachtet werden müſſen. Wie im Mittelalter ſelbſt Arnold von Brescia, Petrarca und andre Vorboten der neuen Zeit, und von proteſtantiſch-republikaniſchem Geiſt durchdrungen geweſen, ſo hat unſre Zeit wieder ihre Repräſentanten des Mittelalters, die nicht auf eine äußere Weiſe durch Liebhaberei an jene Vergangenheit geknüpft, ſondern innerlich von ihrem Weſen beſeelt, organiſch mit ihr verwachſen ſind. Sie leben, denken und empfinden nur im Sinn des Mittelalters, alles tritt ihnen unter dieſen Geſichtspunkt, und wenn ſie zugleich die Bildung der neuern Zeit in ſich aufgenommen, ſo huldigt dieſelbe doch der mittelalterlichen Idee, und dient nur, das Licht derſelben in einer neuen Welt von Bildern, Gedanken und Empfindungen auszuſtrahlen. In dieſer Weiſe haben Tieck und Görres uns die Tiefen jener Weltanſicht offenbart, die als die bewegende Seele einer der größten Epochen der Geſchichte mit der Entwicklung des Geſchlechts innig zuſammenhängt und in der menſchlichen Natur tiefe Wurzeln geſchlagen, eine Weltanſicht, die dem Mittelalter unter den Bedingungen einer reichern Natur und einer minder vorgeſchrittenen Cultur offenbart worden, deren Vermittlung für den Culturzuſtand in unſrer Zeit aber nothwendig einmal erfolgen mußte. Tieck hat als Dich-

ter in der poetiſchen Auffaſſung des Lebens, der Kunſt und der Charaktere des Mittelalters, Görres als Philoſoph in der reifſten organiſchen Entfaltung der altkatholiſchen Grundidee, jene Myſtik wiedergeweckt und ihr Räthſel uns gelöst. Franz Baader hat ſogar den Verſuch gemacht, die ſpätere Myſtik, die aus dem Pietismus der Proteſtanten hervorgegangen, namentlich die Myſtik Jakob Böhmens, für den Katholicismus zu vindiciren. Dergleichen Erſcheinungen ſind bedeutungsvoll, da ſie eine Annäherung der nur dem Namen nach getrennten, der Idee nach verwandten Parteien bezeichnen.

Indem ſolche freie Geiſter ſich über die hiſtoriſchen Entwickelungen und über den materillen Verfall der Kirche erhoben haben, ſind ſie ſehr verſchieden von den befangenen Geiſtern, welche nur die Erſcheinung, die gegenwärtige, verderbte anerkennen und vertheidigen, wiewohl ſie dieſen wenigſtens gegen die Proteſtanten gelegen kommen. An den Vertretern einer hinfälligen Erſcheinung mag man freilich vieles auszuſetzen finden, doch ſoll man nicht vergeſſen, was die Barbarei, die jeden Kriegszuſtand begleitet, dabei verſchuldet hat, ſo gut wie manche Gebrechen des Proteſtantismus durch denſelben Umſtand entſchuldigt werden. Der Glauben iſt das Schönſte im Reich der Geiſter, wie das Weib das Schönſte in der Natur. Beide verzerren ſich in die äußerſte Häßlichkeit, wenn ſie ſtatt Liebe Haß finden, und in ohnmächtigem Kampfe doch nicht ſterben

nur gering
gibt, die
knechten
den Märk
uns auch
teriſtiſch
gen, die
Reſtaur
den in
köpfe ei
Schmu
Entwic
gensrei
beſudel
rung,
liche
phiſch
Zelot
Wolf
die
verſ
gen,
dem
kann
ſtan
inde
aus
zu

Kirche über, ſobald die ſtrenge Mutter ſie
wie wir mehrere bekannte Beiſpiele
Indeß herrſcht in dieſer Partei
zu wenig Selbſtſtändigkeit
iſt ein Spielzeug in der Hand bald der
bald der weltlichen Macht, je nachdem die
andre überwiegt. Auch ſind die Unterſchiede der
und der proteſtantiſchen Lehre zu groß, und
ſerſucht der Parteien zu blind, als daß ein
cher Übergang der einen in die andre möglich
den könnte.

Die poetiſchen Katholiken werden
ſchönen ſinnlichen Seite des Katholicismus,
Myſtik ſeiner Ideen, und nicht minder von den
dern ergriffen, die er in der Geſchichte und
Kunſt hervorgebracht. Ihr reizbares Temper
liebt die erhabenen Eindrücke der Kirchenpra
Sinn für das Schöne vertieft ſich in die Zau
religiöſen Kunſt; ihr glühendes Gefühl ſchw
Andacht und Begeiſterung und gibt ſich am
Ort, in heiliger Stunde der ſchönen Ahnu
nähern Gegenwart Gottes hin; ihre geſchäftig
taſie findet in der Mannigfaltigkeit der
Mythen, Bilder und Gebräuche alle Befri
deren ſie bedarf, ihre Neigung zum Überſi
ihr Hang nach myſtiſchen Räthſeln, ihr Tief
immer das am liebſten zum Gegenſtande der
tung wählt, was jenſeits der Grenzen des
und ſelbſt die Verwegenheit ihres ſchar

der einen, um Befehle zu geben, mit der andern, um die Gemüther für den Gehorſam zu bearbeiten. Die zweite Stimme wurde den Jeſuiten anvertraut, und abgeſehn von dieſem Namen vernehmen wir ſie noch heute, ja in der jüngſten Zeit der Reſtauration weit öfter, als in der vorhergehenden der Revolutionen. So lange das Zeitalter roh, ungeſchlacht und unverſchämt war, mußten die Jeſuiten vorzüglich Feinheit gebrauchen, weil ſie den Feind nur von hinten her anfallen konnten. Nun das Zeitalter in dieſer Schule ſelber fein genug geworden iſt, müſſen ſie es umgekehrt mit der Unverſchämtheit verſuchen, weil ſie dem vorſichtigen Feind ſo geradezu von vorn unverſehens kommen, und ihn aus der Faſſung bringen. Dieſer Kriegsmanier getreu, ſtudiren ſelbſt die Klugen unter ihnen auf Dummheit, und ſtellen ſich ſo brutal als möglich, was auch zum Theil deßwegen nothwendig iſt, weil ſie es jetzt auf den Pöbel abgeſehn haben, während ſie ehemals nur die höhern Stände zu überliſten trachteten. Zur Zeit der Reformation galt es ihnen, die Anſprüche des Volks durch die Fürſten, jetzt gilt es ihnen, die Anſprüche der Fürſten durch das Volk in Schranken zu halten. Damals richtete ſich die Einſicht des Volks gegen den Glauben, jetzt richtet ſich die weltliche Macht gegen die Hierarchie.

Wer mag es läugnen, daß es neben jenen genialen Ideologen und neben den ehrwürdigen und friedlichen Prieſtern der Kirche auch eine, in Deutſchland

nur geringe Anzahl von Aſſaſſinen der ſieben Berge gibt, die ſich, eine zweite Judenſchaft, zu Kammerknechten des heiligen Stuhls aufgedrungen und auf den Märkten auch der Literatur umherſchleichen und uns auch dießmal ſtatt des Ablaſſes, der ſehr charakteriſtiſch die Reformation bezeichnet, jetzt Feſſeln bringen, die eben ſo charakteriſtiſch das Zeitalter der Reſtauration bezeichnen. Man kann ſie wie die Juden in altteſtamentaliſche Schwärmer und in Schlauköpfe eintheilen, und wo ſie ſich anlegen, gibt es Schmutz. Dieſer Schmutz, womit ſie alles, was die Entwicklung der Zeit dieſſeits der Reformation ſegensreiches mit ſich gebracht, auf empörende Weiſe beſudeln, ihre dummdreiſte Verläugnung aller Erfahrung, des Zeitgeiſtes und der Cultur, und die widerliche Affectation, mit der ſie dennoch einen philoſophiſchen Styl erkünſteln möchten, ihre unverſchämte Zelotengeberde, die Blutgier, die uns aus ihrem Wolfsrachen unter dem Schafpelz entgegenlechzt, und die Raffinerie, womit ſie Perſonen verläſtern und verfolgen, um in den Häuptern die Heerde zu ſchlagen, alle dieſe Kunſtgriffe ſtempeln ihre Werke zu dem Elendeſten, was die Literatur hervorbringen kann, und Dank ſey es der Wachſamkeit der Proteſtanten, die wenigſtens die Ehre der Literatur rettet, indem ſie wie ein reinlicher Hauswirth den Schmutz auskehrt, ſollte ſie auch die Gefahr, die davon droht, zu ſehr überſchätzen. Dieſe verzweifelten Zeloten ſind der großen gemäßigten Partei unter den Katholiken

ſelbſt verhaßt, und die Proteſtanten wiſſen ſie von ſich abzuhalten. Sie beflecken mehr, als ſie ſchaden, und man kann ihre Tiraden, wenn man Luſt hat, als Proben deutſcher Preßfreiheit ſogar ſchätzen. Sollte jedoch das Jahrhundert wirklich ſo einfältig ſeyn, ſich durch ihre Capuzinaden bekehren zu laſſen, ſo wäre es werth, bekehrt zu werden.

Eine ſehr achtbare Partei unter den Katholiken iſt jenen Umtrieben des Ultramontanismus durchaus fremd, und vertritt zwar die allgemeine Kirche, aber nicht die unbedingte Herrſchaft Roms und den Mißbrauch derſelben. Sie will Frieden und Eintracht, und deshalb auch Verſöhnung der Kirche mit den dringendſten Anforderungen des Zeitgeiſtes. Sie folgt dem guten Beiſpiel der Proteſtanten in Rückſicht auf Bildung und ſucht im Geſchmack Joſephs II. auch im Dunkel jener Kirche eine gewiſſe Aufklärung zu verbreiten. Sie trägt zur Verbeßrung der Schulen bei, und vermehrt und reinigt die Unterrichts- und Erbauungsbücher, wobei freilich eine arge Proſa unterläuft. Sogar die Bibel wird in einer äußerſt nüchternen Überſetzung verbreitet, endlich wird Toleranz gepredigt und namentlich gegen die Mitbürger deſſelben Staates, und der beſtehende Staatsverband wird den Feſſeln Roms gegenüber in Schutz genommen und angeprieſen. Auf dieſe Weiſe neigt ſich die hier bezeichnete Partei allerdings zur politiſchen Kirche der Proteſtanten, und die Mitglieder dieſer Partei, die am weiteſten gehn, treten auch in die Tochter-

kirche über, ſobald die ſtrenge Mutter ſie verfolgt, wie wir mehrere bekannte Beiſpiele erlebt haben. Indeß herrſcht in dieſer Partei, wie in jeder gemäßigten, zu wenig Selbſtſtändigkeit und Kraft, und ſie iſt ein Spielzeug in der Hand bald der päpſtlichen, bald der weltlichen Macht, je nachdem die eine oder andre überwiegt. Auch ſind die Unterſchiede ihrer und der proteſtantiſchen Lehre zu groß, und die Eiferſucht der Parteien zu blind, als daß ein eigentlicher Übergang der einen in die andre möglich werden könnte.

Die poetiſchen Katholiken werden von der ſchönen ſinnlichen Seite des Katholicismus, von der Myſtik ſeiner Ideen, und nicht minder von den Wundern ergriffen, die er in der Geſchichte und in der Kunſt hervorgebracht. Ihr reizbares Temperament liebt die erhabenen Eindrücke der Kirchenpracht, ihr Sinn für das Schöne vertieft ſich in die Zauber der religiöſen Kunſt; ihr glühendes Gefühl ſchwelgt in Andacht und Begeiſterung und gibt ſich am heiligen Ort, in heiliger Stunde der ſchönen Ahnung einer nähern Gegenwart Gottes hin; ihre geſchäftige Phantaſie findet in der Mannigfaltigkeit der religiöſen Mythen, Bilder und Gebräuche alle Befriedigung, deren ſie bedarf, ihre Neigung zum Überſinnlichen, ihr Hang nach myſtiſchen Räthſeln, ihr Tiefſinn, der immer das am liebſten zum Gegenſtande der Betrachtung wählt, was jenſeits der Grenzen des Wiſſens liegt, und ſelbſt die Verwegenheit ihres ſcharfen Ver-

ſtandes, in immer tiefern Speculationen den Urgrund des Daseyns zu ergrübeln, findet in den Myſterien des katholiſchen Glaubens eine reiche Nahrung; endlich die Vorliebe für das Alterthümliche, das den poetiſchen Gemüthern eigen zu ſeyn pflegt, findet in den Erinnerungen des Katholicismus, in den gewaltigen und rührenden Bildern des Mittelalters wie die ſchönſten Gegenſtände des Genuſſes, ſo die würdigſten Stoffe für den darſtellenden Kunſttrieb. Wenn man das Daseyn vieler warmen, innlichen, poetiſchen Seelen nicht läugnen kann, ſo muß man auch zugeben, daß ſie ganz vorzüglich vom Katholicismus ergriffen werden müſſen, und ihre bedeutendſten Schriften beweiſen hinlänglich, daß ihre Begeiſterung rein äſthetiſch und auf keine Weiſe erheuchelt iſt. Es gehört daher nur zu den Thorheiten ihrer überreizten Gegner, unter ihnen verkappte Jeſuiten zu wittern, und alle ihre poetiſche Begeiſterung nur für ein Blendwerk zu halten, und auszugeben, hinter welcher ſich nur boshaftes Raffinement hierarchiſcher Abſichten verſtecke. Namentlich hat Voß dieſe gehäſſige Meinung ausgeſprochen, ein Mann, der überall nur Schwarz und Weiß und keine Farbe gekannt zu haben ſcheint. Die poetiſchen Katholiken haben ſich in andächtigen Herzensergießungen, in hiſtoriſchen und poetiſchen Schilderungen und zum Theil in polemiſchen Schriften geltend gemacht. Wie der ſchöne ſinnliche Gottesdienſt der Gegenſtand ihrer Neigung iſt, ſo iſt der nüchterne, verſtändige ein Gegenſtand ihrer Abnei-

gung. Überdem iſt es gewöhnlich der ſtrenge Gegenſatz ihrer angebornen Natur und ihres anerzognen Glaubens, der ſie zu ſo eifrigen Vertheidigern des Katholicismus gemacht hat; es ſind gewöhnlich urſprünglich Proteſtanten, die in ihrer Kirche ſich nicht befriedigt gefunden und Proſelyten geworden ſind. Geborne Katholiken werden von Jugend auf an ihre Kirche gewöhnt, Proteſtanten erſcheint ſie neu, wunderbar, und der Contraſt, der ſie zum Übertritt veranlaßt, erweckt ihnen auch den Eifer, der alle Proſelyten auszuzeichnen pflegt.

Man hat vorzüglich bemerkt, daß die meiſten jener poetiſchen Gemüther in Rom bekehrt werden, daß der Anblick dieſer Stadt den Eindruck auf ſie macht, der ſie zu einem, wie man nicht läugnen kann, ſo gewagten Entſchluß bringt. Dies beweist aber gerade, von welcher Seite ſie den Katholicismus betrachten. Es iſt nicht ſowohl der Glaube, der hier und dort derſelbe iſt, ſondern die ſchlechte Dorfkirche, die ſie hier kalt läßt, und das prachtvolle Rom, das ſie dort mit den gewaltigen Eindrücken der Kunſt bezaubert.

An die poetiſchen Katholiken hat ſich eine Schar armer Sünder angeſchloſſen, über welche die Proteſtanten ein gewaltiges Geſchrei erhoben haben. Es gibt nämlich viele ſinnliche und verſtandesſchwache Menſchen, die eben ſo ſtark zur Sünde hingetrieben werden, als ſie ſich vor dem dunkeln Verhängniß fürchten, das ſie ſtrafen ſoll. Solche flüchten, be-

+) Fr. Schlegel:

ſonders im Alter, in den Schooß einer Kirche, die ihnen Vergebung aller Sünden unbedingt gewähren kann, während ihnen der Proteſtantismus die ſchwere Bedingung der Beſſerung auflegt. Nachdem ſie alle phyſiſchen und geiſtigen Wollüſte durchgenoſſen, ſuchen ſie jene alleinſeligmachende Mutter auf und möchten gerne, von ihrer Liebe getragen, lebendig zum Himmel fahren. Doch gibt es auch wieder andre, die zwar ziemlich moraliſch leben, aber eine ganz erbärmliche Furcht vor dem alten Adam, vor der Erbſünde und vor allen den Fehlern haben, die ſie unbewußt begehen, und die ſie um die Seligkeit zu bringen drohen. Um alſo auf alle Fälle ſicher zu ſeyn, ergeben ſie ſich in die Gnade des Apoſtels, der das Amt der Schlüſſel führt. Nach dem Maaß ihrer Sündhaftigkeit machen die erſtern auch mehr, als die letztern von der Gnade Geräuſch und übertäuben ſich ſelbſt und andre mit ihren Verſicherungen. So talentvoll aber auch einige dieſer gefallenen Engel den Katholicismus geprieſen haben, ſie laſſen doch immer einen Reſt zurück, der nicht aufgeht, ihr irdiſch Theil von Selbſtbetrug oder Schmutz, der dann mit dem Heiligen, das ſie verfechten, in den auffallendſten Contraſt tritt und mit Recht jeden ehrlichen Mann indignirt.

Wenden wir uns zur *proteſtantiſchen* Literatur, ſo kann uns nicht entgehn, daß ſie ungleich der katholiſchen eine höhere Bedeutung für die Confeſſion und einen größern Einfluß auf die Confeſſions-

verwandten hat. Die Katholiken pflanzen ihr Syſtem durch einfache Tradition und äußere Zeichen fort, ſie verlangen blinden Glauben und Gehorſam ohne alle Reflexion. Die Proteſtanten dagegen wollen überzeugen und überzeugt ſeyn und verlangen eine ſtets erneute Prüfung des Syſtems. Darum ſind das Wort und die Schrift die Fundamente, deren ſie nicht entbehren können. Unterricht, Predigten und Bücher ſind von der Lehre der Proteſtanten unzertrennlich. Dies verleiht natürlich der proteſtantiſchen Literatur an Maſſe und Erudition ein unverhältnißmäßiges Übergewicht über die katholiſche, ſetzt ſie aber auch allem Verderben der Vielſchreiberei aus.

Wer wollte nicht erkennen, daß der gewaltige Umſchwung des Denkvermögens und der Sprache, der die Höhe der literariſchen Bildung, auf welcher wir jetzt glänzen, herbeigeführt hat, unmittelbar an die Anfänge des Proteſtantismus geknüpft iſt. Wie jener titanenhafte Held, der die Blitze des Capitols in gewaltiger Hand aufgefangen, und auf die alten Götter zurückgeſchleudert, zugleich des Wortes und der Schrift vor allem mächtig war, und in ſeiner deutſchen Bibel den Felſen gegründet, auf dem die neue Kirche ſich erbaut, ſo hat der Geiſt, deſſen Verkünder er geſendet war, fort und fort mit der Freiheit des Denkens die Bildung deſſelben gepflegt, und von proteſtantiſchen Schulen und Univerſitäten iſt zunächſt alle Erudition der Wiſſenſchaft, Sprache und Literatur ausgegangen.

Indeß hat dieſer neue Geiſt auch in der proteſtantiſchen Kirche ſich von den Banden der Autorität, die jeder Kirche den Haltpunkt gibt, nicht zu löſen gewußt, und unwillig über die läſtigen Feſſeln, die Theologie ihrem Mechanismus überlaſſen, und ſich mit allen organiſchen Kräften auf die weltlichen Wiſſenſchaften und Künſte geworfen. Unter dem äußern Schutz, den die proteſtantiſche Kirche gewährte, gewann die Philoſophie, die Naturwiſſenſchaft, Jurisprudenz, Geſchichte, Philologie alle die Freiheit, ohne welche ſie zu der hohen Ausbildung, worin wir jetzt ſie finden, nie hätten gelangen können, und ſomit ward die Theologie mittelbar eine Trägerin der ſchönſten Blüthen der Cultur, unmittelbar ſelbſt aber verbaute ſie ſich in ein Syſtem von Rückſichten und Beſchränkungen, die ſich ihr als Nothwendigkeit aufdrängten, und mitten im Negiren und Proteſtiren, mußte ſie doch etwas Poſitives feſthalten, und ſie konnte das Princip der Autorität, Legitimität und Stabilität, wiewohl ſie es am Katholicismus verworfen hatte, doch ſelber nicht entbehren, und nahm es nur unter ganz andern Formeln wieder auf.

Wir unterſcheiden eine doppelte Bedingung alles Poſitiven im Proteſtantismus, die Bibel und die ſymboliſchen Bücher. Aller Geiſt, der dieſen Bedingungen ſich nicht fügen kann, entweicht auf die weltliche Seite, in die Philoſophie, und der in der Theologie zurückbleibt, muß ſich an eine abſolute Autorität hiſtoriſcher, in der Schrift niedergelegter Tradition bin-

den. Hieraus hat ſich ein doppeltes Verhältniß entwickelt, das der religiöſen Diplomatik, welche die gegebenen Urkunden interpretirt, und das einer geſchloſſenen Prieſterſchaft, welche die Urkunden und das Schema für deren Interpretation bewacht.

Die proteſtantiſche Theologie bedarf eines reichen diplomatiſchen, philologiſchen, antiquariſchen und hiſtoriſchen Apparats. Darum werden die Lehrlinge derſelben weniger ans Leben und an das eigne Herz gewieſen, als an die Bücher, und das Studium nimmt ſie von früher Jugend auf in Anſpruch. Die Lichtſeite dieſer philologiſchen Theologie bewährt ſich in vielen glänzenden Erſcheinungen. An das Studium der alten Sprachen, zum Dienſt der Exegeſe, knüpft ſich das Studium des ganzen Alterthums, und indem wir die Bildung der Griechen und Römer uns aneignen und nach dem vergrößerten Maaß unſrer Mittel weiter entwickeln, entſteht eine unermeßliche Kette von Wirkungen, woran alles geknüpft iſt, was die neue Literatur auszeichnet. Aber auch die Exegeſe ſelbſt und die reiche Commentation der in der heiligen Schrift enthaltenen Lehren bedingen eine ſolche Verfeinerung des Scharfſinns und eine ſolche Vervielfältigung und Durcharbeitung von Begriffen, daß allein von dieſer Seite für den menſchlichen Geiſt ausnehmend viel gewonnen wird. Beſonders wird, ſeit man vom Myſtiſchen nichts mehr wiſſen will, ſeit man das Sinnliche verdammt und die Gefühle nur wie Nebel betrachtet, die man durch die Sonne des

Verſtandes aufhellen müſſe, in der logiſchen Abwä- gung der Pflichten das Trefflichſte geleiſtet, und wenn man annehmen darf, daß der größere Theil der ge- bildeten Welt nicht mehr für innere Erregungen, ſon- dern nur für äußre mathematiſche Beweiſe empfäng- lich iſt, ſo mag es ganz an der Zeit ſeyn, daß man ihr die Tugend beweißt. Als ein beſondrer Vorzug unſrer proteſtantiſchen Literatur muß ferner hervor- gehoben werden, daß ſie ungleich der katholiſchen ge- gen diſſentirende Schriften tolerant iſt, und ſtatt des einzigen catalogi librorum prohibitorum lieber die ganze Menge der abweichenden Bücher in ihren hiſto- riſchen Apparat einregiſtrirt und ſie der Vergeſſen- heit ſelbſt dann entzieht, wenn ſie keine Anhänger mehr haben. Dieſer Toleranz verdanken wir die Er- haltung vieler trefflicher Werke ſowohl von Theoſo- phen als von Freigeiſtern.

Die Schattenſeite der philologiſchen Theologie trifft auf gleiche Weiſe das Leben, wie die Literatur. Was ſo oft den in Klöſtern erzogenen Prieſtern der Katholiken vorgeworfen worden iſt, daß ſie an me- chaniſche äußere Werke gewöhnt, ohne Kenntniß des Lebens und der Menſchen, nicht würdig zur Sorge für die Seelen vorbereitet werden, kann man mit gleichem Recht auch auf viele proteſtantiſche Prediger anwenden, die in ihre Gemeinden treten und nur Bücher, nicht die Menſchen kennen. In der Literatur aber wird ohnſtreitig der überwiegende Einfluß der Philologie und Diplomatik dem Glauben ſelber nach-

theilig. Unter der erdrückenden Laſt von Citaten wird das Herz leicht beengt, die Critik macht kalt und die Schranken der Bibel wie der ſymboliſchen Bücher bedingen einen Mechanismus der Formen, der mit ſtereotypiſchen Redensarten und todtem Buchſtabenkram den Geiſt oft eben ſo austreibt, wie ihn die äußre Werkthätigkeit der Katholiken ausgetrieben.

Daran knüpft ſich auch unmittelbar der Kaſtengeiſt, deſſen Spuren die Literatur nicht abweiſen kann. Die Proteſtanten kommen damit in eine ähnliche ſchwankende Stellung, wie die Katholiken mit ihren oben bezeichneten Aufklärungsverſuchen, weil ſie etwas wollen, was mit dem herrſchenden Syſtem ihrer Lehre heterogen iſt. Aus der gröbſten Orthodoxie hat ſich die Theologie allerdings ſeit dem vorigen Jahrhundert glücklich befreit, und die böſen Zeiten ſind vorbei, da ſich Lutheraner und Reformirte auf offenem Markt hinrichteten und in Schriften ärger als Türken und Papſt verketzerten; doch erhitzen ſich einige Geiſtliche immer noch am Studium der alten Kämpfe zu neuer Scheelſucht. Am ſtrengſten iſt die Prieſterſchaft überall gegen den aufkeimenden Pietismus verfahren, weil ein natürlicher Inſtinkt ſie lehrt, daß ihrem Syſtem von dort eine noch verborgne, darum deſto größer ſcheinende Gefahr droht. Den Laien gegenüber haben die proteſtantiſchen Prieſter übrigens im Allgemeinen dem humanen Sinn entſprochen, den Luther, der erſte Bürger unter den Prieſtern, in ſie gepflanzt. Sie haben wohl auch hin und wieder nach

Hierarchie geſtrebt, aber der weltliche Arm hat ſie niedergehalten, und wenn man nicht zugeben will, daß ſie dem Zeitgeiſt mit Überzeugung nachgegeben haben, ſo muß man doch wenigſtens eingeſtehn, ſie haben aus der Noth eine Tugend gemacht.

Betrachten wir die poſitiven Doctrinen, die Reſultate der theologiſchen Kritik, wie ſie von den erſten Reformatoren feſtgeſtellt worden ſind, doch mannigfaltigen Modificationen Raum gewährt haben, ſo laſſen ſich alle divergirenden Richtungen auf drei zurückführen. Es gibt eine orthodoxe Partei, ſowohl unter Reformirten, als Lutheranern, die ſich ſtreng an die ſymboliſchen Bücher hält, deren Glaube auf den Buchſtaben gegründet iſt. Es gibt ſodann eine kritiſche Partei, die in der Exegeſe die höchſte Freiheit des Scharfſinns und der Urtheilskraft geltend macht, und allen Glauben auf den Begriff, auf die Logik gründet, daher ihr rüſtiger Vorkämpfer, Paulus in Heidelberg, ſie mit dem neuen, aber treffenden Namen der Denkglaubigen getauft. Eine dritte Partei endlich hält ſich rein an die Bibel, abgeſehen ſowohl von den ſymboliſchen Büchern, als von der Kritik, und erſetzt die Auslegung durch Gefühle, die ſie ſchon wieder auf eine myſtiſche Weiſe durch das bloße Wort erregt fühlt. Wo Phantaſie und Sinnlichkeit mit ins Spiel kommen, ſtreift dieſe Partei nicht ſelten ins katholiſche Gebiet hinüber, wo nur vorherrſchende Gemüthskraft, Sehnen nach Andacht, Liebe, Zerknirſchung und Buße waltet, in den Pie-

tiſmus. Wir beſitzen namhafte Theologen, denen von groben Orthodoxen und feinen Kritikern bald das Eine, bald das Andre vorgeworfen wird, ohne daß eine förmliche äußere Abweichung Statt fände.

Während der Proteſtantiſmus auf dieſe mannigfache Weiſe poſitiv ſich ausſpricht, negirt er ununterbrochen den Katholiciſmus und, wie der Kampf auch periodiſch nachläßt, er dauert mit ſeinem Gegenſtand fort. Der Proteſtantiſmus iſt aus der Negation entſprungen und trägt davon ſeinen Namen. Sein Weſen beruht zunächſt in dieſer Negation, wie er auch wieder poſitiv ſich geſtalten mag, und die Negation ruht nicht, ſo lange der Katholiciſmus ihm gegenüber ſteht. Die Art und Weiſe der Negation iſt aber ſo verſchieden, als die der Poſition. Urſprünglich war es der Verſtand, der ſich aus den Banden der alten Kirche befreite, und er iſt es noch, deſſen ſcharfes Schwert von den Kritikern gegen Rom geſchwungen wird. Die orthodoxe Partei hat dagegen die Freiheit des Begriffs an das Wort abgegeben und ficht mit Buchſtaben. Die Pietiſten endlich haben wie den Verſtand, ſo das Wort aufgegeben und waffnen ſich mit dem Gefühl.

Bei dieſem großen Kampfe iſt ein Umſtand von vorzüglicher Wichtigkeit, der aber nur von den Kritikern und Pietiſten gewürdigt wird. Dem Katholiciſmus ſteht nämlich, ſofern er der ſinnlichen Richtung gefolgt iſt, allerdings die verſtändige und gemüthliche gegenüber; aber auch, ſofern er das Prin-

cip der Stabilität in ſich aufgenommen hat, das Princip der Evolution. Der Erſtarrung muß die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Seyn ein ewiges Werden ſich entgegenſetzen. Hierin allein hat der Proteſtantismus ſeine große welthiſtoriſche Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höhrer Entwicklung drängt, der greiſen Erſtarrung gewehrt. Er hat ein Naturgeſetz zu dem ſeinigen gemacht und mit dieſem allein kann er ſiegen. Diejenigen unter den Proteſtanten alſo, welche ſelbſt wieder in eine andre Art von Starrſucht verfallen ſind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Intereſſe des Kampfs aufgegeben. Sie ſind ſtehn geblieben, und dürfen von Rechts wegen ſich nicht beklagen, daß die Katholiken auch ſtehn geblieben ſind. Man kann nur durch ewigen Fortſchritt, oder gar nicht gewinnen. Wo man ſtehn bleibt, iſt ganz einerlei, ſo einerlei, als wo die Uhr ſtehn bleibt. Sie iſt da, damit ſie geht.

Die Orthodoxen haben gegen das Papſtthum nur dieſelben Seiten herauskehren können, welche dieſes gegen ſie gerichtet hat. Dort ſahen wir Stillſtand und hier wieder, dort Infallibilität und hier, dort Fanatismus und hier, dort eine Prieſterſchaft und hier, dort viele Ceremonien und wenig Worte, hier viele Worte und wenig Ceremonien. Die Kritiker haben ſich daher genöthigt geſehn, von Zeit zu Zeit die Fanatiker des Proteſtantismus ſo gut zu bekämpfen, wie die römiſchen.

Dieſe Kritiker auf der einen, die Pietiſten auf der andern Seite ſind wirklich fortgeſchritten. Indem ſie aber eben deßhalb immer, ſey es Idee oder nur Begriff und Gefühl von dem Einfluß hiſtoriſcher Formen unabhängig zu machen geſucht, und die Religion gegen die Kirche, die freie Entwicklung des Glaubens gegen die einmal als gültig anerkannten Normen deſſelben vertheidigt haben, ſind ſie in das ſonderbare Verhältniß gerathen, gleichſam außerhalb der Geſchichte zu ſtehn, und die Religion, wie eine Philoſophie, vom Leben der Geſellſchaft zu trennen. Sie eifern gegen alle Äußerlichkeit der Kirche oder ſehen mit Mitleid auf die Bedürfniſſe der Schwachen herab, und ihr weitverbreiteter Einfluß hat die Kirche aus den Händen einer unabhängigen Hierarchie befreit, um ſie unter weltliche Miniſterien zu ſtellen, wie alles, was öffentlich iſt. Dieſer precäre Zuſtand ſcheint unſrer Zeit vollkommen angemeſſen, indem er die Ungebildeten doch noch einigermaßen mit Äußerlichkeiten befriedigt, den Gebildeten dagegen Freiheit läßt, zu glauben, was ſie wollen. Er iſt aber auch nur precär, denn er dient nur der Entwicklung. Dieſer müſſen wir entgegeneilen und uns befriedigen, durch welche wunderbare Wege die Vorſehung den Glauben führen mag.

Betrachten wir die Orthodoxie noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ſo müſſen wir die Rationaliſten und Pietiſten ſegnen, die dem menſchlichen Geiſt auch nach dieſem ſchweren Drucke wieder Luft

gemacht, und hat der Zuſtand der Proteſtanten ſeit- her auch zuweilen einem frechen Libertinismus und einer gehäſſigen Sectirerei Raum gegeben, ſo hat die Freiheit, die er edlern Geiſtern vergönnt hat, doch auch die ſchönſten Früchte getragen.

Betrachten wir zuerſt die Kritiker oder die Hel- den des Verſtandes, unter denen ich nur den großen Namen Leſſing nennen will, um ſie charakteriſtiſch genug zu bezeichnen. Sie ſind die Engel, die mit dem ſcharfen blitzenden Flammenſchwert der Denkkraft in das Paradies der Kirche geſendet ſind, um die unwürdigen Bewohner auszutreiben. Einer Maſſe ge- genüber, die in roher Sinnlichkeit, in dumpfem Ge- fühl oder in blindem Autoritätsglauben entartet iſt, einer Geſchichte gegenüber, die auf jedem aufgeſchla- genen Blatte nur beweist, wie weit wir noch zurück ſind, welchen unendlichen Weg der Geiſt noch vor- ausſieht, haben dieſe Männer eine Arbeit übernom- men, die des menſchlichen Geiſtes eben ſo auf die höchſte Weiſe würdig iſt, als er die ſchwerſte Auf- gabe für denſelben ſeyn muß. Die Sinnlichkeit und der ganze hiſtoriſche Einfluß, das Gemüth und alle angeborne Schwächen der Menſchen ſind die Mächte, gegen deren Entartung und Verderbniß ſie ankäm- pfen und der Verſtand, das kleine Richtmaaß, iſt das einzige Werkzeug, mit dem ſie die Höhen und Tiefen des alten Felſen bewältigen wollen. Wenn die Art, wie die Denkkraft angewendet wird, auch ſelbſt der Verderbniß unterworfen iſt, ſo iſt ſchon die

bloße Freiheit ihrer Anwendung für das menſchliche Geſchlecht von unermeßlichem Vortheil, denn nur im Bilden reinigt ſich die Kraft. Zu dieſer Freiheit gehört unmittelbar die Mittheilung, die Öffentlichkeit, oder vielmehr ſie beſteht nur im öffentlichen Denken oder Reden, denn ein Gedanke an ſich im Innern verſchloſſen, kann ſo wenig frei genannt werden, als es möglich iſt, ihn zu unterdrücken. Daß nun jene Kritiker alle religiöſen Gegenſtände zur Sprache bringen, iſt an ſich ein unſterbliches Verdienſt, wenn ſie es auch noch nicht auf die vollkommenſte Weiſe thäten. Sie behaupten das ewige Recht der Gedankenmittheilung und machen dieſes allgemeine Recht zu ihrer Pflicht, und hüten als ſehr ehrenwerthe Wächter den einzigen Weg, auf dem die Meinungen ſich austauſchen, die Überzeugungen ſich läutern können. Sie zeigen jeden offenen Frevel, der ſich hinter den Schild der Religion flüchten will, achtſam an, und ziehen die verborgenen an das Licht. Sie zwingen den Gegner Rede zu ſtehn und ſtrafen die Dummheit, die ohne Beruf herrſchen will, und die Argliſt, die eine ſchlechte Sache verheimlicht, um ſie nicht vertheidigen zu müſſen. Wer erkennt nicht den Segen religiöſer Mittheilung, gegenüber jener aſiatiſchen Abgeſchloſſenheit, da kein Volk weiß, was über den Bergen geglaubt wird.

Es liegt etwas ſchlechterdings Nothwendiges in dieſer Prüfung des Verſtandes. Jeder Menſch findet in ſich den Verſtand als ein intellectuelles Gewiſſen

und er vermag die Stimme deſſelben durch Täuſchungen des Sinnes oder Gefühls zwar lange, doch nicht für immer zu übertäuben. Dies Gewiſſen regt ſich aber auch im Ganzen des Völkerlebens und vernichtet in jenen Täuſchungen die Wurzeln des Unrechts und des Elends. Es iſt die reine Mathematik und Logik des Verſtandes, die uns verliehen iſt, um die Harmonie aller in uns liegenden Kräfte zu erkennen und zu bewahren. Sie kann die blühende Sinnlichkeit nicht hinwegdenken, aber ſie mäßigt das Überwallen der ſinnlichen Kraft; ſie kann das tiefe Gefühl nicht aus den Herzen klügeln, aber ſie führt die wahnſinnige Leidenſchaft in die Gränzen der geſunden Natur zurück. Wenn daher die Sinnlichkeit uns zu ſeelenloſem Götzendienſt verführt, das Gefühl ertödtet und den Verſtand gefangen nimmt, wenn das überſpannte Gefühl den Leib abtödtet und den Verſtand in ſtumpfſinnigem Hinbrüten erſticken will, ſo wird eben dieſer Verſtand das geſtörte Gleichgewicht erkennen und durch die Erkenntniß wieder herſtellen. Dennoch kann der Verſtand ſelbſt in eine ganz ähnliche Tyrannei entarten, ſofern er ausſchließlich herrſchen will, und dieſes Extrem tritt in der Regel ein, ſobald der Verſtand ſiegreich ein Extrem der Sinnlichkeit oder der Leidenſchaft überwunden hat. Der Verſtand, der über die nächtliche Welt, darin ſinnliche Triebe und monſtröſe Leidenſchaften durcheinander wühlen, ein überraſchendes Licht verbreitet, woran das Ungeheure ſich verzehrt, wie Traumbilder, wenn

das Auge den Tag ſieht, wird eben ſo bald zur freſſenden Feuersflamme und will nichts dulden als ſich. Kaum hat er den Götzen entlarvt und geſtürzt, ſo bannt er das ſchöne Geheimniß des Göttlichen ganz aus der ſinnlichen Natur, kaum hat er die Raſerei der Leidenſchaften bewältigt, ſo läugnet er die Offenbarungen des Herzens. Kaum hat er die Ariſtokratie der Prieſterkaſte beſiegt, ſo errichtet er ſelbſt wieder den Wohlfahrtsausſchuß, der jeden für kopflos erklärt, der Gott nicht blos im Kopfe hat. Zuletzt, und dies iſt die Kriſis ſeines Fanatismus, conſtituirt die Denkkraft ſich als das Abſolute, allem Seyn zu Grunde Liegende, und dekretirt von ihrem Ich herab das Daſeyn Gottes, oder der Vernunft, oder wie ihr das Ding nennen wollt. An der Hand der Philoſophie haben deutſche Theologen alle Stadien dieſes Verſtandesfiebers eben ſo conſequent und gleichzeitig, nur mehr verſteckt, durchgemacht, wie die Politiker praktiſch und öffentlich in der franzöſiſchen Revolution.

Man gab das todte Wort wieder auf, um ein lebendiges Denken an ſeine Stelle treten zu laſſen, aber auch dieſer Fortſchritt geſchah noch in der einſeitigen Richtung, welche die Reformation vorgezeichnet hatte, ja er hat zum Extrem der Lehre geführt. Erſt mit der Alleinherrſchaft des Begriffs über das Wort, ſelbſt das heilige, erreichte jene Lehre den Culminationspunkt, die beſtimmt ſchien, den Sinnenglauben zu zerſtören, und den Gefühlsglauben her-

vorzurufen. Man ließ einſeitig nur das Denken Gottes gelten und verſchmähte jede Vorſtellung, jedes Gefühl des Göttlichen als Täuſchung, ja das Wort ſelbſt wurde mit Recht nur als ein Bild betrachtet, das an ſich nichts und etwas nur durch den lebendigen Begriff ſey, und das den freien Begriff nie feſſeln dürfe. Die Unterordnung des Wortes unter den Begriff war ohnſtreitig ein großer Fortſchritt, aber die Ausſchließlichkeit eines Denkglaubens, die Verwerfung der Vorſtellung und des Gefühls war nur wieder die alte Einſeitigkeit. Man verkannte die Natur des Denkens und ſchrieb der mittelbaren Erkenntniß durch Schlüſſe zu, was nur einer unmittelbaren Erkenntniß der geſammten ſinnlichen und geiſtigen Organiſation des Menſchen, einem Gemeingefühl des Göttlichen zukommt. Glauben war nur noch mathematiſche Überzeugung. Man glaubte nur, was man beweiſen konnte, wie das Ein mal Eins, und da man den Glauben aus dem Beweiſe ableiten wollte, der ſelbſt nur aus dem Glauben geführt werden konnte, ſo mußte man in die ſeltſamſten Widerſprüche und Trugſchlüſſe gerathen. Wenn nichts ſo ſegensreich gewirkt hat, als die verſtändige Erkenntniß des frühern kirchlichen Verderbens, wenn auch das Denken Gottes, die Reflexion über die ewige Harmonie der Dinge der wahren Andacht niemals fehlen ſollte, wenn auch gerade ſie es iſt, die uns die Bilder und Gefühle von Gott nicht vertilgt, aber reinigt, ſo iſt doch auch kaum ein roher Götzendienſt, kaum ein

dumpfes Andachtsgefühl, kaum ein ſklaviſches Worte-beten ſo plump und arm geweſen, als jene logiſchen Beweiſe von den Eigenſchaften Gottes, die das höchſte Weſen zu analyſiren ſtreben, wie der Mineralog ein Foſſil, und deren letzter Satz: ich glaube, weil ich denke! doch nie eines erſten: ich denke, weil ich glaube! entbehren konnte.

Den Beweiſen ſind ſehr natürlich die Zweifel gefolgt. Anfangs ſuchte man die Zweifel auf, um die Beweiſe glänzender zu machen, nachher kamen ſie von ſelbſt und der Verſtand, ohne welchen es keinen Glauben mehr geben ſollte, verachtete bald die Majeſtät deſſelben, wie der Prätorianer den Kaiſer, der Seldſchuk den Califen.

Jede Zeit fühlt ſich und hat eine gewiſſe Eiferſucht gegen das Alterthum, wenn man dieſem höhere Kräfte zutraut. Jede Zeit hat aber auch ein natürliches Gefühl von der Macht, die ſie beherrſcht, und unterſcheidet dabei ſehr richtig Wirklichkeit und Schein. Deßwegen mögen es die Starken nicht leiden, daß man ſich vor den Bildern des Alterthums ſo erbärmlich demüthigt, und die Klugen ſagen, man muß die Wunder ſehn, wenn man ſie glauben ſoll. So hat man längſt die Bilder, die das Volk für wunderthätig hielt, als wurmſtichiges Holz hinweggebrochen und ſich endlich auch an die Tradition der alten Wunder gewagt. Was man nicht als offenbare Lüge zu beſeitigen vermochte, hat man durch ſo genannte natürliche Erklärung des Wunderbaren zu entkleiden

geſucht. Es gab ſogar eine « natürliche Geſchichte des großen Propheten,» darin Chriſtus als ein ganz artiger Romanheld erſcheint, zu geſchweigen der Abſcheulichkeiten, die vorzüglich im letzten Jahrhundert die chriſtliche Tradition nicht erklären, nicht widerlegen, ſondern nur beſchmutzen ſollten. Sie ſind jetzt meiſt vergeſſen, weil der Atheismus im Indifferentismus wie Feuer im Rauch aufgegangen iſt.

Es gibt eine anſehnliche Claſſe von Proteſtanten, die namentlich ſeit Voltaire von jeder Art Freigeiſterei verſucht worden ſind, und die ihre Zweifel weder zu beſeitigen, noch ihr Bedürfniß nach dem Glauben zu unterdrücken wiſſen, die ſich daher in großer Angſt befinden, ſich beſtändig zur andächtigen Erbauung zwingen, und doch immer dabei von einem ſchadenfrohen Teufel geſtört werden. Dieſes unbehagliche Gefühl, dieſe Unruhe treibt ſie in den Katholicismus und in den Pietismus. Bei weitem die größre Menge iſt aber gleichgültig, läßt Zweifel und Beweiſe auf ſich herunterregnen, und ſcheint in ihrer Geiſtloſigkeit ſo gut, als ob ſie geiſtreich wäre, zu wiſſen, daß es nur Worte ſind.

Die Heiden im Chriſtenthum, oder die alle hiſtoriſche Tradition deſſelben ſammt der Bibel verachten, und die man desfalls, ſonderbar genug, Atheiſten genannt hat, als ob ſie nicht ſo gut, als die Chriſten, einen Gott glaubten, dieſe räudigen Schafe finden ſich in den verſchiednen Heerden zerſtreut und ſtecken die gläubigen Seelen nicht ſelten mit Zwei-

feln und Spott an. Alles Hiſtoriſche der Kirche, Tradition und Prieſter, ſind ihnen auf's bitterſte verhaßt, und da die Tradition Worte enthält, und die Prieſter Menſchen ſind, ſo geben ſie auch den Zweifeln Blößen genug. Jede geoffenbarte Religion iſt denſelben zuwider, erſcheint ihnen als Menſchentrug und Lüge, und ſie machen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten eigentlich keinen Unterſchied, weil beide Tradition und Prieſter anerkennen. Es iſt aber ſehr merkwürdig, daß in ihrer Freigeiſterei, die ſo ſehr über den Gebrechen der Kirche erhaben ſcheint, doch dieſelben Keime zu innrer Entzweiung und zur Hierarchie liegen. Die einen wollen eine Naturreligion, die andern die Vernunftreligion, und die Materialiſten haben deßfalls ein katholiſches, die Rationaliſten ein proteſtantiſches Princip, und beide ſuchen ſich die entſprechenden Kirchen zu gründen, wenn ſie mächtig genug werden, beide haben zur Zeit der franzöſiſchen Revolution ihre Tempel aufgeſchlagen, und die Prieſter der Natur ſind mit denen der Vernunft in einen Kampf gerathen, der uns, wenn die Farce länger gedauert hätte, gewiß das ganze alte Weltſpectakel wiederholt haben würde.

Da im Proteſtantismus ſo viel unterſucht, beſprochen und gelehrt werden muß, ſo fällt ſeine Literatur unausbleiblich in das Extrem des Wortmachens und der Vielſchreiberei. Die Mehrzahl der an Geiſt minder begabten erſchöpft und wiederholt ſich nothwendig in den gebotenen und angenommenen For-

meln, und die Bücher werden wie die Predigten ſeicht und weitläuftig. Da der Zweck der Aufklärung auch eine populäre Sprache bedingt, ſo darf man ſich über die ungeheure Menge von Erbauungsſchriften für alle Stände, Geſchlechter und Alter zwar nicht wundern, leider aber entſpricht die Ausführung nur ſelten dem Zweck. Das Heilige wird in dieſer populären Darſtellung nur zu oft trivialiſirt, und der kräftige Wein der Wahrheit ſo unter Waſſer geſetzt, daß er widerſtehn muß. Vom Einfluß geiſtloſer Umgebungen, einer entnervten Geſellſchaft, einer beſchränkten Bildung ergriffen, plaudern viele Geiſtliche in ihren Erbauungsbüchern für Damen von den höchſten religiöſen Ideen ganz ſo albern und kraftlos, wie von belletriſtiſchen- und Modegegenſtänden. Die große Verbreitung religiöſer Schriften im Volke bringt ſodann Vortheile mit ſich, die den allezeit fertigen Büchermachern in die Augen ſtechen, und Deutſchland wird von einer Menge von Werken überſchwemmt, die einzig dem ökonomiſchen Zweck huldigend, ſtatt die Gemüther zur Religion zu erheben, vielmehr dieſe in den trivialen Kreis der Alltagsconverſation hinabziehen, und jeder Anſtrengung des Denkens, jeder übermäßigen Wallung des Herzens vorbeugen. Von dieſer Art haben vorzugsweiſe die Stunden der Andacht von Zſchokke, einem der berühmteſten Allerweltsbüchermacher, neuerdings Epoche gemacht. Welch ein Buch! wie wahr nennt es der Verleger ein längſt gefühltes Bedürfniß, nicht nur das ſeinige!

Wie ſchleicht dieß matte, ſüßliche Gift einſchläfernd in die Seelen und ſchmilzt Herzen und Nieren in einen weichen Brei. Eine gleißneriſche Sprache fließt wie Honig von den Lippen; der Prieſter legt den Stolz, den erſten Chorrock, ab und wird der liebe, freundliche Hausfreund, und drückt ſo warm die Hand; die eiſerne Moral ſchmiegt ſich biegſam wie ein Blankſcheit an zarte Buſen; die Andacht wird zum ſchwarzen Trauergewand, das ſo reizend den Teint hebt; die Begeiſterung wird als Roth aufgelegt. Wie brauchbar ſcheint euch dieſe Schminke, dieſe elende Flachmalerei einer verſchmitzten Tugend und koketten Gottesfurcht, die es ſagt, wie viel ſie heimlich Gutes thut, und nicht aufs Knie fällt, ohne den Rock in die netteſten Falten zu legen. Wie höflich iſt Religion, die alte Zuchtmeiſterin, geworden, wie artig und ohne ſich zu compromittiren, kann man jetzt das eckige, ſtrenge, gothiſche Weſen verbannen und zu der kleinen wohlfeilen Hauskapelle flüchten; wie zeitgemäß, welch ein längſt gefühltes Bedürfniß des gebildeten Jahrhunderts iſt ein Buch, das für uns betet, für uns gute Vorſätze hat, für uns empfindet, und das wir blos zu l e ſ e n brauchen. Wird in dieſer Weiſe fortgefahren, ſo ſcheint der Zeitpunkt nicht mehr fern, da das wahrhaft religiöſe Leben, die fromme Andacht, die Begeiſterung der Liebe, Ehre und Gerechtigkeit, der Sporn zur That aus dem Gerüſt leerer, glatter Worte eben ſo entweichen, wie ſie dereinſt den todten äußern Werken des Katholi-

cismus abhanden gekommen. Worte ſind keine beſſern Träger des Geiſtes, als äußre ſymboliſche Handlungen. Ein Syſtem von geläufigen und ſchmiegſamen Begriffen kann eben ſo das wahre religiöſe Leben heucheln, als jenes erſtarrte Syſtem der äußern Werkthätigkeit. Die Reue, die guten Vorſätze können im Schwall der religiöſen Lektüre ſo gut erſticken, als im Prunk der Opfer und Kirchenbußen. Man glaubt eben ſo leicht, gethan zu haben, was man blos geleſen, als man ſich mit dem Abbeten eines Roſenkranzes befriedigt. Die Tugend ſelbſt wird zu einer bloßen Reflexion über Tugend, ja die Vernunft, von der ſo viel geredet wird, iſt nur das leere Wort, und die meiſten jener Mäkler, Krittler, Fingerzeiggeber, Hausfreunde, Warner und Raiſonneurs bringen nur eine traurige Abſtumpfung oder Sophiſterei gegen das Heilige hervor, die im Munde des gemeinen Volks zur Brutalität wird.

Die niedern Stände, immer die Affen der höhern, ziehen jetzt die abgetragenen Kleider derſelben an, und viele ſehen wir mit einer Aufklärung ſich brüſten, die von den traurigſten Symptomen begleitet iſt. Das Volk findet in einer kühnen Verläugnung des Heiligen eine neue Art von Abſolution und ſündigt leichter. Sein Unglaube iſt roher, wie es ſein Glaube geweſen. Schon nimmt es mancher Bauer für eine Beleidigung auf, wenn man ihm noch den frommen Glauben der Väter zutraut. Herr, hat mir ſchon mancher geſagt, hält Er mich für ſo dumm?

Auf der andern Seite aber tritt das Volk, von demſelben Unglauben geängſtigt, deſto leichter zum Pietismus über.

Da indeß das deutſche Volk ein ziemliches Phlegma auszeichnet, und ſein Familienleben es über Theologie, Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt leicht tröſtet, ſo iſt es bei dem unermeßlichen Widerſtreit der religiöſen Anſichten einerſeits, und bei dem leeren Wortemachen andrerſeits in einen Indifferentismus verfallen, der nichts ähnliches hat, als etwa die religiöſe Gleichgültigkeit in der letzten Zeit des römiſchen Heidenthums. Dieſer Indifferentismus zeigt ſich insbeſondere bei den Proteſtanten. Einige eifern, einige denken, die meiſten ſind gleichgültig, hören ihre Predigt, wie es Sitte iſt, und laſſen übrigens Gott einen guten Mann ſeyn. Schon dieß Sprichwort zeigt von der Stimmung des Volkes. Wer ein tieferes religiöſes Bedürfniß hat, wird Katholik oder Pietiſt. Die Katholiken ſind durch ihren Glauben und durch die Äußerlichkeit deſſelben zu ſehr befriedigt oder wenigſtens in Anſpruch genommen, als daß ſie indifferent ſeyn könnten, doch hat ſich die Gleichgültigkeit auch bei ihnen eingeſchlichen, ſofern es ſehr viele unter ihnen gibt, die von proteſtantiſcher Bildung ergriffen, das Band, das ſie bindet, abgeworfen haben, und aus Bequemlichkeit kein neues knüpfen wollen. Sogar unter den Herrnhutern gibt es manche, die nur noch die Gewohnheit der Väter mitmachen, ohne dafür mit Überzeugung leben und ſterben zu

wollen, und nur die neuen pietiſtiſchen Sektirer, nur ſolche Menſchen, die ſich der Verfolgung ausſetzen, ſind wahrhaft eifrig.

Zum Indifferentismus unter den Proteſtanten ſcheinen vorzüglich auch zwei Umſtände beizutragen, denen man zu wenig Aufmerkſamkeit ſchenkt. Einmal hängt im proteſtantiſchen Gottesdienſt alles von der Perſon des jeweiligen Geiſtlichen ab. Für den Katholiken ſind alle ſeine Kirchen gleich, und er verrichtet darin ſeine Andacht auch ohne den Geiſtlichen, oder es iſt wenig Unterſchied, welcher Geiſtliche dabei thätig iſt. Darum herrſcht auch, wenn ich ſo ſagen darf, ein ungeſtörter Gleichmuth der Andacht überall unter den Katholiken. Bei den Proteſtanten aber kommt alles auf die Perſönlichkeit des Predigers an; nur ſeinetwegen und nur, wenn er da iſt, kommt man in die Kirche, nur auf ihn ſieht man, nur mit ihm beſchäftigt man ſich, weil ſonſt nichts in der proteſtantiſchen Kirche die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Abſichtlich wird Sinn und Geiſt der Anweſenden von allem andern ab und auf den Prediger hingelenkt. Dieſer hat es nun in ſeiner Gewalt, die Andacht und den religiöſen Sinn zu erheben oder herabzuſtimmen. Iſt er ſelber fromm, begeiſtert und beſitzt er ein großes Talent der Beredſamkeit, ſo wird er vielleicht eine weit größere Wirkung hervorzubringen wiſſen, als ein katholiſcher Prieſter, der in ſeiner Kirche mehr Sache als Perſon iſt, es zu thun vermag. Iſt der Prediger aber ohne wahre

Frömmigkeit, ohne Gaben und Talente, von der ſchläfrigen Gattung der Gewohnheitsmenſchen, oder gar ein eitles Weltkind im Prieſterrock, ſo wird er auch den religiöſen Sinn ſicher weit weniger zu nähren wiſſen, als es ein katholiſcher Prieſter vermag, den ſo vieles andere unterſtützt. Der proteſtantiſche Pfarrer macht alles oder nichts aus ſeiner Gemeinde; er allein kann die Kirche zum liebſten Aufenthaltsort der Gemeinde machen, er allein ſie aber auch allen verleiden. Es gibt nun leider ſehr viele unbegabte Prediger, ohne alle höhere Weihe. Dieſe ſind es, welche die Gebildeten aus den Kirchen verſcheuchen und nur die Heerde der Geiſtesarmen noch darin feſthalten, aber ihre Andacht zu einem werthloſen Werk ſonntäglicher Gewohnheit herabwürdigen, die nicht beſſer iſt, als die Kirchenſcheu der andern. Beides wird Indifferentismus. Die Einen laſſen ſich die ſchlechte, wäſſerigte Predigt gefallen, weil es einmal Mode iſt, im Sonntagsputz den Kirchenſtuhl zu drücken. Die Andern werden kühl gegen die Religion, weil ſie unmöglich ſo elende Predigten anhören können. — Der zweite Umſtand, der den Indifferentismus befördert, iſt der katechetiſche Unterricht. Der ehrliche alte Meiſter ſagt in ſeiner kleinen Schrift über die Einbildungskraft ſehr richtig: «Der Cornelius Nepos und der Katechismus ſind uns, blos weil wir ſie einmal unter der Ruthe geleſen, Zeitlebens zum Eckel.» Er drückt ſich vielleicht etwas zu ſtark aus, aber in der Hauptſache iſt die

Bemerkung ſehr treffend und wahr. Eine große Menge Menſchen kann die Unterrichtsbücher, die ihnen in der Schule ſo viele Thränen und lange Weile gekoſtet, auch im Alter und ſelbſt bei der Überzeugung, daß ſie ihr nothwendig geweſen ſeyen, nicht ohne einen geheimen Widerwillen anſehn. Dieſes Spiel der Phantaſie, das mit den heiligſten und werthvollſten Gegenſtänden die Nebenbegriffe des Zuchtmeiſters mit der Ruthe verbinden muß, hat den Indifferentismus mehr als man denken ſollte, befördert. Das handwerksmäßige, ja zuchtmäßige Abrichten in der unreifen Jugend ertödtet oft den Sinn, den es wecken und bilden will.

Man hat in den neueſten Zeiten das Schädliche, und den Katholiken gegenüber beſonders auch das Schimpfliche des Indifferentismus bei den Proteſtanten wohl gefühlt und es ſich angelegen ſeyn laſſen, demſelben aus allen Kräften entgegen zu arbeiten. Demnach iſt die religiöſe Controverſe nicht nur freigelaſſen, ſondern ſogar begünſtigt worden, und dieſelbe Cenſur, die in politiſchen Dingen wie ein Argus wacht, hat alle ihre hundert Augen für die religiöſen zugeſchloſſen. Da indeß der Eifer der religiöſen Doctrinairs die indifferente Maſſe des Publikums nicht zu erhitzen vermocht hat, da die innern Reizmittel nichts verſchlagen haben, ſo iſt man zu äußern übergegangen, und hat das verhallende Wort durch conſiſtentere Werke zu ſtützen geſucht. Dieſe neuen äußeren Werke ſind theils die Union zwiſchen

den getrennten proteſtantiſchen Confeſſionen, theils die Herſtellung der biſchöflichen Kirche, theils die Einführung einer neuen Liturgie, ſämmtlich Mittel für eine feſtere äußere Conſiſtirung des Proteſtantismus, durch welche wieder die innere Seele deſſelben erfriſcht und belebt werden ſoll, wie auch in phyſiſchen Krankheiten durch äußere mechaniſche Stärkungen innere Erſchlaffung gehoben wird. Man will die Muskeln des corpus Evangelicorum ſtärken, und hofft dadurch, auch die überreizten und dadurch abgeſtumpften Nerven wieder in eine geſunde Verfaſſung zu ſetzen.

So fern dieſe Neuerungen aus wahrhaft frommer Überzeugung und religiöſem Eifer hervorgegangen ſind, ſofern ſie dem ſchädlichſten aller Religionsübel, der religiöſen Gleichgültigkeit, ſey es auch auf was immer für eine blos äußere mechaniſche Weiſe, entgegen arbeiten, müſſen ſie ihrem Urſprung, ihrer Abſicht nach geſchätzt werden; und daher ſchreiben ſich auch die zahlloſen lobenden und preiſenden Flugſchriften und Predigten zu Gunſten derſelben. Die Literatur der letzten Jahre hat uns aber auch eine große Menge Schriften gegen dieſe Neuerungen dargeboten, und dieſe Gegner haben nicht Unrecht, ſofern ſie das Unnütze oder gar Schändliche der Mittel rügen, wodurch dieſe Neuerungen eingeführt werden ſollen. Abgeſehn davon, was Parteigeiſt, zum Theil perſönliches Intereſſe, gegen die Neuerungen

vorgebracht hat, laſſen ſich dagegen hauptſächlich drei Einwendungen machen, und ſind gemacht worden.

Zuerſt gilt, daß jede Neuerung in religiöſen Dingen die Achtung vor dem Alten vernichtet oder ſchmälert. Das ehrwürdige Alter der proteſtantiſchen Einrichtungen iſt für die Maſſe des Volks gewiß noch der ſtärkſte Damm gegen den Indifferentismus. Reißt man dieſen vollends auf eine authentiſche und legitime Weiſe um, ſo dürfte weder etwas vernünftiges, noch etwas glänzendes Neues die alte geheiligte Ehrfurcht erſetzen, und es dürfte die umgekehrte Wirkung erfolgen. Man dürfte gegen das Neue noch gleichgültiger werden, weil man weniger hergebrachten Reſpekt davor hat. Die vorgeſchlagenen Neuerungen gehören nicht zu denen, die wie das Chriſtenthum ſelbſt in ſeiner erſten Erſcheinung, oder wie ſpäter der Muhamedanismus und ſo auch der Proteſtantismus die Zeitgenoſſen aufregten und gegen alle äußern Befehle zur freien Selbſtthätigkeit begeiſterten. Es ſind vielmehr Neuerungen, die auf einen äußern Befehl gegen die freie Selbſtthätigkeit gerichtet ſind. Ihre Stärke liegt in einem äußren Zwange, nicht in einer innern Begeiſterung. Sie ſind daher auch bei weitem lauer, ſchwächer, ohnmächtiger, als jene natürlichen Neuerungen, und zugleich auch ſchwächer, als die alten Gewohnheiten, die ſie umſtürzen wollen. Am ſtärkſten wirkt das Neue nur, wenn es lebendige Überzeugung, eigner freier Wille, nichts Gebotenes, Aufgedrängtes iſt.

Soll dem Menſchen aber einmal in religiöſen Dingen etwas geboten und aufgedrängt werden, ſo wird gewiß das Alte, was ſchon ſeiner Väter Väter gewohnt waren, mächtiger auf ihn wirken, als jedes Neue.

Zweitens gilt, daß alle befohlenen und künſtlichen Vereinigungen die freiwilligen und natürlichen Trennungen befördern. Die Geſchichte liefert auf jeder Seite den Beweis. Je ſtrenger die biſchöfliche Kirche der Engländer auf Einheit drang, deſto zahlreicher nahmen die Nonconformiſten überhand. Und ſehn wir nur uns ſelbſt an. Vor dem Unionsvorſchlag lebten Lutheraner und Calviniſten in der friedlichſten Eintracht bis zum gänzlichen Vergeſſen ihres früheren Zankes. Kaum will man ſie vollends äußerlich vereinigen, ſo wird ihnen plötzlich bange, ſie ſehn ſich einander verdächtig an, ſie rühren die alten Schäden wieder auf, und nur die allerindifferenteſten gelingt es, zu vereinigen, jene Heerde der Lauen oder Pfiffigen, die ſich alles gefallen laſſen aus Trägheit, oder um eines zufälligen Vortheils willen. Was ein Mittel gegen den Indifferentismus werden ſollte, wird der Triumph deſſelben, und die man vereinigen wollte, trennt man deſto entſchiedner. Man täuſcht ſich gewöhnlich über die Leichtigkeit der Vereinigung, indem man die Stärke des Unterſchiedes nicht gehörig berechnet. Wie ſchon oben gerügt worden, hat ſich in religiöſen Dingen das Vorurtheil eingeſchlichen, als hinge alle Trennung und Vereinigung von

Worten ab, als beruhe überhaupt alle Religion auf Satzungen. Dieſes Vorurtheil hat faſt alle Menſchen total verblendet, während ſie doch ein ganz entgegengeſetzter Erfolg beſtändig in die Augen ſchlägt. So hat man den Katholicismus zu ſtürzen geglaubt, indem man ſeinen todten Schatten in Satzungen und Worten angegriffen. So glaubt man auch, der Unterſchied zwiſchen Lutheranern und Reformirten beſtehe nur in ein paar Satzungen, und ſey verſchwunden, ſo bald man dieſe ändre. Aber dergleichen Satzungen ſind immer nur ein Schiboleth, oft ein ganz zufälliges, von Parteien, die auf etwas ganz anderes, als auf Worte und Buchſtaben, die auf den urſprünglichen Unterſchied in der Natur der Geiſter gegründet ſind. Die Reformirten unterſcheiden ſich nur äußerlich durch das leicht zu ändernde Schiboleth, innerlich aber durch die unveränderliche Tendenz zum Denkglauben, zum Kriticismus, zur eigenen Überzeugung durch eigenes Forſchen, mithin auch zur Nonconformität und beſtändigen Kirchentrennung. Verſtänden die theologiſchen Diplomaten, die das Arrondirungsſyſtem auch ins unſichtbare Geiſterreich hinübertragen wollen, die Sprache der Geiſter, ſo würden ſie ſogleich entdecken, daß es eine contradictio in adjecto ſey, die Reformirten mit den Lutheranern, oder in höherem Sinn die Denkgläubigen mit den Wortgläubigen vereinigen zu wollen. Man muß nicht ſowohl auf die Namen, als auf die Sache ſehn. Es hat Denk- und Wortgläu-

bige unter beiden Parteien gegeben, doch iſt immer nur der ein ächter Lutheraner zu nennen, der auf den Buchſtaben der Bibel ſchwört, und ein ächter Reformirter, der nur das glaubt, was er durch eigne Überzeugung gewonnen hat. Darum ſind aus der reformirten Kirche ſo unzählige neue Secten hervorgegangen, und der Idee nach bildet in ihr jeder Menſch ſeine eigne; während die lutheriſche Kirche einig und ſich treu geblieben iſt.

Drittens hat man bei dem Unionsverſuch nicht gehörig betrachtet, daß aller äußere Kirchenzwang die innere Kraft der Andersdenkenden und Sectirer verſtärkt nach Geſetzen des Hebels. Nichts könnte wohl ſo geeignet ſeyn, die Stillen im Lande endlich zu Lauten im Lande zu verwandeln, als die unproteſtantiſchen Mittel, womit man ſie aus proteſtantiſchem Eifer in die Uniformität der Kirche zwingen will. Jene Uniformität, jene äußere Werkthätigkeit, die den Indifferentiſten ſehr unbedeutend erſcheint, iſt den Pietiſten eine Sünde wider den heiligen Geiſt, und indem man ſie dazu zwingt, und ihnen auf der andern Seite ihre Privatandacht verbietet und mit polizeilicher Brutalität ſtört, ſo macht man ſie nur zu Märtyrern, und befördert ihre Sache. Der Geſetzgeber ignorirt die pietiſtiſche Anſicht, er geht nur von ſeiner eignen aus; aber iſt es wohl weiſe? Er darf ſie vielleicht ignoriren, wenn er ſie nur duldet, aber eine Sache zu verdammen, ohne ſie zu hören,

hat früher oder ſpäter immer nur den Richter ſelbſt beſtraft.

Wer ſpricht indeß von Zwang? Nur wenige wagen auf einen «politiſchen Nachdruck» bei Einführung der Union und neuen Liturgie zu dringen. Nur die verwerflichen Schergen eines politiſchen Abſolutismus erfrechen ſich, auch unbedingt auf den religiöſen zu dringen, und den Grundſatz cujus regio, ejus religio neuerdings wieder geltend zu machen, wie ein gewiſſer Baltzer in Stettin gethan hat. Die Vernünftigen fühlen, daß die Zeit ſolcher Grundſätze vorüber ſey, daß nur die freie Entſchließung der Gläubigen jenes neue Kirchenthum begründen und befeſtigen könne. Aber ſie rechnen auf eine douce violence von der einen, auf eine douce resistance von der andern Seite. Sie hoffen, daß der gute Wille und die nachgiebige Vor- und Rückſichtlichkeit, die ſeit geraumer Zeit in allen weltlichen Angelegenheiten herrſchende Gefügigkeit auch in religiöſen Dingen jeder von oben her gebotenen Neuerung eine weite Verbreitung ſichern werde. Sie verabſcheuen den groben Zwang, aber der feine ſcheint ihnen deſto genehmer. Sie appelliren an den guten Willen, an den Patriotismus der Staatsbürger, als ob es ſich von einer Collecte, von freiwilligen Steuern und Anleihen handelte, als ob die Leute geben könnten, was ſie doch nicht haben, nämlich den Glauben an das Neue, die Überzeugung von deſſen Göttlichkeit. Man kann wahrhaftig eben ſo wenig aus gutem Willen

und Rückſicht gegen fremde Wünſche, als aus Zwang ſeinen Glauben, ſelbſt nicht in den kleinſten Dingen ändern, die Worte, die Handlungen wohl, aber nicht den Glauben, den Schein wohl, aber nicht das Weſen. Eine Kirche, die man verſuchsweiſe auf dieſen indifferenten, geſchmeidigen, allem ſich fügenden guten Willen, auf eine gewiſſe religiöſe Höflichkeit bauen wollte, würde wahrlich auf weit ſchwächern Füßen ſtehn, als eine verhaßte, nur erheuchelte, die offene Gewalt und Zwang gegründet.

Der Pietismus iſt die letzte und vielleicht die wichtigſte Erſcheinung, die wir im religiöſen Gebiet zu betrachten haben. Wir ſehn ihn ahnungsvoll in der Literatur wie im Leben immer weiter um ſich greifen, und ſcharfen Blicken iſt es nicht entgangen, daß er nichts mehr Vereinzeltes und Vorübergehendes iſt, wie früher, daß er nicht blos zu den religiöſen Curioſitäten, zu den ſeltenen Mißgeburten einer gewiſſen vergänglichen Criſis gehört, ſondern daß er einen großen, wenn auch keineswegs äußerlichen, aber innerlichen Zuſammenhang hat und die Keime zu großen Entwickelungen in ſich trägt. Unſcheinbar und geräuſchlos nach ſeiner Art, ſchlägt er ſeine Wurzeln deſto mehr in die Tiefe. Gerade dieſe Beſeelung nach innen iſt es, die ihm im Gegenſatz gegen alles andere nach außen gerichtete Treiben der gegenwärtigen Zeit eine ſo große Bedeutung gibt. Hier erkennen wir eine Richtung, die im Widerſpruch mit allen andern Richtungen unſerer Zeit ſteht,

und hier allein dürfen wir die einzige wahre Contre-revolution gegen unſer revolutionirendes Zeitalter ſuchen. Nur im Pietismus geht der Menſch rückwärts bis zu jener innerſten und tiefſten Quelle geiſtiger Verjüngung, aus der ein neuer Strom des Lebens bricht, wenn der alte verſiegt iſt. Alle andere Richtungen unſrer Zeit bewegen ſich mehr nur auf der Oberfläche wider und durch einander.

Wie der Proteſtantismus den Übergang vom Sinnlichen zum Verſtande, ſo bezeichnet der Pietismus den Übergang vom Verſtande zum Gemüth. Iſt aber dieſer Kreislauf vollendet, hat Vorſtellung, Begriff und Gefühl, jedes in einſeitiger Herrſchaft ſich durchgebildet, ſo werden ſie in harmoniſcher Durchdringung von Neuem die Idee gebären. Der Pietismus wird einſt den Übergang zu einer neuen, die ganze gebildete Welt beherrſchenden Myſtik führen.

Der Pietismus muß nothwendig drei Criſen erleben, und wir befinden uns noch in der erſten. Er muß anfangs noch an den Proteſtantismus gebunden, noch von deſſen Einfluß beherrſcht erſcheinen, weil er von kleinem Anfang beginnend nur mühſam ſein Daſeyn unter Beibehaltung der alten Formen friſtet. Zugleich iſt dieſe Periode die politiſche und weltliche, und der Pietismus wird nicht nur durch die herrſchenden Kirchen, ſondern auch durch den Zeitgeiſt niedergedrückt. In einer zweiten Criſis aber wird er über beide herrſchend werden, und in das Extrem der Einſeitigkeit fallen. In der dritten endlich wird er

mit dem Proteſtantismus und Katholicismus ſich verſöhnen und eine neue Kirche begründen.

So widerſinnig dieſe Prophezeihung, in unſerer, den religiöſen Intereſſen faſt abgeſtorbnen, indifferenten, weltlichen Zeit dem großen Haufen derer erſcheinen möchte, welche gar nicht an die Zukunft denken, oder ſie nur mit Idealen weltlicher Staaten erfüllen, ſo wird doch eine kleine Minderzahl mit mir übereinſtimmen. Die Wenigen, die in dieſer Zeit von Gott erfüllt ſind, werden nicht zweifeln, daß wieder eine Zeit, wenn auch ſpät kommen werde, da das religiöſe Intereſſe jedes andere beherrſchen wird, und daß der Pietismus der Weg dazu ſey, daß in ihm die neue Verjüngung des verachteten Glaubens und die Verſöhnung der bisher getrennten Religionsparteien vorbereitet werde.

Denen, welche die Macht einer religiöſen Geſellſchaft bezweifeln, wenn ſie nicht in eine ſtarke äußere Kirche conſolidirt iſt, muß bemerkt werden, daß die Pietiſten, theils in der gegenwärtigen Zeit wirklich noch zu vereinzelt, ſchwach und vom Einfluß der herrſchenden Syſteme noch beherrſcht zu uneinig und oft zu verderbt ſind, um eine mächtige Kirche herzuſtellen; daß es theils aber auch gar nicht im Weſen des Pietismus liegt, ſich äußerlich geltend zu machen und mit weltlicher Macht zu umkleiden. Der Pietiſt lebt im Gemüth und wendet ſich von allen Äußerlichkeiten ab. Der Strom der Gefühle conſolidirt ſich ſchwer, und wo nur immer innerlich em-

pfunden wird, iſt nicht einmal ein Lehrſyſtem, geſchweige denn die ſtarre Form einer ſichtbaren Kirche leicht gegründet. Dennoch iſt die Macht des Gefühls ohne alle äußern Hülfsmittel und Schutzwehren ſtark genug, ſich zu verbreiten, und die äußern Schranken fremder Kirchen eben ſo zu überſcheiten, als ſich ſelbſt äußern Verfolgungen zu entziehn. Dieſe Macht beſteht unſichtbar und unantaſtbar, und täuſcht jede Berechnung ihrer Gegner. Niemand kann verhindern, ſie dereinſt zur herrſchenden zu machen, und iſt ſie dies geworden, ſo werden wir Erſcheinungen ſehn, die niemand erwartet hätte.

Die erſten Anfänge des Pietismus zeigen noch den ganzen Einfluß des Proteſtantismus, aus dem ſie hervorgegangen. Die erſten Pietiſten wollten nur den reinen Proteſtantismus darſtellen, in derſelben Weiſe, wie die Jeſuiten den reinen Katholicismus. Daher ſind ſie auch ein vollkommenes Gegenbild der Jeſuiten. Die innige Gemeinſchaft mit Jeſus, der durchgebildete Roman der Seelenliebſchaft, die Bußfertigkeit, die Zerknirſchung, die Entzückung und die Viſionen, endlich die aufopfernde Dienſtfertigkeit, die Bekehrung der Heiden, die Miſſionen nach fremden Welttheilen ſind beiden gemein, nur daß die Jeſuiten damit heuchelten, und nur die Zwecke der Hierarchie verfolgten, während die Pietiſten das nach ihrer Meinung Gute um ſein ſelbſt willen thaten. Die Pietiſten wollten anfangs nur einen geläuterten Proteſtantismus und ſich keineswegs von der proteſtanti-

ſchen Kirche trennen. Wo dies geſchah, war es doch immer nur im Namen des reinen Proteſtantismus, und ſchon daß es geſchah, zeigt noch von dem Einfluß des alten Syſtems. Indem ſie eine äußere Kirche gründeten, huldigten ſie noch gleich den übrigen Proteſtanten nicht ſowohl dem Gefühlsglauben allein, ſondern auch einem Wortglauben, einer beſtimmten Lehre. Daher ſind auch ihre kleinen Kirchen noch ganz nach dem Typus der proteſtantiſchen gebildet. Wie die Proteſtanten ſich in Lutheraner und Reformirte trennten, ſo die Pietiſten in Herrnhuter und Methodiſten. Wie die Lutheraner ſich im nördlichen Deutſchland in einer feſten und einigen Kirche conſolidirten, und Luther gleichſam als ihren Monarchen anerkannten, ſo thaten die Herrnhuter in demſelben Lande daſſelbe, und ihr Monarch war Zinzendorf. Wie die Reformirten dagegen in der Schweiz hier Zwingli, dort Calvin anhiengen, ſo folgten die Methodiſten in England hier Wasley, dort Whitefield.

Dieſe kleinen Kirchen gehören einer Übergangsperiode an, und können keine große Ausdehnung und keinen feſten Beſtand haben. Weit wichtiger als dieſe ordinirten Pietiſten ſind die zahlloſen andern, die überall zerſtreut ſind, und die beim Mangel eines äußern Bandes, ein deſto ſtärkeres innerliches vereinigt. Sie ſind die Maſſe, die noch keine Geſtalt angenommen hat, worin die Bildungen noch wechſeln, die erſt auf die Zukunft wartet, um ſich zu reinigen, zu erweitern, definitiv zu geſtalten.

In dieſem Chaos zeigen ſich eine Menge unreife und verderbte, traurige und abſchreckende Erſcheinungen. Die Gemüthskraft weiß ſich noch nicht von den Einflüſſen der Sinnlichkeit und einſeitiger Verſtandesrichtungen zu befreien. Dieſe fremden und widerſprechenden Einflüſſe richten daher große Verirrungen und Zerrüttungen in den Gemüthern an, und treiben zu Unnatur und Wahnſinn. Nicht das Gemüth iſt Schuld daran, ſondern nur die Sinnlichkeit und eine falſche Verſtandesbildung, welche ſich der im Gemüth liegenden ungeheuren Kräfte bedienen und ſie mißbrauchen. Selbſt Betrug miſcht ſich ein, Scheinheiligkeit, Eitelkeit, Eigennutz. Daher finden wir unter den Pietiſten ſinnliche verderbte Menſchen, die mit den Gegenſtänden ihrer glühenden Andacht eine wahre Unzucht treiben; arme Sünder, die ſich aus denſelben Urſachen in die Arme der pietiſtiſchen Gnade und Wiedergeburt flüchten, aus welchen einige andere ihres Gleichen katholiſch werden; halbgebildete Schwärmer, die mit Auslegung der Schrift, Prophezeihen die Köpfe verrücken, ohne die Herzen zu erwärmen; Fanatiker, die ſich im eigenen Blut baden und ſelbſtmörderiſch opfern, um, wie ſie ſagen, für Chriſtus zu ſterben, gleich wie Chriſtus für uns geſtorben iſt; endlich Heuchler aller Art, beſonders in den niedern Klaſſen, Kaufleute und Gaſtwirthe, die ſich auf dem religiöſen Wege Käufer und Gäſte verſchaffen, arme Abenteurer, die auf eine bequeme Weiſe Krippenreiterei treiben und kokette Weiber, die

unter dem Namen einer büßenden Magdalena nur die ſündige ſpielen wollen. Alle dieſe Mißbräuche ſind indeß nicht dem Pietismus an ſich, ſondern der Stellung zuzuſchreiben, in welcher er ſich jetzt noch befindet. Der Weltgeiſt, dem der Pietismus noch erliegt, treibt auf ſolche Weiſe Hohn und Spott mit ihm.

Eine große Zahl von Pietiſten ſucht dieſem Weltgeiſt dadurch zu entfliehn, daß ſie ſich von allem Irdiſchen ſo weit als möglich zurückziehn und nicht einmal mehr denken wollen. Dies iſt der Quietismus im Pietismus, ſein Extrem, die einſeitigſte Verirrung, deren er fähig iſt. Zu dieſem Quietismus ſind die niedern Klaſſen am geneigteſten, weil der Stolz und Hochmuth der Unwiſſenheit denen am leichteſten wird, die wirklich unwiſſend ſind. Auch die ganz abgeſchwächten Vornehmen ſuchen den Quietismus, um ſelbſt in der äußerſten Impotenz noch eine Wolluſt zu finden.

Alle dieſe Verirrungen hindern indeß nicht, daß der Pietismus ſich immer weiter verbreitet und in der Achtung ſelbſt der Gelehrten immer mehr ſteigt. Als Religion des Gemüthes iſt er ein unentbehrliches Bedürfniß aller derer geworden, denen der Wort- und Denkglauben der Proteſtanten nicht mehr genügen konnte. Er hat ſich ihnen nicht aufgedrängt, ſie haben ihn ſelbſt geſucht. Alles wird eher durch Zwang, Gewohnheit und Überredung begründet und erhalten, als der Pietismus. Wer ſich zu ihm wendet, ſieht

ſich ſogar verfolgt, nur ein freier innerer Drang kann dazu beſtimmen.

Der Pietismus findet am meiſten Anhang unter den niedern Klaſſen der Geſellſchaft, theils weil dieſe minder verdorben ſind als die höhern, theils weil ſie nicht ſo ſehr in den Genüſſen der Erde ſchwelgen, um den Himmel darüber zu vergeſſen. Da, wo das feine Gift der Unſittlichkeit und die hochmüthige Weltklugheit noch nicht ſo tief eingedrungen, iſt das Gemüth noch friſch und ſtark, der höchſten und längſten Entzückung fähig. Und da, wo äußerlich Noth und Mangel, Verachtung und Unfreiheit herrſchen, ſucht der Menſch ſich gern die innerliche Freiheit, das innerliche Glück. Es ſucht den Himmel, wem die Erde nichts bietet. Und ſollen wir die innere lebendige Wärme, welche die großen Maſſen des Volks im Pietismus ergriffen und ſie freundlich ſchirmt gegen den Froſt des Lebens, ſollen wir den blühenden Sinn für Liebe, der in die kleine Geſellſchaft flüchtet, weil ihn die große zurückſtößt, ſollen wir die innre Erhebung mißbilligen und verdammen, die den Frommen den letzten Reſt von menſchlicher Würde ſichert, wenn Niedrigkeit, Armuth und Laſter ſich verbunden, ſie niederzutreten. Es iſt der niedrigſte Stand, es ſind die Armen, welche die Maſſen der pietiſtiſchen Geſellſchaften bilden. Iſt es nicht ein ſchöner Zug dieſes Volks, daß es in der eignen Bruſt den Stern findet, der ihm in der Nacht des Lebens leuchtet? Iſt dieſe verachtete Frömmigkeit nicht die einzige Schutz-

mehr gegen thieriſche Abſtumpfung und Niederträchtigkeit, wie gegen frivole oder verzweifelte, zu Revolutionen führende Entſchließungen? Ein Umſtand wird dem Pietismus beſonders jetzt günſtig, der Mangel an öffentlichem Leben und der Eigennutz, der das Privatleben zerrüttet. Während der Engländer ſeine große Staatsthätigkeit, der Franzoſe ſeine geſelligen Genüſſe, der Italiäner ſeine Natur beſitzt, findet der Deutſche den Himmel nur in ſich ſelbſt. Die Langweiligkeit des Staatslebens, die Perfidie der bürgerlichen Geſellſchaft und oft zugleich die Einförmigkeit der Natur und des häuslichen Lebens machen ihm, wie die Wonne frommer Herzensergießung, ſo die Geſellſchaft theuer und unentbehrlich, die mit ihm die gleiche Geſinnung theilt, und es verbindet ſich damit eine eigenthümliche Sehnſucht, welche die Deutſchen in allen Parteien immer ausgezeichnet hat, eine abgeſchloſſene Gemeinde der Heiligen, der Auserwählten, der Apoſtel einer Idee zu bilden. Dieß war und iſt das ſtärkſte Band unter den Separatiſten.

Seit einiger Zeit haben ſich auch ſehr gelehrte Männer des Pietismus direct oder indirect angenommen. Ein pietiſtiſcher Geſchmack, eine gewiſſe Anſteckung pietiſtiſcher Gefühle und Ausdrücke iſt in der Literatur eben ſo weit verbreitet, als im Leben. Dieß finden wir zunächſt in der theologiſchen Literatur. Eine Menge proteſtantiſche Geiſtliche neigen zum Gefühlsglauben und reden ihm in Dogmen, Predig-

ten und Gedichten das Wort, ohne ſich äußerlich von der Kirche zu trennen. Es gibt ganze Gegenden, wo dieſer Ton der herrſchende geworden iſt. Während dieſe Geiſtlichen den Gefühlsglauben mit dem Wortglauben der Orthodoxie zu verſöhnen trachten, beſtreben ſich andere mehr philoſophiſch dieſen Glauben auch mit dem Verſtande zu verſöhnen, ihn der aufgeklärten Denkweiſe des Jahrhunderts zu vermitteln. So verſucht Schleiermacher's verſtändige Begeiſterung durch eine wunderbare Zurüſtung von logiſchen Formeln gleichſam optiſch, wie durch Brennſpiegel, das heilige Feuer der platoniſch-chriſtlich-pietiſtiſchen Liebe in den Herzen zu entzünden. So ſehn wir den genialen Steffens die ganze Naturphiloſophie auf ein pietiſtiſches Reſultat hinaus führen, und alle Cryſtalliſationen des Wiſſens gleichſam chemiſch auflöſen in das Fluidum des Gefühls. Man hat ihn und einige andere daher Apoſtaten des Wiſſens und Neophyten des Glaubens genannt, und mit Recht dieſer Wendung der Philoſophie eine große Bedeutung für die Zeit zuerkannt. Zuletzt iſt auch ein Katholik aufgetreten und hat die erſte Bahn zu einer Verſöhnung des Pietismus mit dem Katholicismus gebrochen. Schon Friedrich Schlegel behauptet mit Recht, daß gerade in der Myſtik und Theoſophie, die ſich von der Kirche losgeriſſen, die bedeutendſte Reaction gegen dieſelbe vorbereitet werde, und Franz Baader hat es verſucht, dieſe Behauptung durch Kritik einiger Myſtiker und Pietiſten, namentlich des

Jakob Böhme, zu beſtätigen. So unbedeutend dieſer Verſuch für jetzt noch ſcheinen dürfte, ſo iſt doch zu erwarten, daß die Unterſuchung auf dieſem Wege nicht ſtille ſtehen wird, und daß die bei den Pietiſten und Katholiken nur ſcheinbar getrennten Elemente ſich einſt näher verbinden werden. Wird jemals eine Vereinigung aller Confeſſionen in eine große chriſtliche Kirche wieder möglich, ſo kann das vermittelnde Glied allein der Pietismus ſeyn.

Philoſophie.

Wir leben in der Zeit der Wiſſenſchaft. Der Verſtand iſt Regent der drei letzten Jahrhunderte. In der Reformation hat er ſich befreit, und in der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ſeinen Thron aufgeſchlagen. Iſt einmal ein Volk dahin gekommen zu denken, ſo ſucht es auch die Geſetze des Denkens; ſammelt ſeine Wißbegier die mannigfaltigſten Thatſachen, ſo ſucht es deren Motive; bildet es eine Wiſſenſchaft nach der andern aus, ſo ſucht es endlich den innern Zuſammenhang in allen. Die Reflexion führt, welchen Gegenſtand ſie auch zuerſt ergreifen mag, immer zuletzt zur Philoſophie hin. Was in die Sphäre des Wiſſens fällt, ſieht ſich an einen Radius geknüpft und führt zum Centrum. Dieß iſt der Gang, den der Verſtand in ſeinem Fortſchritt immer nehmen muß. So unabänderlich aber dem Denker die vollendete Philoſophie als perſpectiviſches Ziel vorgeſteckt iſt, ſo nothwendig er nichts andres erſtreben kann, als eine vollkommne Wiſſenſchaft von

allen Dingen, gleichſam den Verſtand Gottes zu erreichen, ſo iſt doch eben die Erreichung des Zieles, die uns Gott gleichmachen würde, unmöglich, und nicht nur in der Art, wie wir philoſophiren, ſondern ſchon darin, daß wir philoſophiren, liegt ein innrer Widerſpruch, und nur das Streben ſelbſt iſt das Ziel. Es gibt viele Philoſophien, weil es keine Philoſophie, d. h. keine alleingültige geben kann, und dieſe Philoſophien ſind nur Methoden, zu philoſophiren, weil ſie nicht durch das Ziel, ſondern durch den Weg dazu bedingt ſind.

Der Menſch frägt und beantwortet die Fragen ſo lange wieder mit Fragen, bis er an eine letzte Frage kommt. Anfangs hielt man die Philoſophie nur für eine Kunſt zu antworten, jetzt hält man ſie richtiger für eine Kunſt, zu fragen. Um die erſte Frage zu beantworten, mußte man die zweite thun, deren Antwort erſt jene beantworten kann. Man frug: was iſt? und ſah ſich genöthigt zu fragen; was denk ich, das ſey? und wieder: wie komm ich zum denken, und auf welche Weiſe denk ich? So hat eine deutſche Philoſophie ſich über die andre gebaut. Man hat je von einer Wiſſenſchaft, die gerade vorherrſchte, den Weg in die Philoſophie geſucht, und entweder die höchſte Frage für eine Wiſſenſchaft zur höchſten der Philoſophie gemacht, oder doch von der Philoſophie die Beantwortung jener erſten erwartet. So haben die Fragen ſich zugleich vervielfältigt und dadurch wieder geſchärft und vereinfacht.

Anfangs befreite ſich die Philoſophie aus den Feſſeln der Dogmatik durch den Grundſatz der Ariſtotetiker, daß es eine innere Conſequenz, eine mathematiſche Nothwendigkeit der Wahrheit, neben der durch die Kirche offenbarten Wahrheit gebe. Die Philoſophie erweiterte jedoch nur die Gränzen der Theologie und ihre Fragen blieben theologiſche. Mit den großen geographiſchen, aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts kam eine neue Richtung in die Philoſophie. Man bemühte ſich, das Princip des geiſtigen Lebens, das man früher in der göttlichen Offenbarung geſucht, mit dem Princip der Natur zu vermitteln; man identificirte auf eine myſtiſche Weiſe die Kräfte der Natur, die man in der Aſtronomie und Chymie entdeckt, mit den Kräften der menſchlichen Seele; man ſuchte einen Stein der Weiſen, darin die Wurzel aller materiellen und geiſtigen Kräfte verborgen läge. Theophraſtus Paracelſus bearbeitete die Phyſik, ſpäter der tiefſinnige Jakob Böhme die Pſychologie nach naturphiloſophiſchen Ideen. Sie ſind unbillig verachtet worden. Inſonderheit den letztern hat man mehr von der theologiſchen als naturphiloſophiſchen Seite, und ſomit ganz ſchief ins Auge gefaßt. Wenn ihnen die ungeheure phyſikaliſche Erfahrung des achtzehnten Jahrhunderts nicht zu Gebote ſtand, ſo hatten ſie doch offenbar philoſophiſchen Tiefſinn und der letztere zugleich das Schema eines durchgreifenden Syſtems. Dieſe Weiſe zu philoſophiren, die erſt die

neuere Zeit wieder aufnahm, konnte damals nicht durchdringen. Selbſt der große Spinoza eilte ſeiner Zeit voran, ohne ſie mit ſich zu reißen. Der herrſchende Hang nach Aſtrologie, Alchymie, Chiromantie und der Aberglauben aller Art zog die Naturphiloſophie ins Abſurde und brachte ſie nicht ſelten in die unwürdigſten Hände. Theophraſtus Paracelſus bildet den Übergang zur Empirie. Sein reiches Detail phyſikaliſcher Erfahrung, noch gemiſcht mit dem Wunderglauben der heidniſchen Pharmacie und der ſympathetiſchen Curen, bereitete doch ein genaues und umfaſſenderes Forſchen im Einzelnen vor, wobei nur die Philoſophie in den Hintergrund trat. Inzwiſchen wurde, je mehr der phyſikaliſche Theil der Naturwiſſenſchaften von der Philoſophie ſich entfernte, der mathematiſche deſto enger mit ihr verbunden. Die Mathematik ſagte dem immer mehr erkältenden Verſtande zu, und wenn ſie einerſeits den Gehalt der Philoſophie gleichſam austrocknete in einer dürren Atomenlehre, ſo war ſie andrerſeits doch äußerſt heilſam für den philoſophiſchen Formalismus. Leibnitz, Wolf, Baumgarten haben hier das größte geleiſtet. Das Syſtem, nach welchem man die Philoſophie fortan mathematiſch beweiſen, ſie auf einen Satz zurückführen und ſo klar wie das Einmal Eins machen wollte, verzichtete zwar auf die anthropologiſche Baſis, und verſtopfte jede andre Quelle der Erkenntniß, außer der durch Abſtraktion der Begriffe, negirte jedes Organ, außer der Denkkraft, erwarb uns aber auch

eine immer beſſer durchgearbeitete Logik. Dieſe bemächtigte ſich ſofort der Moral, deren Fragen die ernſten proteſtantiſchen Prediger faſt ausſchließlich beſchäftigte, und während die Orthodoxen dieſe Frage noch nach der Bibel entſchieden, ſuchten die kritiſchen Theologen und die Philoſophen ſie durch logiſches Abwägen von Pflichte= und Rechten zu beantworten, und eine höchſte moraliſche Weltorduung in mathematiſchen Formen feſtzuſetzen.

Nachdem man, je weiter das Mittelalter zurücktrat, immer kühner geworden und den Weg der Offenbarung als eine letzte Feſſel gänzlich weggeworfen; nachdem man über die Natur ſich durch unermüdetes Studium immer vollkommner aufgeklärt; nachdem man die Mathematik mit Virtuoſität handhaben gelernt und ſie auf die Logik angewandt, und dieſe wieder auf die Moral, die durch den Proteſtantismus wie durch die römiſche Jurisprudenz wieder praktiſche Anwendung fand; nachdem die Kunſt in neuen Flor gekommen und äſthetiſche Fragen überall angeregt worden; nachdem endlich mit der Blüthezeit der Muſik, mit der poetiſchen Sentimentalität und der Herrnhuterei auch die Gefühle ſchärfer analyſirt zu werden anfingen, ſo war eine Combination aller der verſchiednen Organe, wodurch wir Natur und Geiſt, das Zeitliche und Ewige vernehmen, eine Combination aller bisher eingeſchlagnen Wege zu philoſophiren und die Kritik derſelben hinlänglich vorbereitet. Eine große Menge ſcharfſinnige

dingten und abſoluten Wiſſens, des ſubjectiven Ichs und der objectiven Welt, und je der einzelnen Organe des Ich und der ihnen entſprechenden Reihen in der objectiven Welt.

In Bezug auf den erſten Gegenſatz entſtand nach Kant's Kriticismus mit Nothwendigkeit ein dogmatiſcher Abſolutismus, der zwar wie Kant kritiſirte, aber nicht um die Schranken, ſondern um das Ziel des abſoluten Wiſſens zu finden. Hatte Kant das Ich von der Außenweit getrennt und nur in eine Relation geſetzt, deren abſoluten Grund er unerklärt läßt, ſo war dieß nur ein Sporn für ſpätere Philoſophen, den abſoluten Grund und in ihm zugleich die fehlende Einheit zu ſuchen. Während eine ziemlich ausgedehnte Schule Kant noch unmittelbar treu blieb und durch Erweiterung der anthropologiſchen Forſchungen wie durch Verſchärfung der Kritik ſich mannigfaltiges Verdienſt erwarb, ſchritten andre kühne Geiſter weiter. Sie verſuchten das Abſolute zu conſtruiren, die Kantianer kritiſirten das Relative. Ihre Lehre iſt Dogmatismus, die Kantiſche Kriticismus. Sie beantworten apodiktiſch die Frage: was iſt? Die Kantianer fahren fort zu fragen: wie vernehmen wir? Ohne Zweifel wird die Wiſſenſchaft durch alle beide befördert. Der Abſolutismus iſt eine ewige Evolution der Seelenkräfte durch das Genie; der Kriticismus ſichert ihr Gleichmaaß. Wenn die Kritiker beweiſen, bis zu welcher Gränze der menſchliche Geiſt vordringen kann, ſo iſt es gut, daß die Abſo-

lutiſten es thun. Wenn auch jeder Philoſoph am Ziele ſeines Strebens mit Sokrates behaupten müßte: die größte Weisheit ſey, zu wiſſen, daß man nichts wiſſen könne! ſo wird doch keiner ein Philoſoph werden, der das glaubt.

Die Abſolutiſten unterſchieden ſich aber nach eben den Gegenſätzen von Subject und Object, die Kant's Relationsſyſtem feſtgeſtellt, und ihre Lehren ſind in einer hiſtoriſchen Folge hervorgetreten, die den übrigen Richtungen der Zeit entſprochen hat. Da noch der Proteſtantismus und die franzöſiſche Encyklopädie das Jahrhundert beherrſchten, da Logik und Moral an der Tagesordnung waren, da der Geiſt in jedem Augenblick einen neuen Sieg über die Natur und ihre geheimnißvolle Kraft erfocht, ſo darf man ſich nicht wundern, daß ein genialer Mann, wie Fichte, enthuſiaſtiſchen Beifall fand, als er die ganze Philoſophie auf ein ſubjectives Moralgeſetz zurückführte, die Kantiſche Relation aufhob, die objective Natur ins Nichts verwies, und nur ein abſolutes Subject, ein geiſtiges Ich anerkannte. Eine ſolche Einſeitigkeit bedurfte des äußerſten logiſchen Scharfſinns, um nur conſequent durchgeführt werden zu können, und dieſer bereicherte wieder den Formalismus der Philoſophie. Es war keine Kunſt, das Fichteſche Syſtem zu läugnen, aber eine Kunſt, es zu widerlegen, und jedes folgende Syſtem erbte ſeinen Scharfſinn, wie Spolien des Feindes. Überdem war Fichte's Einſeitigkeit dem Moralſyſtem wenigſtens ſo günſtig, daß

es kein erhabneres außer dem ſeinigen gibt. Indeß konnte man auf dem äußerſten Extrem ſich nicht lange halten. Natur und Kunſt waffneten ſich gegen Fichte. Der unermeßlichen Forſchung öffnete ſich die Natur als eine gleichſam plaſtiſch erſtarrte Philoſophie. Die Gegenſtände der Natur ſelbſt ordneten ſich in ein Syſtem. Die Entdeckungen in der Organologie verdrängten den Mechanismus, welcher als Gegenſatz den Idealiſten Vorſchub gethan. Man konnte das geiſtige Princip der Natur nicht länger verkennen und der alte Pantheismus ward wieder aufgenommen. Zu gleicher Zeit war alles für die Kunſt enthuſiaſtiſch geworden, und da das Schöne ſtets mittelbar oder unmittelbar an die materielle Natur geknüpft iſt, ſo ward überall auf dieſe hingewieſen. Sanft ſenkte ſich der menſchliche Genius von unwirthbaren Höhen wieder zum grünen mütterlichen Boden hinab.

Unter dieſen Umſtänden ergriff der große Schelling wieder die von Fichte verlaßne Kantiſche Relation zwiſchen Subject und Object und erhob ſie zur abſoluten Identität. Man hätte denken ſollen, er werde wieder einſeitig nur das Object, die materielle Natur, geltend machen, und von dieſer falſchen Folgerung verleitet, haben ihn auch viele unverſtändige Gegner nur als Naturphiloſophen verſchrien. Es war ihm aber nicht blos Fichtes Subject, ſondern auch deſſen Einſeitigkeit überhaupt entgegengeſetzt, und wenn er die Naturphiloſophie neu begründete, ſo war dieſelbe doch nur der eine Theil ſeiner

dualiſtiſchen Identitätslehre. Geiſt und Natur ſind ihm zugleich nur Emanationen, Erſcheinungen, Äußerungen und Evolutionen der göttlichen Idee. Er paralleliſirt daher auch das Syſtem des Idealismus und Materialismus und neutraliſirt die Extreme. Dies iſt Spinozismus, aber in höherer Potenz. Nur nach Kant und Fichte konnte Spinoza's Verſprechen erfüllt werden. Es bedurfte jedoch eines gleich großen Geiſtes, Schelling vor Kant, oder Spinoza nach Kant zu ſeyn. Die Identitätslehre hat vor jeder andern Philoſophie augenſcheinliche Vorzüge. Der Eklektiker, der die Reihe der Syſteme muſtert, findet hier die Vermittelung der Extreme. Er bemerkt, daß jede Philoſophie die andre ausſchließt, hier findet er ſie mit einander verbunden. Der Mathematiker, der die geſammte Philoſophie als eine Sphäre betrachtet, findet in Schelling's Princip den magnetiſchen Mittelpunkt, der die entgegengeſetzten Pole der Subjects- und Objectslehre, der Geiſtes- und Naturphiloſophie zugleich ſpannt und bindet. Der Schematismus dieſer Philoſophie erſcheint alſo als der vollkommenſte, den wir bis jetzt kennen. Die Ausführung iſt aber den Bedingungen der menſchlichen Unvollkommenheit unterworfen. Dies hat dahin geführt, daß die Philoſophie den alten Kreislauf dennoch wiederholt. Die Schule Schelling's iſt nach den beiden in ihr liegenden Potenzen wieder in zwei einſeitige Hauptſyſteme zerfallen. Oken hat den materiellen Pol vorwiegen laſſen und die Identität des Geiſtes mit der Natur

in den geiſtigen Charakter der Natur geſetzt. Die Materie iſt ihm nur der zerfallene Geiſt, der Geiſt die combinirte Materie. Endlich hat Hegel den geiſtigen Pol vorwiegen laſſen und die Identität des Geiſtes mit der Natur in den materiellen Charakter des Geiſtes, in die objective Weſenheit der Begriffe, in das ausſchließliche und abſolute Seyn der Denkbegriffe und ihres Geſetzes, der höhern Logik, in die Phyſik der Logik geſetzt. Oken's Weſen ſind Begriffe, Hegel's Begriffe ſind Weſen. Somit bietet die deutſche Philoſophie bis zum gegenwärtigen Augenblick ein conſequentes Syſtem von Syſtemen dar und iſt in einem gewiſſen Kreiſe abgerundet.

Wir müſſen aber auch auf die einzelnen Organe des menſchlichen Geiſtes Rückſicht nehmen, die in den verſchiednen Syſtemen vorzugsweiſe ſind entwickelt worden. Die kräftigſte Entwicklung war immer die einſeitigſte. Nur indem jedes Organ allein herrſchen will, erhält es den höchſten Grad der Ausbildung und dient der Philoſophie am beſten in dem Augenblick, da es von ihr zu entfernen ſcheint. Überhaupt, ſo lange die Philoſophie, die unumſtößlich, unabänderlich und in allen Theilen vollkommen ſeyn wird, noch nicht gefunden iſt, kann ſie dem Geiſt niemals eine Schranke oder nur ein Maaß aufdringen, der in einer eigenthümlichen Bahn vordringt und ſich ſelber Geſetz und Ziel ſchafft. Die Moral, die Logik, die Phyſik ſind einer eigenthümlichen Ausbildung unterworfen, und nehmen weit ſeltner von der Philo-

ſophie Regeln an, als ſie ſelbſt in ſie Regeln hin- über tragen, ja ſogar ſie völlig umſchaffen. Und wo dies auch nicht der Fall wäre, muß ein ſelbſtſtändi- ges, wenn auch einſeitiges Moralſyſtem, eine eigen- thümliche Logik oder Phyſik ſo viel Werth haben, als wenn wir ſie als integrirenden Theil eines um- faſſenden philoſophiſchen Syſtems kennen lernten. In allem, was der Menſchengeiſt hervorbringt, liegt ein innrer Zuſammenhang, wenn auch die Form ihn ver- läugnet. Kant war ſo vielſeitig, als die Bildung des Jahrhunderts ihm Seiten darbot. Sein brillantirter Geiſt ſelbſt war der Stein der Weiſen ſeiner Zeit. Sein Syſtem beruhte auf der Würdigung aller gei- ſtigen Richtungen und er wirkte wohlthätig auf alle. Seine Schüler zeigen oft nur dem Syſtem zu Liebe eine oberflächliche Vielſeitigkeit. An echter umfaſſen- der Bildung ſteht allen andern der biedre Fries voran, der ſich überdem durch eine vorwiegende ethiſche Rich- tung und durch ein Streben nach Popularität aus- zeichnet. Fichte war ganz Moraliſt, und alle ſeine Werke beziehen ſich auf das handelnde Leben, ſo we- nig ſie auch populär geſchrieben ſind, ſo daß man nicht einmal ſeine Reden an die deutſche Nation au- ßer der Schule begreifen kann. Dieſer tapfre Geiſt verlangte die Diktatur und den Terrorismus der Tu- gend. Er ſtellte die abſolute Tugend ſelbſt dem Him- mel entgegen und verſchmähte für dieſelbe die Garan- tie der religiöſen Autorität. Ein rieſenſtarker Wille in der eignen Bruſt ſollte jede fremde Krücke dem neu-

gebornen Geſchlecht entbehrlich machen. Sein Grundſatz: nur das ſey, was der Menſch thue, und nur das verdiene zu ſeyn, wozu er ſich durch die Kraft des Willens zwinge, und nur das könne der Menſch wollen, was ſeinem freien Ich gezieme, Ehre für ſich, Gerechtigkeit für alle! blitzt wie das Flammenſchwert eines Engels in das durch Mattigkeit, Sinnlichkeit und Lüge entwürdigte Paradies des Menſchenlebens. Iſt in Fichte's Princip ein philoſophiſcher Irrthum, ſo iſt die Anwendung doch die wahrſte und beſte. Der Irrthum liegt nur in der Ausſchließlichkeit des Princips, nicht in deſſen Folgerungen. Wie nur aus dem Fichteſchen Princip der höchſten Willensfreiheit die würdigſte Moral gefolgert werden kann, ſo wird jede beſte Moral wieder bis zu Fichte's Princip aufſteigen müſſen. Eine höhere Philoſophie vermag aber das Princip der Willensfreiheit mit dem der Nothwendigkeit zu vermitteln. Im Gegenſatz gegen Fichte war Schelling wieder vielſeitig, wie Kant, und nur ſeine Schüler haben die verſchiedenen Seiten vorzugsweiſe glänzend ins Licht geſetzt. Das religiöſe Element iſt hauptſächlich von Görres und Steffens ausgebildet worden, myſtiſch von jenem, pietiſtiſch von dieſem. Im ethiſchen Gebiet glänzt Görres vor allen, und ihm verdanken wir auch die erſte Organologie des politiſch-hiſtoriſchen Lebens. Die meiſten Schüler Schelling's werfen ſich mit überwiegender Vorliebe in die Naturkunde. Die tiefſten Ahnungen über das kosmiſche und organiſche Leben

ſprach Görres aus. Das conſequenteſte Syſtem, das ſich zugleich der Empirie am vollkommenſten anſchmiegte und gleichſam den ganzen Thatbeſtand der Naturgeſchichte wie durch einen Zauberſchlag in eine Philoſophie verwandelte, verdanken wir Oken. Er übertrifft alle Naturphiloſophen an empiriſchen Kenntniſſen, alle Empiriker an Philoſophie. In der Anwendung der Mathematik auf die Naturphiloſophie erwarben ſich vorzüglich Wagner und Eſchenmayer Verdienſte. Steffens zeichnete ſich durch Unterſuchungen über die Vorgeſchichte, Schubert durch Aufklärung der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft aus. Sie alle brachten in das Studium der Natur einen neuen großen Schwung. Durch Hegel hat ohnſtreitig die Logik viel gewonnen. Es liegt in ſeiner Taſchenſpielerei mit Begriffen ein Talisman, den man ihm abgewinnen muß, um ihn würdiger zu gebrauchen.

Wenn wir durch jeden, der auf iſolirter Bahn etwas Großes geleiſtet, uns im Einzelnen belehren laſſen müſſen, ſo ſollen wir doch immer den Blick nach den univerſellen Geiſtern, den Polarſternen des Himmels richten, um welche die größte Sphäre ſich umwälzt. Zwar eine ewige Kluft iſt feſtgeſtellt zwiſchen der Weisheit Gottes und der der Menſchen; doch eine Stelle gibt es, wo auch der menſchliche Geiſt am höchſten ſteht, und die freieſte und reichſte Ausſicht zugleich gewinnt. Heil dem Genius, in welchem der Sinn für die Natur, die moraliſche Kraft, der Scharfſinn des Verſtandes, die tiefe Innigkeit des

Herzens in einer höchſten Einheit verbunden liegen, in deſſen reingeſtimmter Seele die Accorde voll erklingen, in denen alles Lebens Harmonie gedeutet wird. Geiſter wie Kant, Schelling, Görres zeigen uns erſt, was die Welt iſt, indem ſie ſie in ihrem Geiſte ſpiegeln, und was der Geiſt iſt, indem ſie ihn in der Welt ſpiegeln. Je weiter aber die Welt erſchloſſen wird, deſto größer werden die Geiſter, je größer die Geiſter ſind, deſto größer ſchaffen ſie die Welt. Der höchſte Triumph des Philoſophen iſt, daß er von innen heraus die Welt durch die Erkenntniß neu ſchafft und bildet wie ein Kunſtwerk, daß er immer freier wird, je mehr er ſie begreift, daß die größte Laſt des Wiſſens ſeinem Genius die leichteſten Schwingen leiht. Der höchſte Triumph der Philoſophie iſt dagegen, daß ſie niemals alleingültig wird, daß ſie die Erkenntniß der Welt ſtets an die Eigenthümlichkeit geiſtiger Naturen knüpft, daß ſie die Welt immer nur im Spiegel eines individuellen Geiſtes zeigt, daß folglich der größte Philoſoph den größern nicht ausſchließt. Man kann die Philoſophie mit der Muſik vergleichen. Die Philoſophen ſpielen auf der Welt. Hier und dort vernehmen wir die wunderbarſten und herrlichſten Melodien. Wir bedauern die Schüler, die dem Inſtrumente nicht gewachſen ſind, weil die tönereichſte Flöte dem Ungeſchickten doch nur ein Holz iſt. Wer aber iſt ein Meiſter der Gegenwart und glaubt, der Quell der Töne ſey erſchöpft und verſiegt durch ſeine Kunſt? Immer

neue Meiſter erben das Inſtrument, das nie verwüſtet wird. Es reihen ſich Blumen an Blumen, und Menſchen an Menſchen. Der Himmel iſt gewölbt aus vielen Sternen und Gottes Tempel ruht auf vielen Säulen.

Nach dieſem allgemeinen Überblick über das Innere der deutſchen Philophie muß es intereſſiren, ihr Verhältniß zur übrigen Literatur und zum Leben zu betrachten. Ich ſtehe nicht an, dieſer Philoſophie den Vorrang vor allen andern unſrer literariſchen Erſcheinungen zuzuerkennen. Das Zeitalter wird von der Wiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft von der Philoſophie regiert. In der neuen Hierarchie des Verſtandes iſt der philoſophiſche Stuhl der apoſtoliſche und die Philoſophen ſind die Kardinäle. Aus der ganzen Sphäre unſrer Geiſtesthätigkeiten ſammeln ſich die Reſultate in die Philoſophie, als in ein Centrum; alle Säfte ſublimiren ſich in ihre Blüthenkrone. Die Mannigfaltigkeit ſucht immer ihre Einheit, und je gewiſſer es iſt, daß die Deutſchen für alle Arten von Erkenntniſſen Sinn haben, um ſo natürlicher iſt es auch, daß ſie dieſelben regeln und auf die einfachſten Reſultate zurückführen. Ja es ſcheint, als ob der allgemeine Wiſſenstrieb nur die ſecundäre, der philoſophiſche Tiefſinn aber die primäre Äußerung unſrer Natur ſey, als ob wir eine Peripherie nur fänden, nachdem ein unſichtbares Centrum ſie ausſpannt. Unſre Philoſophie beweiſt, daß Deutſchland keine Polterkammer für allerlei Wiſſen ſeyn ſoll. Es kommt nicht

das Kleinſte in den Horizont unſrer Betrachtung, ſo findet es ſich durch unſichtbare Fäden an den Mittelpunkt der philoſophiſchen Erkenntniß geknüpft. Je reicher aber der Gegenſtand jener Betrachtung iſt, um ſo tiefer jener Mittelpunkt. Indem wir die breiteſte Baſis nehmen, dürfen wir die philoſophiſche Operationslinie am kühnſten und weiteſten ausdehnen, und unſre Helden dringen erobernd immer tiefer in das unbekannte Geiſterreich.

Es gibt indeß auch eine ziemlich dunkle Schattenſeite der deutſchen Philoſophie. Nicht alle Philoſophen waren geniale Geiſter; es gibt auch einen philoſophiſchen Pöbel, Affen und Karrikaturen der Genies, die zugleich immer den Gegenſatz der Philoſophie und des Zeitalters in einer gefälligen Halbheit zu vermitteln wußten. In ihnen hat die Philoſophie an der allgemeinen gelehrten Pedanterei Theil genommen, nicht nur in den ſprachlichen Formen, ſondern auch in den Anſichten. Auch ſie hat den Reifrock getragen. Statt tief zu ſeyn, war ſie lange nur ſpitzfindig, ſtatt natürlich zu ſeyn, aufgeſtutzt, ſtatt gerade auszugehen, ceremoniös, höflich, umſtändlich, ſtatt uns zu überzeugen, hat ſie lange nur mit uns converſirt, ja auch ſie hat wie die Poeſie geraume Zeit uns die Alten citirt, und den Kothurn an die Sohlen geſchraubt, ſtatt ſich ſelber zu heben. Dann iſt ſie wie die ganze übrige Literatur in das entgegengeſetzte Extrem gefallen. Sie iſt göttlich grob geworden, wie die Ritterromane, ſie iſt

von der Sucht nach Natur und Originalität befallen worden, wie die Damen und Studenten, wie die Dichter und Virtuoſen. Sie hat alle alte Autorität abgeworfen und friſch von vorn ſelbſt gedacht, aber ihre Gedanken waren oft nicht werth, gedacht zu werden. Endlich hat ſie Gefühl und Phantaſie zu Hülfe gerufen und mit girrendem Flötenton oder türkiſcher Muſik bachantiſche Tänze um den Altar der Wahrheit aufgeführt, oder aus myſtiſchen Nebeln unbegreifliche Orakel geſtammelt. Der Schulſtube, dem bezopften Orbil entriſſen, iſt ſie alt genug geworden, in die Schule der Liebe zu gehn, ſich ſchwärmeriſch dem Geliebten in die Arme zu werfen. Doch unabhängig von dieſem Treiben der Menge, ſind große Genien mit männlichem Verſtand ihrer Zeit vorangeſchritten und haben lächelnd zugeſehn, wie man mit ihren Gedanken kindiſche Abgötterei getrieben.

Insbeſondere tadelt man an unſern Philoſophen mit Recht den ſchulmeiſterlichen Hochmuth, wiewohl ihn noch kein neuer Lucian ſcharf genug gegeißelt hat. Es iſt in der That lächerlich die Weiſen zu ſehn, wie ſie gleich erbosten Hähnen einander blutig hacken und dann auf dem nächſten Dachgiebel wieder mit ſtolzgehobenem Schopfe krähen und auf die kleine Welt herunterblicken.

Der Vorwurf der Unpopularität trifft unſre Philoſophen faſt ohne Ausnahme. Sie haben von den Griechen und Scholaſtikern eine fremde Terminologie entlehnt, anfangs ſelbſt noch lateiniſch ge-

ſchrieben und auch noch in der neueſten Zeit ſich darin gefallen, immer neue fremde Wörter zu ſchmieden. Dies hat ihnen zwar in den Augen des Volks ein ehrwürdiges Anſehen und ſelbſt den begreiflichſten Gemeinplätzen einen Anſtrich von tiefer Weisheit verliehen, das größere Publikum aber der Philoſophie entfremdet, und dieſe zur reinen Schulſache gemacht. Oken, eben ſo patriotiſch als gelehrt, hat gegen die fremde Terminologie geeifert, ohne jedoch etwas auszurichten, ja ohne ſelbſt ſie vermeiden zu können. Die Schwierigkeiten der philoſophiſchen Sprache werden noch verwickelter durch den eigenthümlichen und willkürlichen Gebrauch, den jeder einzelne Philoſoph davon macht. Schlagen wir die erſte beſte Seite in philoſophiſchen Werken auf, was klingen uns für ganz verſchiedne Namen in Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling, Hegel entgegen. Die fremden Wörter ſind indeß in ihrer Verſchiedenheit noch die deutlichſten; die deutſchen werden bei ihrer Gleichheit durch den verſchiednen Gebrauch, je gemeinverſtändlicher ſie an ſich ſind, deſto undeutlicher in der Philoſophie. Man hat daher ganze Bücher geſchrieben, um nur die wahre Bedeutung der Ausdrücke: Vernunft, Verſtand, Geiſt, Herz, Gemüth, Gefühl u. ſ. w. auszumitteln. Doch iſt deßfalls noch kein allgemeiner Sprachgebrauch angenommen. Die Schwierigkeiten der Sprache ſind denen des Denkens gefolgt. Die Denkkraft arbeitete ſich mit unendlicher Anſtrengung, aber nur ſtufenweiſe, aus der alten Unklarheit heraus und

mußte für jede neue Entdeckung auch eine neue Sprache ſchaffen. Eine mühſame, umſtändliche, weitläufige Darſtellungsweiſe war unvermeidlich, weil erſt durch ſie der Weg zu immer einfachern Begriffen führte. Nichts wird ſchwieriger errungen, als was ſich nachher gleichſam von ſelbſt verſteht. Die meiſten Philoſophien, ja in gewiſſer Rückſicht alle frühern, ſind nur Studien, Vorarbeiten. Der große Kepler mußte viele hundert Folioſeiten voll Zahlen ſchreiben, bis jene einfachen allbekannten Geſetze, die nun jeder ohne Mühe begreift, das Reſultat ſeines eiſernen Fleißes waren. So verhält es ſich mit vielen deutſchen Philoſophen, beſonders vor Kant. Wenn wir auch nur mit einem äſthetiſchen Widerwillen die dürren und oft täuſchenden Rechnungen des Verſtandes verlaſſen, ſo müſſen wir doch geſtehn, daß ſie nothwendig waren. Am meiſten fällt uns bei faſt allen unſern Philoſophien die ſogenannte wiſſenſchaftliche Form auf, die in ſyſtematiſchen Tabellen, Claſſen und Paragraphen ſich gefällt. Wie weit ſind wir von der Majeſtät orientaliſcher Dogmatik, von der Anmuth Platoniſcher Kriticismen entfernt. Doch muß uns auch wieder dieſes dürre Syſtematiſiren als nothwendig erſcheinen, und gerade einige Verſuche, namentlich der Kantianer, in der Form zu platoniſiren, ſind ſehr unreife Producte geblieben. Den würdigſten philoſophiſchen Styl hat Görres; denn ſein Syſtem hat die erhabenſte Einheit, weil es ganz myſtiſch iſt, und in der Mannigfaltigkeit wieder die größte

Fülle von Schönheiten, weil die myſtiſche Einheit in einer durchgreifenden Symbolik von Geiſt, Natur und Geſchichte enthüllt wird. Dies gibt den Schriften von Görres die bibliſche Kraft und die orientaliſche Pracht. Wir glauben uns, wenn wir in ihn uns einſtudiren, in einem unermeßlichen kühnen gothiſchen Dom, die hohen Bogen, Säulen, Wölbungen, wunderbar verſchlungen und an einfache Punkte geknüpft, und eine ganze Welt in Steinbildern darin verbaut, und über dem Ganzen ſchwebend ein Ausdruck des Heiligen, die Majeſtät eines unſichtbaren Gottes, und im Tempel brauſend ein Poſaunenton, der ſein Herold iſt. Görres prieſterliche Salbung und prophetiſche Donnerſtimme ſind dem Dogmatismus durchaus angemeſſen. Dieſer ſoll immer ſeyn und iſt bei Görres das Werk eines plaſtiſchen Naturtriebes, unwillkürliche, unverfälſchte Offenbarung der eingebornen Idee und genau wie beim Dichter das freie Wachsthum einer eigenthümlichen Blume des Geiſtes, unter den verſchiedenſten Bedingungen der Cultur doch die übermächtige Naturkraft, die ſich ſelbſt den Charakter beſtimmt. Der Dogmatiker iſt in einer beſtändigen begeiſterten Schöpfung begriffen und es iſt kein gutes Zeichen, wenn er aus den prophetiſchen Viſionen erwacht und ſich ſelbſt kritiſirt. Nur der Kriticismus darf und ſoll dieſer Begeiſterung entbehren und den Gedanken als objectives Product von der ſubjectiven ſchöpferiſchen Gluth trennen. Die Dogmatiker haben aber den Kritikern noch im-

mer zu viel nachgegeben, und ihre blühenden Gärten in Feſtungen verwandelt und unter das Waſſer kritiſcher Reflexionen geſetzt, um ſie gegen Angriffe zu ſchützen. Görres hat ſeine Natur am freieſten und kühnſten walten laſſen, und ſteht deßhalb eben ſo hoch als einſam unter den Philoſophen. In Jakob Böhme wirkte die Natur eine ähnliche Erſcheinung, doch dieſe wunderbare Blume blühte nur in der Nacht. In Novalis rang die angeborne Natur gegen die fremde Form, ohne ſie ganz beſiegen zu können. Sondern ſich die Elemente mehr und mehr, ſo wird der Dogmatismus in der organiſchen Plaſtik eines Görres die freieſte, ſchönſte und nationellſte Entwicklung finden, der Kriticismus aber allerdings die platoniſchen Formen ausbilden müſſen, die ſeinem polemiſchen Charakter am meiſten angemeſſen ſind.

Gehn wir zu den Wirkungen über, welche die Philoſophie in den untergeordneten Wiſſenſchaften und im Leben hervorgebracht, ſo erſcheinen dieſelben durchaus natürlich und im Weſen der Philoſophie begründet, weil dieſe jeder Erkenntniß, wie jedem Handeln das höchſte Geſetz vorſchreibt. Die Philoſophie hat die geſammte Cultur unermeßlich befördert, indem ſie überall centraliſirt und vereinfacht hat. Sie hat auch in ihrer Einſeitigkeit die einzelnen Seiten der Wiſſenſchaft und des Lebens je in das glänzendſte Licht geſetzt und für die verſchiedenen Stimmen des Zeitalters immer den Grundton angegeben. Sie hat zwar, weil ſie nur gelehrt iſt, das geſammte Volk

nicht zu ſich erhoben, doch mittelbar durch ihre Wir- kungen auf die übrige Literatur große Ideen und wohlthätige Maximen verbreitet. Dagegen ſind auch alle Mängel, Irrthümer und Widerſprüche der Phi- loſophie auf die Praxis übergegangen, je nachdem man einzelne Wiſſenſchaften nach den Principen der verſchiednen Philoſophien behandelt hat. Noch öfter ſind wahre Principe falſch oder mangelhaft ange- wandt worden, und um dieſe Fehler zu vermeiden, haben andre der Philoſophie gänzlich entbehren zu können geglaubt und ein geiſtloſes empiriſches Ver- fahren der Windbeutelei vager Theorien vorgezogen. Auf der einen Seite ſehn wir oberflächliche Geſellen den philoſophiſchen Ton anſtimmen, um ihren Man- gel an ſoliden Kenntniſſen zu verbergen, oder um mit der Unwiſſenheit wohl gar zu prahlen. Das Be- greiflichſte wird in vornehmen, die Sache verdun- kelnden, meiſt geborgten Redensarten vorgetragen. Elende Fetzen dieſer oder jener Philoſophie, die der Student mit ins Philiſterium gebracht, werden in theologiſchen, hiſtoriſchen, pädagogiſchen und eben ſo oft in poetiſchen Werken angebracht. Wer die nöthige Erfahrung, die nöthigen Detailkenntniſſe nicht hat, hilft ſich mit einem Surrogat von Philoſophie und bildet ſich ein, das Höchſte geleiſtet zu haben, wenn er in hohem Tone ſpricht. Mancher Dichter, der ſeinem Helden keine Natur zu geben weiß, ſtattet ihn mit philoſophiſchen Phraſen aus. Selbſt Schul- meiſter quälen hie und da die unmündige Jugend mit

dem Wuſt einer unverdauten Philoſophie. Auf der andern Seite finden wir einige an Erfahrung gereifte und hochgelehrte Männer, die von der Philoſophie wenig oder nichts wiſſen wollen, die ſie gelegentlich verachten und höhnen, weil ſie die Widerſprüche derſelben nicht vereinigen können und oft ſehr wohl wiſſen, auf welche ſchwankende Grundlagen manche Speculation ihre Luftſchlöſſer baut. Dieſen ſchließen ſich ſodann die Pedanten und Kleinkrämer an, die in der großen Rechenkunſt des Lebens nur bis zum Addiren gekommen ſind und nur je die einzelnen Thatſachen der Erfahrung zuſammenhäufen. Sie ſammeln und erzählen, bekümmern ſich aber um keinen Grund und keine Folge. Sie nennen ſich die Praktiſchen und üben eine große Herrſchaft in Schulen und Staatsämtern. Auch viele geniale, poetiſche, fromme, und luſtige Naturen widerſtreben der Philoſophie, weil die Strenge derſelben oder die ſyſtematiſche Form ſie abſchreckt. Endlich lebt die Orthodoxie aller Confeſſionen in einem beſtändigen kleinen Kriege mit den Philoſophen. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn man findet, daß die Philoſophie ſo manche Verunglimpfung, ſo mancher Spott getroffen. Witzige, geſcheite Leute haben den Stoff dazu aus den Mängeln der Philoſophie entlehnt, die Dummen und Böſen unbewußt aus ihren eignen Mängeln.

Göthe's Fauſt und anderwärts viele Ausſprüche dieſes Dichters haben der Philoſophie in den Augen

ſchweifungen, worin überall der Grundton der Kantiſchen Philoſophie wiederklingt, Prüfung der Menſchenſeele, Humanität und zugleich Polemik gegen den alten Wahn. Göthe's reiche Gemälde haben ihnen eine lange Herrſchaft bereitet, und Wachler hat gar nicht Unrecht, wenn er, obwohl ohne das Motiv anzugeben, in ſeinem Handbuch der deutſchen Literatur die Behauptung aufſtellt, Göthe habe ſeine allgemeine Anerkennung erſt durch Mitwirkung der kritiſchen Philoſophie gewonnen.

Fichte gehört der Zeit der franzöſiſchen Revolution an, wie Kant der kurz vorhergehenden friedlichen Periode. Eine wunderbare Schwärmerei bemächtigte ſich der Menſchen. Man träumte von einer höchſten moraliſchen Weltordnung, von einer allgemeinen Republik, und der Traum ſollte verwirkligt werden. Man verwarf Offenbarung und Geſchichte, und das neue Geſchlecht maßte ſich an, Kraft ſeines freien Willens alles Alte zu ſtürzen und eine neue Menſchheit mit neuen Formen anzufangen. Die Franzoſen waren die Helden dieſer neuen Lehre, ihre tiefſte philoſophiſche Begründung muß unſrem Fichte zugeſchrieben werden. Ihm hingen daher alle Freunde der franzöſiſchen Revolution und jene Unzahl jugendlicher Enthuſiaſten an, die ſelbſt dann noch von ihren Träumen nicht laſſen wollten, als die Franzoſen bereits von der nachhinkenden Erfahrung unſanft aufgeweckt worden. Eine Menge Politiker, Hiſtoriker und Pädagogen folgten Fichte's

Grundſätzen, und das ſogenannte Deutſchthum muß als der letzte einſeitige Auswuchs des einſeitigen Fichtianismus betrachtet werden. Im ethiſchen Enthuſiasmus höchſt achtbar, und oft bewunderungswürdig, iſt dieſe Lehre in der Praxis faſt immer nur zur Thorheit ausgelaufen. Sie findet ihre Anhänger auf natürliche Weiſe immer bei der Jugend und hat ſie bei den Alten eine Zeitlang finden müſſen, als dieſelben wie in den letzten Zeiten der Noth und Befreiung Deutſchlands von einem jugendlichen Rauſch ergriffen worden. Dieſe feurige, raſche Wirkung, wie eines Meteors, das wieder ſchwindet, iſt aber gerade das, was wir an Fichte's Lehre höchſt liebenswürdig finden müſſen. Unter den Dichtern iſt in der praktiſchen und ethiſchen Richtung Schiller ihm am meiſten geiſtesverwandt. Beide griffen in die ſtolze Bruſt und riefen den männlichen Willen zum Kampf gegen die Sinnlichkeit und Schwäche des Zeitalters; beide fochten ritterlich für Freiheit, Ehre, Tugend, beide ſind früh in dem Strom, gegen den ſie anſtrebten, untergegangen. Abgeſehn von dieſer ethiſchen Richtung aber, und rein in Bezug auf das Philoſophem Fichte's iſt kein Dichter ihm gefolgt, als Novalis, der daher auch eben ſo groß und einzig daſteht, und auch dieſer Dichter büßte den allzukühnen Göttertraum mit einem frühen Tode. Fichte's höchſter Satz, «das Ich iſt Gott» wurde von Novalis in jenem ungeheuern Anthropomorphismus der Welt ausgeführt, den wir in ſeinen hinterlaſſenen

Werken bisher mehr angeſtaunt als begriffen haben. Er fügte noch den zweiten Satz hinzu, «Gott will nur Götter» und die Welt ſchien ihm nichts geringeres als eine Republik von Göttern. Wir müſſen wenigſtens geſtehn, daß Novalis im Sinn dieſes Philoſophems ſich wirklich als ein, wenn auch nur poetiſcher, Gott und König des Weltalls betrachtet, und umfaſſender als je ein Dichter vor ihm die ganze Welt zur Scene und zum Gegenſtand ſeines Gedichtes gemacht hat.

Schelling's Philoſophie hat der neuen äſthetiſch-romantiſchen Richtung entſprochen. Die Romantik iſt die Vorhalle der Myſtik. Das Mittelalter war romantiſch, weil ſeine Religion myſtiſch war, und wir kehren zur Romantik zurück, weil wir myſtiſcher Ideen wieder fähig werden. Schelling's und Görres myſtiſche Philoſophie, darin Religion und Poeſie mit der Philoſophie identificirt werden, mußte denen entgegen kommen, die vom Standpunkt der Kunſt aus zur Romantik gelangt waren. Die Kunſt wird romantiſch, wenn ſie religiös wird, es iſt aber ihr Ziel, religiös zu werden. Künſtler und Dichter, unter den letztern vorzüglich Tieck, die Brüder Schlegel, Arnim, Brentano bildeten in Verbindung mit jenen Philoſophen eine neue Schule des Mittelalters. Sie ſtehn wunderbar fremd in dieſer Zeit. Der Verſtand verſteht ſie nicht, doch mächtig hat ihre Poeſie auf die Herzen gewirkt, und vergebens kämpften einige Altmeiſter gegen den unermeßlichen Ein-

fluß, den dieſe Dichter in der ſchönen Literatur ſich behaupten.

Die Naturphiloſophie im engern Sinn harmonirt mit der materiellen Richtung, der wir je mehr und mehr gefolgt ſind. Man hat die Naturkräfte brauchen gelernt, und die Speculation hat von Jahr zu Jahr immer größere Fortſchritte gemacht. Wer nur ein Gewerbe treibt, ſieht ſich zu den Naturwiſſenſchaften hingezogen. Wer den Boden anbaut, will ihn und ſeine Produkte mit Hülfe neuer phyſikaliſcher Entdeckungen verbeſſern, und ganz unentbehrlich ſind ſie für die Fabrikanten, welche jene Produkte verarbeiten. Die Chymie iſt wieder Alchymie geworden, ſofern ſie, obwohl auf eine natürliche Weiſe, wieder Gold bringen ſoll.

Bei weitem das wichtigſte Ergebniß der Philoſophie Schelling's ſcheint aber die parteiloſe, epiſche Weltanſicht zu ſeyn, die ſie mit ſich bringt, und der die Laien ſelbſt immer mehr entgegen kommen, ſeit ſo viele Erfahrungen die Leidenſchaft abgekühlt und die endlos verwickelten Widerſprüche eine gewiſſe Duldung und Indifferenz herbeigeführt haben. Im Syſtem Schelling's findet jede Partei gegenüber der andern ihren Platz, die Entzweiung wird als eine natürliche nachgewieſen, ihre Widerſprüche werden auf einen urſprünglichen, nothwendigen Gegenſatz zurückgeführt. Dieſes Syſtem duldet durchaus nichts ausſchließliches, durchaus keine unbedingte Herrſchaft einer Anſicht, keine unbedingte Verfolgung der an-

dern. Es ſucht in einer Phyſik des Geiſtes und der Geſchichte jedem geiſtigen Weſen, ſey es ein Charakter, oder eine Meinung, oder eine Begebenheit, dasſelbe Recht zu ſichern, wie in der gemeinen Phyſik jedem materiellen Weſen. Es betrachtet die hiſtoriſchen Perioden wie die Jahreszeiten, die Nationalitäten wie die Zonen, die Temperamente wie die Elemente, die Charaktere wie die Kreaturen, die Äußerungen derſelben in Geſinnungen und Handlungen als ſo nothwendig in der Natur gegründet, und als ſo verſchieden wie die Inſtinkte. Nach dieſem Syſtem herrſcht ein Wachsthum und ein geheimnißvoller Zug, eine Mannigfaltigkeit und eine Ordnung in der geiſtigen Welt wie in der Natur. Dieſe neue epiſche Anſicht empfiehlt ſich allen denen, die in einem weiteren Umkreis das Leben überblickt haben. In ihr allein findet der endloſe Meinungsſtreit ſeine Beruhigung, und jeder Widerſpruch die einfachſte natürlichſte Löſung. Ohne mit Schelling und ſeiner Schule vertraut zu ſeyn, ſind viele einſichtsvolle Männer durch eine lange Erfahrung von ſelbſt auf dieſen Standpunkt der Betrachtung geführt worden. Nach einer weiten Lebensreiſe haben ſie auf alles zurückgeblickt, was ſie geſehn und überſehn, geſtrebt und verlaſſen, gefunden und verloren, und von ſelbſt hat das wilde Drama, in welchem ſie als handelnde Perſonen einſeitige Zwecke blind verfolgt, ſich ihnen in ein ruhiges Epos verwandelt, und ſie ſind als Zuſchauer dem Dichter zur Seite niedergeſeſſen, um die

lange Vergangenheit und ſich ſelbſt darin, wie von einem Berge herab in ſtiller Ferne zu überſchauen. Die im religiöſen Gebiet eingetretene Indifferenz und die großen, alle Parteien in gleicher Weiſe widerlegenden und rechtfertigenden Erfahrungen in Politik und Geſchichte haben die epiſche, ruhige Würdigung des Weltkampfes unterſtützt, und ſelbſt in der Poeſie iſt ihr durch die jetzt alles überwuchernde Romanenwelt in Walter Scott's Manier ein breites Feld gewonnen worden. Die hiſtoriſchen Romane huldigen der Idee nach der unparteilichſten Betrachtung aller Zeiten, Völker und Parteien, und werden es immer mehr thun müſſen.

Welche Wirkung die Hegel'ſche Philoſophie auf die Mitwelt äußern wird, iſt noch nicht genau zu beſtimmen, da ſie die Kataſtrophe noch nicht erlebt hat. Es liegt nicht in ihrem Weſen, ſich ſelbſt Zweck zu ſeyn; ihre ganze Stärke beſteht, wie die des dialektiſchen Talentes überhaupt, nur darin, Mittel zu ſeyn, und, wie es ſcheint, iſt ſie denn auch wirklich ein Mittel geworden.

Geſchichte.

Allen Völkern ſind die Erinnerungen der Vorzeit heilig, und alle ſtreben der Nachwelt von ſich ſelbſt ein Gedächtniß zurückzulaſſen. Traditionen und ſinnliche Denkmäler waren die uralten Bande, an welchen die Jahrtauſende einander erkannten, aneinander ſich fortbildeten. Umfaſſender aber, als in allen andern Denkmälern, erhielt ſich in der Literatur das Bild der alten Zeiten, und ihr prägen wir auch unſer Bild auf, um es den Nachkommen zu überliefern. Die Erforſchung aller alten Denkmäler und die Sorge für Denkmäler auch unſres Lebens iſt ſeit geraumer Zeit ein vorzügliches Geſchäft der Deutſchen geweſen, weil wir weniger thätig oder genußſüchtig, als andre Völker, uns vor allem der ſinnigen Betrachtung hingeben. Dadurch iſt es uns gelungen, beinah in allen Zeiten heimiſch zu werden. Wir haben die Bilder aller Völker um uns verſammelt und ſpiegeln uns in der Erinnerung des ganzen menſchlichen Geſchlechts. Dieß iſt der ſtärkſte Be-

weis, wie die ſtärkſte Stütze der Humanität, die uns auszeichnet, und zeugt mehr als alles von der Univerſalität unſres Geiſtes, denn wo irgend eine nationelle Einſeitigkeit vorherrſcht, pflegt ſie immer zuerſt in Vorurtheilen gegen andre Nationen und in Verachtung ihrer Denkmäler ſich zu äußern.

Im allgemeinen nennen wir die Erinnerung der Zeiten die Geſchichte, und ordnen ihr folgende Wiſſenſchaften unter, Archäologie und Philologie oder Kunde der bildlichen und ſchriftlichen Denkmäler, kritiſcher Geſchichtsforſchung und Geſchichtſchreibung.

Die Archäologie und Philologie lehren uns die alten Denkmäler verſtehn und ſind das Mittel für den Geſchichtsforſcher. Die P h i l o l o g i e hat ſich aber ſelbſt zum Zweck gemacht. Sie hat das Studium der alten und aller Sprachen um ihrer ſelbſt willen, nicht blos wegen des zufälligen Inhalts, zu ihrem Gegenſtand gemacht. Es iſt darin viel übertrieben worden, man hat den Sprachgelehrten zu viel Einfluß eingeräumt, und nur zu oft über der Form den Inhalt vernachläßigt Indeß hat ſich das Übergewicht des reinen Spruchſtudiums gleichſam von ſelbſt ergeben müſſen. Der Philologe hat die doppelte Pflicht, die alten Denkmäler theils der Form, theils dem Inhalt nach verſtändlich zu machen. Das erſte erfordert aber ein ganz andres Studium, als das zweite, und beide muß er trennen. Die Grammatik muß vom Inhalt abſehen, und eine vergleichende Analogie bei den verſchiednen alten

Schriften anwenden, die ſich mit Sacherklärungen nicht aufhalten kann, und ſie iſt mit einem Wort eine ſelbſtändige Wiſſenſchaft der Formen. Da ſie aber als ſolche, gleich der Mathematik, eine innere Conſequenz hat, ſo findet ſie weit leichter und mehr Anhänger als jenes Studium, das den Inhalt zu erklären ſucht, weil dieſes nach allen Seiten hin, eine Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen erfordert, die weit ſchwieriger zu erwerben ſind, als Sprachkenntniſſe. Wohl fühlen die Philologen, daß ſie ihren Schülern den Plato oder Thucydides nicht genügend zu erklären vermögen, wenn ſie nicht im Beſitz der reichſten philoſophiſchen, politiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſe ſich befinden, und wo dieß nicht der Fall iſt, alſo in den meiſten Fällen halten ſie ſich an die Sprache.

Die reine Sprachwiſſenſchaft behandelt entweder die Sprache eines Volks, oder ſie vergleicht die Sprachen verſchiedner Völker, oder ſie verfolgt philoſophiſch die allgemeine Logik in den ſprachlichen Formen, oder endlich den innern Zuſammenhang und die hiſtoriſche Entwicklung in allen Sprachen. Das Studium einzelner Sprachen iſt das herrſchende, beſonders aber hat uns die griechiſche und lateiniſche beſchäftigt. Die nähere Bekanntſchaft mit denſelben hat ohne Zweifel ſehr vortheilhaft auf die Ausbildung unſrer Sprache gewirkt, und uns namentlich gelehrt, die Sätze in ſchöne Perioden auszudehnen und doch den Sinn kürzer zu faſſen, denn faſt alle Denkmäler der ältern deutſchen Sprache leiden an

einer Kürze der Sätze und Weitſchweifigkeit des Sinnes, die in Bezug auf das Volk ſehr charakteriſtiſch iſt. Wenn wir auch durch die Nachahmung der Alten eine mehr eigenthümliche Entwicklung unſrer Sprache und ſogar eine Menge ſowohl alter Wörter als Formen aufgegeben haben, ſo müſſen wir doch bekennen, daß wir in demſelben Maaße alte Begriffe und Denkweiſen abgelegt haben, und daß unſre neue Sprache vollkommen unſrer neuen Bildung entſprochen hat, und mehr kann die Sprache nicht thun. Die Nachahmung der Alten war unabweislich; wir werden jetzt ſelbſtändiger und in demſelben Maaße wird es auch wieder unſre Sprache, und wir nehmen das Urſprüngliche wieder auf, weil wir es ausbilden. Sofern jene Nachahmung mit den Fähigkeiten und dem Genius der deutſchen Sprache verträglich geweſen iſt, hat ſie ſehr wohlthätig gewirkt. Indeß hat ſie unſrer Sprache doch auch oft Gewalt angethan.

Die vergleichende Anatomie der Sprachen hat ſchöne Fortſchritte gemacht, und man hat ſogar den Gedanken an eine Urſprache, oder an eine Zurückführung aller Sprachentwicklungen auf urſprüngliche Urlaute gewagt. Dieß hat freilich zum Theil zu unſinnigen Hypotheſen verleitet, indeß iſt der Vortheil nicht zu verkennen, den eine unbefangene kritiſche Vergleichung der Sprachen gewährt. Sie hat vorzüglich die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über die Verzweigungen, Wanderungen und geiſtigen Entwicklun-

gen der europäiſchen Völkerſtämme gewährt und dadurch der Geſchichtsforſchung den weſentlichſten Dienſt geleiſtet. Insbeſondre müſſen wir die Verdienſte Jakob Grimm's um die Geſchichte der deutſchen Dialekte preiſen.

Wir ſehn die Philologen jetzt in einem Kampfe begriffen. Urſprünglich herrſchte bei den Katholiken das Lateiniſche vor, die Proteſtanten brachten das Studium der griechiſchen und orientaliſchen Sprachen auf zum Behuf der Exegeſe. Später wurden die romaniſchen Sprachen in Deutſchland beliebt, und in neuern Zeiten hat man eine große Aufmerkſamkeit theils auf die deutſchen Dialekte, theils auf das Indiſche, Arabiſche und Perſiſche gewendet. Nur die ſlaviſchen Sprachen ſind uns noch wie bisher fremd geblieben, oder es iſt nur höchſt wenig dafür geleiſtet worden. Die griechiſch-lateiniſchen Philologen haben ſich nun dem Deutſch-orientaliſchen entgegengeſetzt. Sie halten an ihrem alten Vorurtheil für das claſſiſche Alterthum und gegen die germaniſche Barbarei, und lächeln verächtlich über die Thoren, denen das Niebelungenlied und die Minneſänger neben Homer und Horaz auch etwas gelten. Erbittert aber ſind ſie gegen die Orientalen, die ihnen ihr Monopol, über das Alterthum zu entſcheiden, zu entreißen drohen. Sie ſehn jenſeits Griechenland und Rom im Orient nur dieſelbe Barbarei, die ſie im Mittelalter erkennen, da die Orientaliſten aber große Aufklärungen über die Urzeit, das mythiſche

Alterthum verkündigen, für welche Heſiod und Homer nicht ausreichen, ſo fürchtet die ältere Partei dadurch in den Schatten geſtellt zu werden, und wehrt ſich, den ſeligen Voß an der Spitze, mit Hyänengrimm um die Leichen und Gräber des Alterthums. Dieſer Kampf der Philologen greift in die eigentliche Geſchichtsforſchung hinüber.

Was das Sprachſtudium überhaupt betrifft, ſo trägt es zwar ſeinen Werth in ſich ſelbſt und iſt ohne Zweifel ſehr wohlthätig für das jugendliche Alter, herrſcht aber doch auf unſern gelehrten Anſtalten nur allzu einſeitig vor.

Wer ſollte auf einer ältern deutſchen Schule erzogen worden ſeyn, und nicht eine ſtarke Rivalität zwiſchen dem philologiſchen und realiſtiſchen Unterricht bemerkt haben? In der Regel aber wird man finden, daß die Philologen auf ſolchen Schulen ein unverhältnißmäßiges Übergewicht behaupten, daß namentlich, wo Claſſenordnung eingeführt iſt, in jeder Claſſe die Philologie einſeitig vorherrſcht. Einzig hieraus erklärt ſich die Einführung der Fächerordnung in einzelnen Schulen und die Errichtung beſonderer Realſchulen. Immer aber ſprechen die Philologen ein Vorrecht an, halten ſich für etwas viel Höheres als die Realiſten, und bilden eine ſtolze ariſtokratiſche Kaſte.

Die Philologie iſt für den Unterricht zum Theil ſo verderblich geworden, wie die äußern Gebräuche für den Gottesdienſt. Wie dort die wahre Andacht

unter mechaniſchen Spielen untergegangen iſt, ſo hier das wahre Denken, die ächte Bildung unter dem mechaniſchen Auswendiglernen bloßer Formen. Ich verkenne nicht die Nothwendigkeit der Philologie, den großen Einfluß, den Sprachkenntniß auf das Denken übt; aber eine Gränze muß gezogen werden, jenſeit welcher der Geiſt nicht mehr mit Formen, vielmehr mit Sachen genährt werden muß. Iſt es aber nicht die Mehrzahl der Philologen, die bei der Erklärung der alten Claſſiker vorzugsweiſe nur auf die Grammatik ſieht, und den Geiſt, die Schönheit, den hiſtoriſchen, philoſophiſchen oder äſthetiſchen Inhalt jener Alten nur in elenden Noten nebenbei berührt? Man ſehe ihre Ausgaben an. Haben jene hunderte und tauſende, welche die griechiſchen Dichter edirt und mit Noten verſehn, nur das zehnte Theil von dem erläutert, was der einzige Schlegel darüber ausgeſprochen? Wiegen alle jene gelehrten Laſten die wenigen Bände eines Wieland, Leſſing, Herder, Winkelmann auf? Und iſt nicht noch jetzt ſo vieles Herrliche des Alterthums für das größere Publikum ungenießbar, ſo oft es auch die Philologen behandelt haben, weil noch zu wenig freie Denker und ſchöne Geiſter dafür ſich intereſſirt haben? So unermeßlich das Feld der Philologie iſt, ſo iſt es doch verhältnißmäßig noch immer ſehr unfruchtbar geblieben. Der Aufwand von Menſchen und Anſtalten für die Philologie, der andern Wiſſenſchaften

entzogen worden iſt, hat keineswegs gewuchert, wie man erwarten ſollte.

Die Philologie iſt das Mittel für die Zwecke andrer Wiſſenſchaften, aber das Mittel iſt ſelbſt zum Zwecke geworden. Man ſoll die alten Sprachen lernen, um den darin uns überlieferten Inhalt zu verſtehn, aber die Philologen betrachten dieſen Inhalt nur als ein nothwendiges Übel, ohne welches die Sprache nicht ſeyn kann, und behandeln die alten Claſſiker ſo, als ob ſie Schönes und Großes nur gedacht hätten, um die Grammatik anzuwenden. Jeder alte Autor iſt ihnen nur eine beſondre Beiſpielſammlung für die Grammatik. Man ſoll die Alten leſen um darnach zu leben, aber die Philologen meinen, man ſolle nur leben, um die Alten zu leſen.

Man hat in der neueſten Zeit in der Philologie ein bewährtes Mittel gefunden, den politiſchen Verirrungen der Jugend zu begegnen. Man hat gefunden, daß nichts ſo ſehr den Feuereifer niederſchlägt, und zu blinden Gehorſam gewöhnt, als dieſe Philologie, die das beflügelte Genie an den Bücherſchrank kettet, und den Scharfſinn in die Grammatik, die Neuerungsſucht in Conjecturen ableitet. Alle Springfedern des Geiſtes erſchlaffen unter der Laſt der Buchſtaben. Der Jüngling muß immer ſitzen und verlernt das Aufſtehn. Alle Freiheit wird erſtickt unter der Laſt der Autoritäten und Citate. Der Jüngling muß nur immer leſen und auswendig lernen, und verlernt das Selbſtdenken. Alle wahre Bildung

wird gehemmt durch die einſeitige Betreibung des blos formellen Sprachunterrichts. Der Jüngling muß nur immer Wörter und Formen lernen, und gelangt nicht zur Sache. Er wird in die Schule geſtoßen und der philologiſchen Dreſſur Preis gegeben. Die meiſten ſehn dieſe Dreſſur als eine Qual, das Amt als die einzige Befreiung an, und ſtudiren nur auf das Examen los, indem ſie ſo viel philologiſche Kenntniſſe ſammeln, als in den Kopf gehn wollen, um Sachen aber ſich ſo wenig als möglich bekümmern, weil man nur vorzugsweiſe jene von ihnen verlangt.

Gehen wir zur hiſtoriſchen Wiſſenſchaft im engern Sinne über, ſo bietet ſich uns ein unermeßliches Feld dar, auf welchen zahlreiche Arbeiter emſig beſchäftigt, jedoch mit einander im Streit begriffen ſind, ſo daß die einen ſehr häufig das Werk der andern wieder zerſtören. Im Allgemeinen bemerken wir im hiſtoriſchen Gebiet zunächſt folgendes.

Die Geſchichte ging urſprünglich aus dem Epos hervor, und war nichts als das Gedächtniß großer Helden. Dieſen Charakter hat ſie bis auf unſre Zeiten beibehalten, ſie iſt weſentlich politiſche Geſchichte, Gedächtniß weniger des Lebens im Umfang aller Erſcheinungen, als insbeſondre der Thaten. Noch immer legt man auf Schlachten und äußre Begebenheiten ein größeres Gewicht, als auf die ſtillen Entwicklungen im innern Leben der Völker. Doch hat man allmählig immer mehr auch dieſe Entwicklungen in den Kreis der geſchichtlichen Betrachtung gezogen,

und man begreift unter dem Gegenſtande der Geſchichte bei weitem mehr, als früher, wiewohl die politiſche Geſchichte immer die vorherrſchende bleibt. Jene Gegenſtände ſind die allgemeine Weltgeſchichte, die Geſchichte einzelner Völker, Örter, Begebenheit und Perſonen, aber auch Geſchichte der Cultur oder einzelner Richtungen des Lebens, der Religion und Kirche, der Wiſſenſchaften und Künſte, der Sitten und des Verkehrs.

Die Deutſchen haben ſich in allen dieſen Gegenſtänden verſucht, doch zeichnet ſie eine charakteriſtiſche Vorliebe für die allgemeine Weltgeſchichte aus, weil ihr philoſophiſcher Trieb überall eine Einheit und ein Ganzes ſucht. Eben deßhalb haben ſie ſich auch mehr als irgend ein andres Volk um die Geſchichte der Fremden bekümmert. Die vaterländiſche Geſchichte iſt darüber mannigfach vernachläſſigt, wenigſtens iſt ihr ein unermeßliches Studium, das ſich auf die fremde Geſchichte geworfen hat, entzogen worden.

Der Werth unſrer Geſchichtsforſchung muß theils nach den Hülfsmitteln, theils nach der Kritik und nach den Anſichten und Reſultaten derſelben gewogen werden. Die Mittel haben ſich in der neuern Zeit auf jede Weiſe direkt und indirekt vervielfältigt.

Das Studium der Geſchichte iſt von der großen Geiſterbewegung der neuern Zeit mit ergriffen worden. Mit allen philoſophiſchen Anſichten haben ſich auch die der Geſchichte geläutert und gehoben. Die Sammlungen ſind vermehrt und gelichtet, die Kritik

iſt geſchärft worden, und die poetiſche Ausbildung der Sprache hat auch ihren wohlthätigen Einfluß auf die Geſchichtſchreibung geübt. Ein wahrhaft großer Schwung iſt aber in dies Studium erſt durch die großen hiſtoriſchen Ereigniſſe der Zeit ſelbſt gekommen. Alle Wunder der Geſchichte ſind ſichtbar an uns vorübergegangen, und was wir mit eignen Augen geſehen, erklärt uns die Vergangenheit. Eigne Thaten und Leiden haben uns jene Alten verſtändlich gemacht, und indem wir ſelbſt gewaltige Charaktere über die Weltbühne ſchreiten geſehn, nennen wir nicht mehr bloße Namen des Alterthums und zählen ihre Thaten, ſondern wir erkennen ſie und leben mit ihnen. Auch iſt der Umſtand nicht unwichtig, daß eben jene Stürme unſrer Zeit ſo viele Schranken niedergeworfen, die ehemals das Studium hemmten, und ſo viele Schätze zugänglich gemacht, die ehemals im Dunkeln moderten. Viele Staatsgewalten, die ſonſt ihre Archive geheim zu halten für nöthig fanden, ſind zerſtört und ihre Annalen dem Geſchichtsforſcher in die Hand gegeben. Viele Bibliotheken, die religiöſes Mißtrauen verſchloß, ſind geöffnet; viele literariſche Schätze, die das Kloſter oder die Reichsſtadt, in der ſie verborgen lagen, nicht einmal kannte, ſind ans Licht gezogen worden. Die heilſamſte aller dieſer Veränderungen iſt aber unſtreitig das Centraliſiren vieler kleiner Bibliotheken in eine große jeder Provinz, wodurch allein es möglich wird, über die Mannigfaltigkeit der hiſtoriſchen Ur-

kunden einen Überblick zu gewinnen und ſie auf bequeme Weiſe zu benutzen.

Indeſſen iſt noch lange nicht genug gethan. Die Quellen der vaterländiſchen Geſchichte wenigſtens ſollten bei weitem mehr aufgeklärt und zuſammengedrängt ſeyn, als wir ſie gegenwärtig finden. Ich verkenne nicht, daß jedem Ort ſein angeſtammtes Denkmal beiben müſſe, daß es Raub ſey, die alten Urkunden und Manuſcripte aus den Gegenden zu entfernen, denen ſie zugehören; es ließe ſich aber wohl auf andre Weiſe helfen. Das wahrhaft großartige Unternehmen einer bekannten Geſellſchaft, die wichtigſten Quellen der deutſchen Geſchichte neu abdrucken zu laſſen, hat uns wenigſtens einen Weg gezeigt, wenn auch auf demſelben noch kaum ein Schritt gethan iſt. In einer Zeit, wo ſo viel geſchwärmt wird, darf man wohl auch den kühnen Gedanken wagen, daß ein künftiges Deutſchland reich, klug und nationalſtolz genug ſeyn werde, um eine Bibliothek von Quellen der deutſchen Geſchichte zu Stande zu bringen, die keiner ſeiner größern Städte fehlen dürfte. Wenn man das Fremdartige dabei gehörig ausſcheidet, ſo iſt ein Überblick allerdings möglich. Eine Nation von ſo unermeßlichen Hülfsquellen, als die deutſche, würde, wenn ſie für die Idee begeiſtert wäre, und die rechten Männer, die ihr dann ſchwerlich fehlen dürften, an die Spitze ſtellte, die Koſten, die für ein ſolches Unternehmen ausreichten, wohl aufopfern können. So etwas wird aber leicht allen

andern, als den gelehrten Forſchern ſelbſt, ein unnützer Traum dünken. Man denkt ſo wenig daran, die Schätze der Literatur als ein allgemeines Nationalgut zu hüten und zu pflegen, daß man nicht einmal, was ſo leicht wäre, bei den Büchermeſſen von jedem neuen Werke wenigſtens ein Exemplar abfordert, um in einer gemeinſamen Nationalbibliothek ohne Unterſchied alle literariſche Produkte wenigſtens von einem beſtimmten Zeitpunkt an zu ſammeln. Mögen immer im Verkehr die vielen ſchlechten Bücher untergehn, aber wenigſtens ein Exemplar ſollte von jedem erhalten werden.

Die hiſtoriſche Kritik iſt ſo ſehr an die Thatſachen gebunden, daß der größte Scharfſinn nicht ausreicht, wenn die Quellen nicht Stoff genug zur Combination darbieten. Daher findet man viele ältere gar ſcharfſinnige Werke doch voll Mängel und Irrthümer, nachdem man der Quellen ſich im weitern Umfange bemächtigt hat. An eigentlicher kritiſcher, analytiſcher oder combinatoriſcher Gabe mangelt es in einem ſo philoſophiſchen Volke, als die Deutſchen ſind, durchaus nicht; doch laſſen wir uns eine falſche einſeitige Theorie, oder eine ſüße Schwärmerei des Herzens und der Phantaſie auch auf dem hiſtoriſchen Gebiet nur allzuleicht verführen. Beſonders haben die dunklern Partieen der Geſchichte hier einem blinden Scepticismus, dort einer zügelloſen Hypotheſenjägerei Raum gegeben. Überhaupt, wo die Thatſachen der Geſchichte nicht unverrückbar eine Anſicht

feſtſtellten, haben die Vermuthungen, Meinungen und Einbildungen eine Menge verſchiedner Anſichten erzeugt, und die Kritik hat mehr vom Temperament oder Syſtem der Forſchenden, als von den Thatſachen ſelbſt den Maaßſtab entlehnt. Man hat auch wohl verſucht, die unzweideutigſten Thatſachen zu entſtellen, um ihnen ein beliebiges Anſehn zu geben, ſie einer Lieblingsneigung, einer Theorie oder einer praktiſchen Abſicht anzupaſſen. Man hat die Thatſachen aus ihrem natürlichen Zuſammenhange geriſſen, das Eine ungebührlich hervorgehoben, das Andre nur nebenbei gewürdigt oder überſehn, dem Gewiſſen einen falſchen Sinn untergelegt, dem Ungewiſſen einen beliebigen, und ſich ſelbſt nicht geſcheut, hin und wieder abſichtlich zu lügen.

Die Anſichten, welche die Geſchichtsforſcher in ihr Studium hineintragen, ſind willkürlich oder unwillkürlich. Es gibt allerdings Gelehrte, welche mit Abſicht die Geſchichte verfälſchen, um ſie als Werkzeug des Parteikampfes zu benutzen, oder wohl gar aus Frömmigkeit oder Patriotismus, oder aus Moral, oder nur, um eine einmal ausgeſprochne Lieblingsmeinung nicht zurücknehmen zu müſſen. Bei weitem mehr Gelehrte bringen aber ganz unwillkürlich falſche, oder wenigſtens einſeitige Anſichten in die Geſchichte. Die Anſicht der Partei, unter welcher man geboren und aufgezogen worden iſt, drängt ſich uns überall auf, und wir ſehn durch ihre Brille, ohne es zu wiſſen. Ich kann hier die mannigfaltigen

Anſichten, wie ſie im Kleinen überall ſich geltend machen, nicht weitläuftig beſprechen, ſondern muß mich an die größern Hauptanſichten halten, die im hiſtoriſchen Gebiete herrſchend ſind. Im Einzelnen hören wir überall einen Glauben, ein Volk oder einen Stamm oder nur Perſonen über die Gebühr preiſen und andre verunglimpfen, und die Religion, das Vaterland, der Stand und die Erziehung des Geſchichtsforſchers drücken ſeinen Unterſuchungen ihren Stempel auf. Im Großen aber unterſcheiden wir etwa folgende welthiſtoriſche Anſichten.

Die Einen bringen ein Ideal des menſchlichen Geſchlechts mit, nach welchem ſie alle hiſtoriſchen Erſcheinungen abmeſſen, und da die Geſchichte größtentheils nur als politiſche Geſchichte betrachtet wird, ſo ſind es jene politiſchen Ideale, die den Maaßſtab hergeben müſſen. Die Proteſtanten und Liberalen haben daher ein andres Ideal, als die Katholiken und Servilen, mithin auch eine andre welthiſtoriſche Anſicht. Beide ſind aber darin einverſtanden, daß nur ein gewiſſer Theil der Weltbegebenheiten Billigung verdiene, der andre zu verwerfen ſey. Sie geben ſich alſo beide einer falſchen parteilichen Theilnahme an einzelnen Erſcheinungen und einem kläglichen Jammer über die andre hin, und immer liegt im Hintergrund ihrer Anſicht die alberne Anmaßung, daß ſie es von Anfang an beſſer gemacht haben würden, wenn die Regierung der Welt von ihnen ausgegangen wäre. Die Proteſtanten, Liberalen und die

claſſiſchen Philologen vereinigen ſich dahin, daß die Menſchen ſich allmählig aus dem roheſten thieriſchen Zuſtande zur Bildung erhoben und im griechiſch-römiſchen Alterthum die erſte Reife gewonnen hätten, daß darauf die Barbarei wieder eingeriſſen und erſt mit der Reformation eine neue höhere Entwicklung vorbereitet worden wäre, welche noch jetzt gegen die Barbarei kämpfen müſſe. Die Katholiken, Royaliſten und die orientaliſchen Philologen nehmen dagegen ein heiliges, vollkommnes Urvolk an, das in Sünde verfallen, durch das Chriſtenthum wieder geheiligt, aber nochmals in ſündigen Abfall und Verirrung gerathen ſey. Jene glauben an eine fortſchreitende, mühſame Befreiung des Menſchengeſchlechts, dieſe an eine beſtändige Verſchlimmerung durch die Erbſünde und Verſöhnung durch die göttliche Gnade. Aber was die erſtern ein Freiwerden nennen, heißen die andern das Werk des Satans, und umgekehrt nennen jene Barbarei, was dieſe das Reich Gottes auf Erden nennen. Dieſe verſchiednen Anſichten offenbaren ſich vorzüglich bei der hiſtoriſchen Betrachtung des Mittelalters, das die Einen beſtändig verdammen, die Andern preiſen.

Die Anzahl derer, welche die Geſchichte in ihrem ganzen Umfang unparteiiſch auf dichteriſche Weiſe als ein Epos oder gleichſam naturhiſtoriſch als einen Organismus betrachten, iſt verhältnißmäßig noch ſehr gering, und doch iſt dieſe Anſicht die einzig würdige. Sie geht von keiner vorgefaßten Meinung aus, will

nichts verwerfen oder verbeſſern, ſondern nimmt die Dinge, wie ſie ſind, und mißt jedes nur nach dem in ihm liegenden Maaßſtab. Sie wird z. B. das Mittelalter nicht verwerfen, weil es der Freiheit im antiken oder modernen Sinn nicht huldigte, oder preiſen, weil in ihm die Privilegien der Enkel begründet ſind, ſondern ſie wird es abgeſehn von unſern gegenwärtigen Intereſſen nach den Intereſſen ſeines Volkes, ſeines Geiſtes würdigen. Sie wird es für überflüßig halten, von jenen Menſchen zu verlangen, was nur für die heutigen gilt. Sie wird ihnen das, was ſie für wünſchenswerth und heilig gehalten haben, weder beneiden, noch verſpotten, ſondern ſie nach ihrem eignen Glauben wägen und ſchätzen. Erſt dadurch wird die Geſchichte, was ſie ſeyn ſoll, ein treuer Spiegel der Vergangenheit. Man kann ſie nicht objectiv genug auffaſſen; jede ſubjective Ausſchweifung trübt ihren Spiegel. Gloſſen mag die Philoſophie machen, der Geſchichte ſelbſt gilt nur der einfache Text.

Im Allgemeinen hat unſre Geſchichtforſchung folgende Entwicklungen erlebt. Nach dem dreißigjährigen Kriege fielen die Deutſchen in Lethargie und erwachten erſt im achtzehnten Jahrhundert in fieberhaften Träumen. Zu den Erſcheinungen jener phlegmatiſchen Zeit gehören auch die langweiligen hiſtoriſchen Sammlungen und Commentare, zu denen der choleriſchen Extaſe gehört der hiſtoriſche Scepticismus des vorigen Jahrhunderts. Überall ſahen wir zuerſt einen

todten Mechanismus, dann eine tolle Lebendigkeit. In der Theologie folgte der ſtarren Orthodoxie eine bis zum Atheismus muthwillige Kritik. In der Philoſophie wurde das mathematiſche Verfahren durch das anthropologiſche erſetzt, das allen Hypotheſen freien Spielraum gab. In der Staatswiſſenſchaft herrſchte anfangs die abgeſchmackte heilige römiſche Reichsunbehülflichkeit, dann ein Schwall von Neuerungen. In den Naturwiſſenſchaften ward die Empirie und das fleißige Sammeln durch kecke Hypotheſen erſetzt. Die alte ehrbare Erziehung mußte den vageſten Verſuchen der Philantropiſten weichen. Endlich ſah die ſogenannte claſſiſche Poeſie durch alle Ausſchweifungen der Romantik und des modernen Humors ſich verdrängt. So folgten auch im hiſtoriſchen Fach auf die weitſchichtigen Sammlungen der Männer in Allongeperücken die kritiſchen Bedenken der Männer in Zöpfen, und nachdem das ſiebzehnte Jahrhundert den Geiſt der Geſchichte unter endloſen Citaten und chronologiſch-genealogiſchen Tabellen begraben, konnte das achtzehnte ihn dreiſt läugnen. Man gefiel ſich in einem frevelhaften Unglauben und im Vernichten deſſen, was der Einſeitigkeit des Geſchlechts nicht zuſagte. Während die Philoſophen dem Chriſtenthum abſagten und die Revolutionsmänner auf den Trümmern der Cultur und Geſchichte einen neuen Naturzuſtand einzuführen ſtrebten, wurden ſie von den hiſtoriſchen Sceptikern thätig unterſtützt, die das Amt übernahmen, das Feld der Geſchichte zu ſäu-

dern und den troſtloſen Grundſatz geltend machten, alles, was ſie nicht verſtanden, zu läugnen, und alles, was nicht mit der modernen Aufklärung harmonirte, ſo darzuſtellen, als ob es von rechtswegen nie hätte exiſtiren ſollen. Da durften Schlözer und Rühs alles ſogenannte Vorgeſchichtliche als dumme Fabel wegwerfen, und die ganze Zunft durfte das Mittelalter als Barbarei verdammen. Man ſah die Geſchichte nicht mehr, wie das weit vernünftigere Mittelalter immer gethan, als ein organiſches Leben an; man erfreute ſich nicht mehr ihres Gemäldes, das unermeßlich, wie die Natur, zugleich eben ſo in allen Theilen harmoniſch iſt; man ſtrebte nicht mehr das innerſte Geheimniß und den Zuſammenhang des großen geſchichtlichen Lebens zu begreifen; vielmehr ſtellte man ſich in jenem frevelhaften Übermuth, der jene Generation charakteriſirt, über die Vorſehung ſelbſt und meiſterte ſie, tadelte die Werke derſelben und nahm als bekannt an, daß man es von Anfang an in der Welt beſſer gemacht haben würde. Man glaubte die Geſchichte nur wie ein übel beſtelltes Erbe plündern zu müſſen. Wenig ſchien nutzbar, das alte Geräth ward in die Polterkammer gewieſen. Man zog durch die Hallen der Geſchichte wie ſtürmende Soldaten und verbrannte die herrlichen Wandtapeten, wie die von Raphael, um Gold daraus zu ſchmelzen. Nichts erhielt Würdigung und Schonung, als was man für den Augenblick brauchen konnte. Das revolutionirende Jahrhundert fand daher nur

die Geſchichte der Griechen und Römer wichtig und vernünftig, weil es daraus die Muſter theils für ſeine republikaniſchen Träume, theils für ſeinen Despotenhaß entlehnen, und weil es hier dem älteſten Feind der mittelalterlichen Barbarei die Hand reichen konnte. Der religiöſe Fanatismus kam dem politiſchen zu Hülfe. Da die Katholiken weniger geſchrieben haben, und es den Gelehrten bereits zur andern Natur geworden iſt, gegen katholiſche Schriften, namentlich hiſtoriſche, vorſichtig zu ſeyn, ſo haben dieſe weit weniger verdorben, als die Proteſtanten, wenn ſie auch gleichfalls weit weniger gut gemacht. Grade indem die Proteſtanten beinah allein die Literatur beherrſcht haben, ſind ſie fanatiſch geweſen, ohne es zu bemerken, denn was die Katholiken dagegen geſchrieben, iſt von Proteſtanten immer für abſoluten Irrthum gehalten worden, ſeit man unter der römiſchen Infallibilität nur ſchlechterdings Fallibilität verſteht. Die ungeheure Mehrzahl der proteſtantiſchen Geſchichtbücher ſtellt das Mittelalter auch aus dem polemiſchen Standpunkt ihrer Confeſſion dar. Die Geſchichtſchreiber glaubten dabei noch um ſo viel untrüglicher zu verfahren, als das philoſophiſche Jahrhundert allgemeinen Pfaffenhaß, Verſpottung des Aberglaubens und Verachtung der mittelalterlichen Roheit predigte. Indem ſie aber ihre Darſtellung der Geſchichte dieſer Doctrin anpaſſen, werden ihre Werke mehr pädagogiſche Exercitien, als treue Gemälde der Vergangenheit. Sie malen nicht das Mittelalter,

das Leben, mehr auf die gelehrte Kaſte, als auf das Volk berechnet. Alle ihre Mängel entſtiegen aus dem Mangel des öffentlichen Lebens. Das Talent des Geſchichtſchreibers iſt das des Redners. Die Geſchichte wird dann gut geſchrieben, wenn die Begebenheiten und ihre Motive uns wie einem verſammelten Volke vorgetragen werden, als ob wir noch darüber entſcheiden könnten. Das lebendige dramatiſche Element darf dem Geſchichtforſcher nie fehlen. Der Forſcher anatomirt, der Geſchichtſchreiber läßt lebendig handeln. Wer nun überhaupt die Begebenheiten aus einem lebendigen Geſichtspunkt anſieht, mit darin gehandelt, ſie vielleicht geleitet hat, wird auch die Geſchichte derſelben und überhaupt Geſchichte zu ſchreiben wiſſen, der Held, der Staatsmann beſſer, als ein deutſcher Stubengelehrter.

Es kommt aber noch hinzu, daß die umſtändlichen und ſchwierigen hiſtoriſchen Forſchungen der Deutſchen eine gute Geſchichtſchreibung noch immer beinah unmöglich gemacht haben. Wir betrachten wie billig die ſchöne Form als Nebenſache, und die Wahrheit der Thatſachen als Hauptſache. Nun ſind wir aber über alle Gebühr gewiſſenhaft und können mit dem unermeßlichen Studium nie fertig werden. In alle unſre Darſtellung miſcht ſich Kritik, Citat, Polemik, weil wir nicht blos etwas ſagen, ſondern es diplomatiſch und logiſch beweiſen wollen. Da ferner jede gute Geſchichtſchreibung von der Geſchichte der eignen Nation ausgehn muß, ſo ſtellt ſich uns hier eine

neue Schwierigkeit entgegen. Unſre Geſchichte iſt theils ſo unendlich mannigfaltig, theils hat ſie ſo viele dunkle Partien, daß ein klarer Überblick noch niemals erreicht worden iſt. Weit leichter mag der Engländer und Franzoſe ſeine Geſchichte ſchildern, die an ſehr einfachen Fäden fortläuft, und nie wichtig iſt, wo ſie nicht zugleich klar wäre. Dort drängt ſich alles zuſammen, in der deutſchen Geſchichte fährt alles auseinander. Wir ſind darin den Griechen zu vergleichen, und noch gibt es eben ſo wenig eine gute griechiſche Geſchichte, als es eine deutſche gibt.

Noch in keinem Zweige der Literatur haben wir ſo wenig uns ſelbſt vertraut, als in der Geſchichtſchreibung. Hier galten uns faſt immer nur fremde Muſter, vorzüglich der Alten. Der wichtigſte und anerkannteſte unter den Nachahmern der Alten, der daher auch faſt einſtimmig für unſern größten Geſchichtſchreiber gehalten worden iſt, war Johannes Müller. Seine Schule iſt noch immer die herrſchende, und der manierirte geſchraubte Ton derſelben iſt ein wenig lächerlich. Die Deutſchen ſind ſeit ein Paar Jahrhunderten von der europäiſchen Geſchichte als ihr Spielball umhergeworfen worden; wenn ſie ſelbſt wieder einmal die Geſchichte machen werden, werden ſie ſie auch ſchreiben können.

S t a a t.

Die Politik iſt gegenwärtig an der Tagesordnung, auch in Deutſchland, indeß läßt ſich leicht bemerken, daß wir nicht ſo eigentlich von ſelbſt auf dieſe intereſſante Wiſſenſchaft verfallen ſind, daß ſie uns vielmehr erſt von außen her und zum Theil par force annehmlich gemacht worden iſt. Bei den Spaniern, Italiänern und Franzoſen ſind wir in die Schule des Despotismus gegangen, dann wieder bei Franzoſen, Engländern und Amerikanern in die Schule der Freiheit. Die Franzoſen haben uns ihre politiſchen Meinungen auf der Spitze des Bajonetts gebracht oder als Modeartikel durch den Buchhandel. Faſt alle innern politiſchen Veränderungen bei uns ſind von außen bewirkt worden, und nicht minder hat der Meinungsſtreit von außen Nahrung empfangen. Darum trägt auch unſre Politik und deren Literatur auffallend ein fremdes Gepräge, und mit wie viel Theilnahme wir uns nun auf dieſen Gegenſtand werfen mögen, ſo bleiben wir doch hinter unſern Meiſtern zurück.

Wir haben genug gelitten, um uns um Politik bekümmern zu müſſen, und zu wenig gethan, um zugleich etwas Großes dafür leiſten zu können. Wir haben zu viel Muſter vor uns und zu wenige Selbſtändigkeit, um ſelbſt Muſter zu ſeyn. Unſer Zuſtand wechſelt deßfalls, ohne feſten Charakter, wie wir geſtoßen werden. Man findet nirgend ſo viele Mittelzuſtände, als in Deutſchland. Man will es überall recht machen, und gewiß haben Wenige die Macht, die nicht zugleich die Nothwendigkeit fühlten, es recht machen zu müſſen; aber der Anſprüche ſind zu viele und da der Hauptanſpruch wie der gegenwärtigen Zeit ſo des deutſchen Phlegmas überhaupt Mäßigung und Frieden iſt, ſo kann es nicht wohl anders ſeyn.

Wir haben uns nur nothgedrungen auf den politiſchen Schauplatz reißen laſſen und finden uns noch nicht ſonderlich darauf zurecht. Was wir etwa haben thun müſſen, kann man kein eigentliches Handeln nennen, und unſre Reden wollen deßfalls noch weniger bedeuten.

Von jeher ſind nur ſolche Völker, deren ganze Thätigkeit im öffentlichen Staatsleben ſich concentrirte, zugleich durch eine politiſche Literatur ausgezeichnet geweſen, Griechen, Römer, Engländer, Franzoſen und in beſſern Zeiten auch die Italiäner. Dieſen müſſen wir den Vorrang zugeſtehn. Zwar fehlt es uns an Theorien und phantaſtiſchen Träumen nicht, und wir ſind daran vielleicht ſogar reicher, als andre Völker, weil die Phantaſie einen deſto

freiern Spielraum gewinnt, je weniger der Menſch in einer ſchönen Wirklichkeit thätig iſt. Auch unſre philoſophiſchen Syſteme erzeugen mannigfaltige Anſichten vom geſelligen und politiſchen Leben. Die Theorien verhalten ſich aber zum Leben ſelbſt etwa nur wie die Poeſie. Man träumt ſich in ein politiſches Eldorado hinein und wacht ſo nüchtern auf, wie zuvor. Da den Deutſchen die Tribune fehlt, ſo ſollte man erwarten, ſie würden ihre ganze Kraft deſto wirkſamer in der Literatur geltend machen. Es iſt aber umgekehrt. Eine gute politiſche Literatur geht immer erſt aus der Schule der politiſchen Beredſamkeit hervor.

Eine geraume Zeit nahm die Religion alles Intereſſe der Nation in Anſpruch, ſo daß ſelbſt die großen Umwälzungen der Reformation eher dazu dienten, den Sinn für Politik nicht bei den Höfen, aber beim Volk einzuſchläfern, als zu erwecken. Später trat eine behagliche Gewohnheit ein, bei der faſt alle politiſche Fragen gänzlich in Vergeſſenheit geriethen. Der Wohlſtand nahm nicht ſo gewaltig zu, daß die überflüßige Kraft große Thaten und Inſtitutionen hätte hervorbringen können; er ſank aber auch nie ſo gänzlich, daß die Verzweiflung zu Umwälzungen geführt hätte. Die Fürſtenhäuſer genoſſen faſt ohne Ausnahme das kindliche Vertrauen der Unterthanen, beſonders ſeit ihre wechſelſeitigen Intereſſen in den Religionskämpfen ſo eng verſchlungen worden. Die Maſſe hatte zu eſſen, und ausgezeichnete Geiſter fan-

den in den Wiſſenſchaften und Künſten eine angemeſſene Wirkſamkeit. Die Erſcheinung der franzöſiſchen Revolution, und die Art, wie man ſie in Deutſchland aufnahm, hat hinlänglich bewieſen, wie wenig man in Deutſchland für ein reges politiſches Leben geſtimmt und vorbereitet war.

Der Deutſche liebt die Familie mehr als den Staat, den kleinen Kreis von Freunden mehr als die große Geſellſchaft, die Ruhe mehr als den Lärm, die Betrachtung mehr als das Raiſonniren. Es muß zugeſtanden werden, daß dieſe Eigenheiten zu eben ſo viel Laſtern als Unglücksfällen geführt haben, daß nur durch ſie verſchuldet worden iſt, was man uns mit Recht ſo oft und lange vorgeworfen, Bethörung und Unterdrückung durch Fremde, Unempfindlichkeit für nationelle Schande, Vernachläſſigung gemeinſamer Intereſſen, enge peinliche Spießbürgerlichkeit und Verſauern in der trägen Ruhe. Auf der andern Seite beweist uns aber die frühere Geſchichte, daß dieſelben Grundzüge des Nationalcharakters ſich auch mit großen politiſchen Thaten und Inſtituten haben vereinigen laſſen. Aus ihrer Wurzel iſt der Rieſenbaum der altgermaniſchen Verfaſſung erwachſen, der Jahrhunderte lang Europa wohlthätigen Schatten gegeben. Von allen Verfaſſungen des Alterthums unterſchied ſich die germaniſche dadurch, daß ſie das Gemeinweſen der individuellen Freiheit und dem Familienweſen unterordnete. Der Staat ſollte dem Einzelnen dienen, während in Rom und Sparta der Einzelne

Leibeigner des Staates war. Jene Allgemeinheit des Staats, die allein ſouverain iſt, der jeder Bürger unbedingt unterworfen iſt, die einen eignen Willen und eigne Zwecke hat, war den Deutſchen von jeher in der Natur zuwider. Dieſe Abneigung gegen den Götzendienſt des weltlichen Staates bahnte ſpäter der Hierachie den Weg. Zuletzt aber brachte ſie uns in einen völlig paſſiven Zuſtand; wir wurden regiert und dachten nicht daran, wir litten alles und unter hunderttauſenden frug kaum einer, warum?

Indeß iſt in der neueſten Zeit der Sinn für Politik ſehr lebendig erwacht. Große Unglücksfälle haben uns an die Fehler erinnert, durch welche wir dieſelben verſchuldet. Die Umwälzungen der Nachbarländer haben uns zum Theil zur Nachahmung oder doch zur Aufmerkſamkeit gezwungen. Gewaltſtreiche von außen haben unſern innern politiſchen Zuſtand mannigfach verändert, und manche Verbeſſerungen haben wir ſelbſt zu Stande gebracht. Die fortgeſchrittene Cultur verlangt manche Änderung. Die Kriege, die wir für den Beſtand unſrer Staaten geführt, haben ſie uns werth genug gemacht, daß wir ſie mit größerem Intereſſe, als bisher, ins Auge faſſen. Die politiſche Ehre, die wir wieder errungen haben, hat uns den Sinn für Politik wohlthätig erfriſcht. Thaten haben zur Betrachtung geführt.

Dieſe neue Politik aber iſt größtentheils in einer fremden Schule gebildet, alle Parteien, die Kabinette, die Stände, die Liberalen haben im Ausland ihren

Unterricht empfangen. Wo indeß die deutſche Eigenthümlichkeit vorſchlägt, äußert ſie ſich in derſelben Syſtemſucht und Phantaſterie, die wir in allen Wiſſenſchaften geltend machen. Die Praktiker, die das Ruder führen, ſind davon ſo wenig ausgeſchloſſen als die ſtillen Schwärmer in den Dachſtuben, die nichts regieren als die Feder. Jene wollen der Gegenwart das Unmögliche aufdringen, dieſe der Zukunft das Mögliche. Jene legen die Völker auf ihre Tabellen, wie den heiligen Laurentius auf den Roſt, dieſe machen ſich goldne Träume von der Zukunft, die ſich bekanntlich, wie das Papier, alles gefallen läßt, wobei aber die Kuh immer verhungern muß, bevor das Gras gewachſen iſt. Wagt es das völlig paſſive Publikum ſich über die Gewaltthätigkeit der Theorien zu beklagen, oder die Phantome der Ideologen zu verlachen, ſo heißt es von beiden Seiten mit Fichte: das Publikum iſt kein Grund, unſre Weisheit in Thorheit zu verkehren.

Das ſchlimmſte iſt, daß beide am allerwenigſten an die materielle Freiheit der Völker denken, die doch die einzige iſt, deren wir auf unſrer gegenwärtigen Stufe der Cultur fähig ſind, und die allein uns frommen kann. Die praktiſchen Staatsverbeſſerer ſtürmen durch das ſtille Daſeyn der Philiſter und opfern den Einzelnen dem Ganzen; die ſchwärmenden Weltverbeſſerer aber denken nur an die moraliſche Freiheit, an einen idealen Zuſtand, der vielleicht am Ende der Zeiten liegt.

Was die in neuerer Zeit ſo häufig gewordenen durchgreifenden Staatsverbeſſerungen und Reorganiſationen in ihrer Gewaltthätigkeit einigermaßen hemmt, gewährt doch keinen ſonderlichen Troſt. Dies iſt nämlich die an ſich ehrwürdige Achtung vor dem Alten, die aber in dem Zuſtande, wohin uns die Zeit einmal unaufhaltſam fortgeriſſen hat, niemals mehr zur Conſequenz des alten Syſtems zurückführen kann, und alſo der Conſequenz des neuen nur hinderlich iſt. Zwiſchen beide ſtellt ſich ein Syſtem von Flickſyſtemen, es wird beſtändig eingeriſſen und wieder angebaut, aus allen Zeitaltern und für alle Stände haben ſich Inſtitutionen erhalten, und wieder an jedem Orte beſondre, unzählige neue ſind dem angeklebt worden, und alle verhalten ſich zu den einfachen, die man haben könnte, wie eine Trödlerbude voll alter Kleider zu einem reinlichen Anzug. Die Staatspraktiker müſſen nicht nur Theoretiker ſeyn, ſondern auch Hiſtoriker und Philologen, und die Gelehrſamkeit ſteht nicht ſowohl unter dem Schutz des Staates, als der Staat unter dem Schutz der Gelehrſamkeit.

Was auf der andern Seite die Ausſchweifungen der Weltverbeſſerer hemmt, iſt wohl eben ſo wenig tröſtlich. Dies iſt die Cenſur; man kann in der That nicht an die Mängel unſrer politiſchen Literatur denken, ohne daß uns ſogleich die großen Lücken einfallen, die Cenſurlücken, welche von allen den Werken erfüllt ſeyn könnten, die eben des Preßzwangs

wegen gar nicht exiſtiren. Dieſe führen dann die unangenehme Betrachtung ſogleich auch auf die furchtſamen, halben und albernen Urtheile, welche die Angſt vor der Cenſur oder das Vertrauen, daß ſie keine Concurrenz beſſerer Urtheile zulaſſen werde, ſo häufig hervorbringt. Doch davon iſt ſchon oben die Rede geweſen. Die Cenſurübel ſind nichts neues, ſie wechſeln nur den Ort, auf den ſie fallen, und ſcheinen zu den Kinderkrankheiten der Völker zu gehören. Sie ſind ein Ausſatz, der hie und da die Haut wegnimmt, das Kind ſtirbt aber nicht davon.

Bevor wir die Literatur der politiſchen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es iſt jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewiſſen ſinnlichen Übermuth, oder aus zufälligen örtlichen Veranlaſſungen in einen vorübergehenden Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen und eben darum iſt ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volkes ſelbſt, und nur in ſofern eines Volkes wider das andre, als bei dem einen dieſe, bei dem andern jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf iſt durchaus philoſophiſch geworden, ſo wie er früher religiös geweſen. Es iſt nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man ſtreitet, ſondern es ſind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden ſich unterordnen müſſen. Völker haben mit Ideen geſiegt, aber ſobald ſie ihren Namen an die Stelle der Idee zu ſetzen

gewagt, ſind ſie zu Schanden worden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrſchaft erobert, aber ſobald ſie die Idee verlaſſen, ſind ſie in Staub gebrochen. Die Menſchen haben gewechſelt, nur die Ideen ſind beſtanden. Die Geſchichte war nur die Schule der Principien. Das vorige Jahrhundert war reicher an vorausſichtigen Speculationen, das gegenwärtige iſt reicher an Rückſichten und Erfahrungsgrundſätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch ſie wird alles erklärt, was geſchehen iſt.

Es gibt nur zwei Principe oder entgegengeſetzte Pole der politiſchen Welt, und an beide Endpunkte der großen Achſe haben die Parteien ſich gelagert und bekämpfen ſich mit ſteigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wiſſen manche kaum, daß ſie zu dieſer beſtimmten Partei gehören, zwar bekämpfen ſich die Glieder einer Partei unter einander ſelbſt, ſofern ſie aus ein und demſelben Princip verſchiedne Folgerungen ziehn; im allgemeinen aber muß der ſubtilſte Kritiker ſo gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehn zwiſchen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nuancen ſeyn mögen, jenes claire obscure und jene bis zur Farbloſigkeit gemiſchten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehn, dieſe Hauptfarben ſelbſt verbergen ſich nirgends, ſie bilden den großen, den einzi-

gen Gegenſatz in der Politik, und man ſieht ſie den Menſchen wie den Büchern gewöhnlich auf den erſten Blick an. Wohin wir im politiſchen Gebiet das Auge werfen, trifft es dieſe Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen iſt leerer Raum.

Die liberale Partei iſt diejenige, die den politiſchen Charakter der neuern Zeit beſtimmt, während die ſogenannte ſervile Partei noch weſentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus ſchreitet daher in demſelben Maaße fort, wie die Zeit ſelbſt, oder iſt in dem Maaße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entſpricht dem Proteſtantismus, ſofern er gegen das Mittelalter proteſtirt, er iſt nur eine neue Entwicklung des Proteſtantismus im weltlichen Sinn, wie der Proteſtantismus ein geiſtlicher Liberalismus war. Er hat ſeine Partei in dem gebildeten Mittelſtande, während der Servilismus die ſeinige in den Vornehmen und in der rohen Maſſe findet. Dieſer Mittelſtand ſchmilzt allmählig immer mehr die ſtarren Kriſtalliſationen der mittelalterlichen Stände zuſammen. Die ganze neuere Bildung iſt aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, ſie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur iſt ein Triumph des Liberalismus, denn ſeine Feinde ſogar müſſen mit ſeinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorſchub geleiſtet, ſeinen größten Philoſophen aber

hat er in Fichte, ſeinen größten Dichter in Schiller gefunden.

Der Liberalismus geht nicht von der Geſellſchaft, ſondern vom Individuum aus. Die Quelle aller ſeiner Forderungen für die Geſellſchaft iſt der freie Wille, die Selbſtbeſtimmung des Einzelnen.

Er iſt daher im innerſten Princip der Religion entgegengeſetzt, wie auch die Füchſe und Schafe unter ihnen heuchleriſch oder gutmüthig den Glauben dabei zu retten verſucht haben. Wo die Selbſtbeſtimmung eintritt, fällt jede fremde Autorität, alſo auch die göttliche hinweg, und wenn man, wie gewöhnlich geſchieht, Gott in der eignen Willenskraft ſucht, ſo iſt dieſe Apotheoſe der Selbſtbeſtimmung doch nur ein ſehr überflüſſiger Pleonasmus. Wenn Gott im Ich befindlich iſt, ſo iſt er nur noch ein bloßer Name und es wäre wohl am Ich genug. Die Liberalen bauen keine Kirche, ſie zerſtören ſie nur.

Wird das Princip der Selbſtbeſtimmung in der Geſellſchaft geltend gemacht, ſo erfolgt daraus mit Nothwendigkeit der contrat social. Durch die Selbſtbeſtimmung ſind alle Menſchen frei, folglich gleich, und ihr Staat kann ſich nur auf gemeinſchaftliche Übereinkunft gründen. Man entlehnt die Beiſpiele für die Möglichkeit eines ſolchen Zuſtandes aus den alten Republiken, aus der altgermaniſchen Verfaſſung und aus neuen Republiken, betrachtet dieſe jedoch nur als unvollkommene Darſtellungen des abſoluten Freiſtaates und ſucht dieſen erſt in der Zukunft.

Man will ein Ideal, Menſchen, wie ſie nicht ſind, ſondern ſeyn ſollen, und dieſes Ideal erblickt man nur in Viſionen der Zukunft. Die allgemeine Tugendrepublik iſt noch nicht da, aber man ſtrebt dahin. Indem man die Idee derſelben beſtändig vor Augen hat, ſucht man die Hemmungen derſelben zu beſeitigen und kämpft gegen den wirklichen Beſtand der Dinge. Dadurch eignen ſich die Liberalen das Princip, die Vortheile und das Verdienſt des Fortſchritts, der ewigen Entwicklung an. Sie bringen Leben in die Welt, ſichern vor Erſtarrung, und wenn ſie auch den Schatz nicht heben, ſo arbeiten ſie doch den Weinberg um.

Die deutſchen Liberalen haben das Ausgezeichnete, daß ſie die Freiheit nicht als ein Recht, ſondern als eine Pflicht betrachten. Überhaupt ſind wir Deutſche ſehr moraliſch. Wir unterſuchen mehr die Schuldigkeiten, als die Forderungen des Menſchen. Das Recht ſcheint uns erſt dann von ſelbſt zu entſpringen, wenn jeder ſeine Pflicht thut. Bei andern Nationen dreht ſich aller politiſche Streit immer um die Rechte. Namentlich haben die Franzoſen von allen Parteien den beſten politiſchen Zuſtand, bei den einen die Freiheit, bei den andern die Autokratie, immer als ein Recht zu behaupten getrachtet, die einen als ein urſprüngliches Menſchenrecht, die andern als ein hiſtoriſches altes Recht. Erſt vor kurzem haben ſie auch den Grundſatz: Das Recht ſey nur die Pflicht! geltend zu machen ver-

ſucht, was die deutſche Ehrlichkeit längſt behauptet. Fichte ſagt: «Recht iſt, was uns das Gewiſſen beſiehlt, alſo Pflicht. Was uns das Gewiſſen nicht verbietet, dürfen wir thun, und was wir thun dürfen, iſt ein Recht.»

Doch begehn dieſe gründlichen Liberalen einen Fehler, der ſie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zeigt. Sie machen die Freiheit allen zur Pflicht, ſie zwingen dazu, und dieſer Zwang hebt die natürliche Freiheit eines jeden auf; ſie befehlen eine gewiſſe Gattung von Freiheit, und dieſe ſchließt jede andre aus. Sie ſetzen an die Stelle des Despotismus nur einen eben ſo ſchädlichen Terrorismus der Demokratie, den man im Hintergrunde menſchenfreundlicher Theorien ſelten bemerkt, der aber in der Praxis immer eingetreten iſt.

Sodann iſt ihr Gleichheitsſyſtem eine Sünde wider den heiligen Geiſt der Natur, ſofern ſie es auf die Geſinnungen, auf die Geiſter übertragen. Die Geiſter wiederholen in der gegenwärtigen Welt-Epoche den Kampf, den in einer frühern die Materie zu kämpfen hatte. Alles, was die materielle Wohlfahrt der Menſchen angeht, wird ſich in dieſelbe Harmonie bringen laſſen, denn hier iſt aller Gegenſatz befriedigt, aber die Geiſter werden ihren Kampf auskämpfen müſſen, denn hier ſind die Gegenſätze in ihrer lebendigſten Thätigkeit. Von der materiellen Wohlfahrt denken alle Menſchen gleich, und nur, weil der Geiſt ſie antreibt, opfern ſie dieſelbe zuweilen

einem höhern Gut oder verlangen mehr von ihr, als ſie bedürfen. Doch können noch alle Anſprüche des Geiſtes an die Natur in ihre Schranken gewieſen werden; nur der Geiſt ſelbſt wird beſtändig mit ſich ſelber kämpfen. Alle Menſchen können an einem Tiſch eſſen, ein Kleid tragen, ein Tagewerk vollbringen, denn alle ſind am Körper gleich, ihre Geiſter ſind aber von Natur aus verſchieden und darauf beruht der Kampf, ohne den das ganze Leben, dieſe ganze Weltepoche, in der wir begriffen ſind, nichtig wäre.

Die geiſtigen Vermögen und Neigungen ſind ungleich nicht nur an die Individuen, auch an die Völker vertheilt. Überall auf der Erde leben Menſchen und ſind den gleichen phyſiſchen Bedingungen unterworfen, aber ihre Geiſter ſind ſo verſchieden, als die Animaliſation und Vegetation, und der Geiſt wiederholt auf einer höhern Stufe, was die Natur auf der niedern zeigt, nur daß dort die Mannigfaltigkeit durch Harmonie bezwungen worden, hier erſt kämpfend die Harmonie zu erreichen ſucht. Darin aber wird die Harmonie niemals erreicht, daß ein Geiſt ſein Gepräge allen Geiſtern aufzudrücken ſucht, daß er, und geſchieht es auch im beſten Willen, von andern erwartet, und andre dazu machen will, was er ſelber iſt, und darin beſteht auch der größte Irrthum unſrer politiſchen Ideologen.

Mag ein Vater ſeinen Kindern die gleiche Erziehung geben, ſie werden jedes etwas andres; könnte ſelbſt die Philoſophie über eine Erziehung der Völ-

werden, ſie würden dennoch jedes anders .... Die *Temperamente* ſchlagen durch alle Erziehung. Der Herrnhuter predige dem kriegsluſtigen Franzoſen, der Puritaner dem ſinnlichen Italiener, der Tribun predige der Maſſe, beſtändig wird der Krieg den Frieden, die Sinnlichkeit die Sittlichkeit, und ein Anführer die reine Demokratie der Tugendrepublik zerſtören. Nie wird ein Ton herrſchen, die Töne wechſeln, und aus allen entſpringt die Muſik des hiſtoriſchen Lebens.

Es iſt ſchön, was man von ſich denkt, auch von andern zu denken, was man für ſich wünſcht, auch andern zu wünſchen, was man für ſich errungen hat, auch andern mitzutheilen, die eigne Tugend andern zuzutrauen, und ſie dazu anzufeuern, die eigne Erkenntniß der Wahrheit andern in der Vorausſetzung mitzutheilen, daß ſie fähig ſind, ſie auch zu erkennen, und demzufolge zu einer Vervollkommnung des Geſchlechts nach dem eignen höchſten Ideale hinzuwirken. Es iſt ſchön, aber es findet auch das Schickſal alles Schönen. Nur wenige erkennen es in ſeinem ganzen Werthe. Ein Menſch mit dieſem erhabnen Glauben an ſein Geſchlecht, wird für ſich ſeine Beſtimmung auf die ſchönſte Weiſe zu erfüllen im Stande ſeyn. Aber ſein Glaube wird weder von jenen Andern erfüllt werden, noch ſeine Mittheilung ſie anders machen.

Nur *materielle* Veränderungen ſind bisher reell geweſen. Tracht und Speiſe, Wohnung und

Geſchäft hat der Menſch verändert und vervollkommt. Auch die Wiſſenſchaft hat ſich ſelbſt verändert und vervollkommt, aber nicht die Menſchen. Sie dient nur den angebornen Neigungen, aber ſie beſtimmt ſie nicht. Die Laſter und Tugenden ſind gewitzigter und gelehrter geworden, aber dieſelben geblieben. Die Idee mag ſonnenklar vor den Menſchen ſtehn, ihr Gemüth, ihr Temperament, die dunkle Naturkraft ihrer Seele gibt ihr immer wieder eine Farbe. Das Licht gehört der Wiſſenſchaft, die Farbe dem Leben.

Die bisherigen Beiſpiele reiner Demokratien haben dem Ideal der Tugendrepublik freier und gleicher Menſchen nach keineswegs entſprochen. Es läßt ſich ſogar behaupten, daß ſie die Kraft, ſich eine Zeitlang in einem nur einigermaßen freien Zuſtande zu erhalten, und den Zauber der Gleichheit keineswegs von ihrem Eigenwillen und von einer tiefen Überzeugung, ſondern vielmehr vom Aberglauben, von der Gewohnheit und von ſklaviſcher Anhänglichkeit an Perſonen und Äußerlichkeiten entlehnt haben. Die meiſten ſogenannten freien Völker des Alterthums und der neuern Zeit waren es nur ſo lange, als die alte Gewohnheit, die Erinnerungen an die Väter, der patriotiſche Aberglauben nicht erſchüttert, alte große Namen nicht durch neue verdrängt wurden. Die Freiheit erhielt ſich hier, wie dort die Deſpotie, durch das bloße Trägheitsprincip, nach welchen ein Stein ſo lange liegen bleibt, bis er weggeſtoßen wird. Nur in einzelnen Momenten der Geſchichte, nur

im Augenblick der Befreiung von einem langen Druck, durchflammte die Menſchen auch in Maſſe eine höhere Begeiſterung für das Ideal, und ſie ergriffen es mit Bewußtſeyn und ſie opferten alles für die Gerechtigkeit, ſo die Huſſiten, die Puritaner, die franzöſiſchen Republikaner der erſten Periode, aber ſolche Momente zeigen nur, daß das menſchliche Geſchlecht noch in einer niedern pflanzenhaften Entwicklung begriffen iſt, darin es nur einen Moment ſelbſtändiger freier Bewegung, den befruchtenden Moment der Blüthe aushalten kann, aber keine Kraft hat, das entfaltete Leben fortzuſetzen, vielmehr von der dunkeln Macht des ſchweren Elementes ergriffen, in die ſtarren Bande zurückfällt. Wie ein Blitz ergreift die Idee das Geſchlecht und verſchwindet in der alten Nacht. Sie können den Glanz, das feurige Leben nicht ertragen, die Idee ſtrengt ſie über ihre Kraft an und es erfolgt nur Erſchöpfung, und wenn ſie daraus erwachen, iſt ihnen, als ob ſie geträumt hätten Könige zu ſeyn, und ſie greifen wieder jeder an das alte düſtre Tagwerk.

Aus dieſem Grunde haſſen die echten Liberalen die Geſchichte, und ſehn nicht rückwärts, ſondern vorwärts und wollen das ganze menſchliche Geſchlecht, die ganze Geſchichte von vorn beginnen. In dieſem Sinn begann auch die franzöſiſche Republik eine neue Zeitrechnung. Dieſe Flucht vor der Erfahrung zeugt aber nur von einer gewiſſen Schwäche, und kann nicht verhindern, daß die alte Erbſünde in das

neue Reich hinüber dauert. Die Menſchen ſind und bleiben verſchieden, und indem man ſich von der materiellen Baſis, wo allein Gleichheit möglich und recht iſt, entfernt, um Träumen nachzujagen, gibt man die wahren Vortheile des Syſtems auf.

Was nun die entgegengeſetzte ſo genannte ſervile Partei betrifft, ſo entſpricht dieſelbe dem politiſchen Charakter des Mittelalters und beharrt in demſelben Maaße, als der Liberalismus die politiſchen Ruinen der Vergangenheit nicht zerſtören kann. Der Servilismus entſpricht dem Katholicismus, er iſt das ausſchließliche legitime Syſtem, die alleinſeligmachende und verdammende politiſche Kirche. Seine Partei hat er in den bevorrechteten Ständen und im Pöbel im Gegenſatz gegen den bürgerlichen Mittelſtand. Die ganze neuere Bildung iſt ſein Feind, vor dem er ſich nur durch Tradition, alte Urkunden und alte Gewalt ſchützt.

Der Servilismus geht auch nicht von der Geſellſchaft, ſondern von Gott aus. Die Quelle aller ſeiner Folgerungen iſt die göttliche Gewalt über den Menſchen. Er iſt alſo im innerſten Princip kirchlich, theokratiſch, ſey nun der Stellvertreter Gottes ein Oberprieſter, ein König oder ein Stand. Die sacra majestas iſt für ihn, was die Selbſtbeſtimmung für den Liberalismus. Es ſcheint der Liberalismus ſey aus dem männlichen Kraftgefühl und Übermuth, der Servilismus aus der weiblichen Liebe und Furcht hervorgegangen. Wenn der Menſch auf der einen

Seite ſeiner ganzen Kraft ſich ſtolz bewußt iſt, kann er auf der andern das Gefühl ſeiner Abhängigkeit nicht überwinden und ein unwiderſtehlicher Zug treibt ihn, in der Geſchichte dieſelbe Harmonie zu ſuchen, die er in der Natur findet, ſich im Leben einer wohlorganiſirten Gewalt hinzugeben, wie in der Natur. Es iſt die Einheit alles Lebens, die ſich ihm offenbart und zugleich ihn als untergeordnetes Glied an ſeinen beſtimmten Platz feſſelt. Er erkennt die Allmacht des höchſten Weſens, der er nicht entrinnen kann, aber auch die Harmonie der Dinge, der er nicht entrinnen will, die ihn beſeligt, in welcher die ewige Liebe ſich ausſpricht und ihn mit gläubigem Vertrauen erfüllt. Man darf behaupten, daß dieſes Hingeben an die äußre Gewalt älter iſt, als die Freiheit. Die Geiſter wiederholen urſprünglich den plaſtiſchen Trieb der Natur im hiſtoriſchen Gebiet und bilden ihren Staat nach dem Typus der Natur, und unterordnen ſich, jeglicher nach ſeiner Art der Harmonie des Ganzen. Dieſer bildſame Trieb, der alle Staaten erzeugt hat, äußert ſich aber in einer ſtufenmäßigen Entwicklung. Was er einmal geſchaffen, erhält ſich nach dem Geſetz der Trägheit, der Geiſt aber ſchreitet raſtlos fort in ſeiner Entwicklung und fühlt ſich bald beengt durch jene ſtarren Formen und empört ſich gegen den Druck, und die Freiheit kommt zur Erſcheinung. Sind aber die alten Formen gebrochen, ſo muß jener plaſtiſche Trieb auf einer höhern Entwicklungsſtufe immer wieder neue

Formen ſchaffen. Was regellos ſich geſondert, kry-ſtalliſirt ſich wieder in regelmäßige Geſtalt und immer wieder will das Geſchlecht die Harmonie der Natur in ſeinen geſelligen Formen nachbilden.

Allen dieſen Bildungen liegt die Theokratie zu Grunde. Das höchſte Weſen iſt der Mittelpunkt, in welchen man den Urgrund und die erhaltende Kraft der Staaten verſetzt. Der Staat ſoll die göttliche Ordnung in der Geſchichte darſtellen. Darum ſpricht er die höchſte Autorität und die unbedingte Herrſchaft über die Individuen an, und iſt, in unvollkommener Erſcheinung, der beſtändige Feind der Freiheit, wie er in vollkommener die Verſöhnung derſelben ſeyn muß.

Die Theokraten haben ſich von jeher der Wirklichkeit näher angeſchloſſen, als die Idealiſten für die Freiheit. Eben weil ihr Staat inſtinktartig, von plaſtiſchem Naturtrieb beſeelt, aus den mannigfaltigen Elementen der Geſellſchaft ſich zuſammenfügte, ward jede natürliche Sonderung der Geſchlechter, der Lebensalter, der körperlichen und geiſtigen Vermögen und Neigungen im Staat berückſichtigt, jedes fand ſeine Stelle. Auch dann, als ſpäterhin die alte Ordnung der neuen Entwicklung nicht mehr entſprach, als die Freiheit die alten Formen zerbrach und hier der alte Zug der Natur wieder neue Formen bildete, oder die Gewalt die Maſſen zuſammenſchmiedete, behielt hier naturgemäß, dort zu Gunſten des Gewalthabers, die natürliche Sonderung der Menſchen ihren Ausdruck im Staate.

Alle dieſe Staaten trugen aber auf dreifache Weiſe den Keim des Verderbens und Untergangs in ihrer Bildung. Indem ſie ein Ewiges, Bleibendes darſtellen wollten, widerſtrebten ſie der ewigen Entwicklung und riefen die Natur ſelbſt gegen ſich auf. Indem ſie die höchſte Autorität in Anſpruch nahmen, ohne noch allen Bedürfniſſen der höhern Entwicklung des Geſchlechts zu entſprechen, riefen ſie die Freiheit gegen ſich auf. Indem ſie endlich zwar urſprünglich natürliche Claſſen der Geſellſchaft feſtſtellten, aber dabei auf die Individuen keine Rückſicht nahmen, welche die Geburt in einer Claſſe feſthielt, die Naturanlage aber für die andre beſtimmte, riefen ſie die Maſſen ſelbſt gegen ſich auf.

So iſt es auch hier die Normalität, die in der Abhängigkeit geſucht wird, wie dort in der Freiheit, und der die Menſchen beſtändig widerſtrebten. Alle können nicht auf gleiche Weiſe frei, aber auch nicht auf gleiche Weiſe abhängig ſeyn.

Da beide Parteien in der Wahrheit ſich nicht vereinigen können, ſo iſt es ziemlich natürlich, daß ſie deſto mehr, ohne es zu wiſſen, im Irrthum übereinſtimmen. Ihr großer gemeinſchaftlicher Irrthum iſt, daß ſie über die menſchliche Handlungsweiſe ſtreiten und dabei von Ideen ausgehen, für welche oder in welchen gehandelt werden ſoll, ſtatt von den Kräften der Menſchen auszugehn, durch welche wirklich gehandelt wird und werden kann. Sie denken immer an das Sollen und vergeſſen darüber das Können.

Sie ſprechen von einer abſoluten Freiheit und von einer abſoluten Abhängigkeit, der ſich alles fügen ſoll, ſie weiſen auch wohl nach, daß die Freiheit des Willens und das Recht der Selbſtbeſtimmung, oder aber die Abhängigkeit von einem höhern über der Geſellſchaft waltenden Weſen und die Pflicht der Unterwerfung unter daſſelbe allen menſchlichen Handlungen zu Grunde liege, aber ſie gehn immer von einem idealen Geſichtspunkt aus und wollen zu einem idealen Ziele hinführen, zu einer Anordnung der menſchlichen Geſellſchaft, in welcher entweder jene Freiheit oder jene Abhängigkeit allgemein anerkannt und die derſelben entſprechenden politiſchen Formen unabänderlich feſtgeſtellt ſeyn müßten. Alle Menſchen ſollen ſich der einen oder andern Anſicht fügen, und man ſtreitet nur darüber, welcher Anſicht?

Dies iſt der Grundirrthum beider Parteien. Man muß die Frage nach abſoluter Freiheit und Unabhängigkeit in der weit wichtigern Frage nach dem relativen Vermögen der Menſchen, und ſofern von der Geſellſchaft die Rede iſt, nach der Vertheilung dieſer Vermögen unter die Menſchen zu begründen ſuchen. Wir werden nicht mehr nöthig haben, zu fragen: ſoll der Menſch frei ſeyn? wenn erſt erwieſen iſt, daß ſie alle die gleiche Kraft dazu beſitzen. Eben ſo werden wir nicht mehr unterſuchen dürfen, ob die Abhängigkeit der einen und andern nothwendig ſey, wenn wir die Vermögen kennen, die den einen und den andern von Natur zugetheilt ſind. Die republi-

kaniſche Partei ſpricht allen Menſchen das gleiche Recht der Freiheit zu, ſofern ſie zugleich alle für ſtark genug hält, auch die Pflichten derſelben tragen zu können. Die ſervile Partei ſpricht allen Menſchen die gleiche Pflicht zu, ſich vom höchſten Weſen abhängig zu fühlen, und einigen ertheilt ſie das Privilegium, im Namen jenes höchſten Weſens die Abhängigen zu beherrſchen. Wenn die Menſchen wirklich alle zugleich ſo ſeyn könnten, wie die eine oder andre Partei ſie haben will, ſo wäre die Anſicht und der Staat einer jeden gleich vollkommen und es käme in der That nicht darauf an, ob dieſer Staat oder jener beſtände, wenn er nur allen ſeinen Gliedern vollkommen entſpräche. Die Menſchen ſind aber weder ſo, wie jene, noch ſo, wie dieſe wollen und werden es in alle Ewigkeit nicht ſeyn. Darum muß auch ein ewiger Streit herrſchen. Der Streit ſelbſt wäre wieder ganz vernünftig, wenn jede Partei ihre Anſicht nur auf die Menſchen ausdehnen wollte, deren natürliche Anlage dieſer Anſicht entgegenkommt; er wird aber unvernünftig, da jede Partei allen Menſchen, alſo auch denen, deren natürliche Anlage ihrer Anſicht widerſpricht, dieſe aufdringen wollen. Die Republikaner wollen alle Menſchen zur Freiheit erheben, aber einen großen Theil derſelben können ſie nur dazu verdammen, weil es Menſchen gibt, viele, die meiſten, welche keinerlei Kraft und Zeug dazu haben. Die Servilen wollen allen Menſchen eine Hirtenſchaft im Namen Gottes gewähren, aber

einen großen Theil derſelben verdammen ſie nur dazu, weil es viele Menſchen gibt, die entweder ſelbſt herrſchen, oder die weder herrſchen noch beherrſcht ſeyn wollen und können. Beide Parteien geſtehn zum Theil ihr Unrecht ein, indem ſie zugeben, daß die Menſchen anders ſind, als ſie ſie haben wollen; ſie zweifeln aber nicht, daß ſie dieſelben doch anders machen könnten, und dringen auf eine Erziehung zur Freiheit oder zur Herrſchaft. Dies iſt indeß nur ein neuer Irrthum, denn die Erziehung kann nur bilden, was angeboren iſt, nicht ein Fremdartiges einpflanzen.

Die Neigungen und Kräfte der Menſchen ſind mannigfach unter Völker und Individuen vertheilt. Die Einen können nicht anders als frei ſeyn, ihre ſinnliche Kraft, ihr überwiegendes Talent, ihr Gedanke ſpricht ſie von jeder Herrſchaft frei und ſie herrſchen entweder über die Schwachen oder die Idee der Gerechtigkeit beſeelt ſie und ſie wollen allen Mitmenſchen das gleiche Recht der Freiheit gönnen, ſollten ſie auch nicht im Stande ſeyn, ihnen das gleiche Vermögen dazu zu verleihen, ſie wollen ſie wenigſtens nicht tyranniſiren, wenn ſie es auch könnten. Die Andern ſind ſchwach, und fühlen ihre Schwäche und ſuchen inſtinktartig, wer ſie beherrſchen möge. Sie ſchaffen ſich einen Herrn, der Gewalt über ſie hat, und wenn es auch nur ein Traumbild wäre. Zwiſchen ihnen bewegen ſich die Launenhaften, die nicht wiſſen, was ſie wollen; und die Phlegmatiſchen,

die durch ihre Natur zu abſoluter Paſſivität verdammt ſind.

Dies ſind die Beſtandtheile der Maſſe, aus welchen die Politik beſtändig etwas zu machen ſtrebt, was bald dem einen, bald dem andern Beſtandtheil unangemeſſen, daher niemals von Dauer iſt. Die Republikaner adeln den Pöbel und er iſt dieſes Adels nicht würdig, er zwingt ſie zur Diktatur oder er vernichtet ſie; ſie müſſen auf ihn treten, oder er zertritt ſie. Die Servilen erkennen umgekehrt auch nicht einmal den wenigen echten Freien den Adel der Freiheit zu und wenn ſie gleich die Claſſen der Geſellſchaft ziemlich richtig beurtheilen, ſo rechnen ſie doch nicht auf die Individuen. Sie ſtellen Claſſen feſt, die allerdings dem Unterſchied der Menſchen im Allgemeinen entſprechen, aber ſie vergeſſen, darauf Rückſicht zu nehmen, daß auch immer jedes Individuum der ihm angemeſſenen Claſſe einverleibt ſey. Die Freien empören ſich beſtändig gegen ſie, weil ſie dieſelben aus der Geſellſchaft ausſchließen wollen, aber auch die Unfreien ſtehn von Zeit zu Zeit wider ſie auf, wenn ſich erſt Individuen genug in einer Claſſe der Geſellſchaft angehäuft haben, die, ihrer natürlichen Anlage, ihren Kräften gemäß, einer andern Claſſe angehören.

So lange nicht alle Menſchen vollkommen gleich und zwar alle zugleich ſelbſtändig und genial ſind, iſt weder an eine vollkommene Theokratie noch an eine vollkommene Freiheit zu denken, beide würden

ſich aber auf dieſer höchſten Bildungsſtufe des Geſchlechts innig verſchmelzen. Die Unterſuchung, ob ein ſolcher Zuſtand möglich ſey, gehört der Wiſſenſchaft an, das Leben geht ſeinen Gang fort und in ihm walten jene Kräfte, die aller Normalität der Wiſſenſchaft fortwährend widerſtreben. Die Wiſſenſchaft verändert die Menſchen ſo wenig, als die Natur. Es iſt völlig einerlei, was man in den Menſchen hineinpfropft, wozu man ihn zwingt oder überredet, der Haufe bleibt Haufe, Chriſt oder Heide, Pair oder Paria. Was der Menſch nicht durch ſeine Naturanlage, durch ſeinen Genius wird, das wird er auch in Ewigkeit nicht. Der theokratiſche, wie der tribuniciſche, der tyranniſche wie der ſclaviſche Sinn hängt ſo innig mit der angebornen Organiſation des Menſchen zuſammen, als der Kunſttrieb. Nur, wie oben geſagt worden iſt, ſofern die Menſchen materiell ſich gleichen, iſt eine materielle Vollendung des Staates denkbar, alles aber was im Staat auf einem geiſtigen Princip beruht, wird ſo lange ſchwanken, kämpfen, ſich bilden und zerſtören, als die Menſchen geiſtig verſchieden bleiben werden.

Gehn wir von den Theorien ab und betrachten die praktiſchen Wiſſenſchaften, ſo müſſen wir zuvörderſt die innere und äußere Politik unterſcheiden, die Organiſation der Staaten und ihr Verhältniß zu einander. Da die innern Verhältniſſe der Staaten mit den äußern ſich in der neueſten Zeit mannigfach verändert haben, ſo wird auch außerordentlich viel

darüber geſchrieben. Verfaſſung, Adminiſtration und Jurisprudenz ſind in allen Verzweigungen theils wiſſenſchaftlich ausgebildet worden, theils hat ihre praktiſche Ausübung eine ungeheure Literatur von Geſetzgebung, Commentation und Vergleichung veranlaßt. Im Allgemeinen gilt von den Grundſätzen, die in dieſer Literatur ſich ausſprechen, daß ſie mäßig und größtentheils auf Mittelzuſtände bedacht ſind, von Ton und Sprache derſelben, daß ſie äußerſt umfaſſend, weitläuftig, langweilig ſind. Die Praxis ſteht auf doppelte Weiſe der Theorie entgegen, ſie iſt der ſtrengen Idee und eben darum auch der ſtrengen Kürze fremd. Sie vermittelt und muß dabei umſtändlich verfahren. Sie hat es mit dem wirklichen Leben zu thun, und nicht nur alle Parteien, auch die Vergangenheit übt Einfluß auf ſie. Sie entlehnt ihre Maximen zum Theil noch aus dem Mittelalter, zum Theil aus der Reformation, zum Theil aus der Zeit der franzöſiſchen Encyclopädie, zum Theil aus der Revolution. Der verwickelte Zuſtand der Staaten ſpiegelt ſich in der Geſetzgebung, trägt ſie und wird von ihr getragen.

Die Verfaſſungen zeigen uns zuerſt dieſe Miſchung mannigfacher Intereſſen, die in der mäßigen Temperatur eines Mittelzuſtandes ſich zu neutraliſiren ſuchen. Nur gleichſam an den äußerſten Enden der deutſchen Nation hat ſich einerſeits demokratiſche Freiheit, andrerſeits unbedingte Autokratie erhalten können, die breite Mitte nimmt jenes Repräſentativ-

ſyſtem ein, das am geſchickteſten geeignet ſcheint, alle Intereſſen, wenn nicht zu vermitteln, doch zu bezähmen. Zwar herrſcht auch hier auf der einen Seite mehr das Intereſſe des Volks, auf der andern mehr das des Regenten vor, wie räumlich, ſo der Zeit nach, ſo daß in einer gewiſſen Oscillation dieſes oder jenes Intereſſe je nach der Conſtellation der äußern politiſchen Verhältniſſe ſteigt, und gegenwärtig iſt nicht zu verkennen, welches Intereſſe ein entſchiedenes Übergewicht behauptet, indeß hat im Allgemeinen das Repräſentativſyſtem, gegenüber der Autokratie und Demokratie, eine ſchwer zu erſchütternde Feſtigkeit erlangt, und welchen Entwicklungen es auch unterworfen ſeyn mag, ſeine Idee iſt dem Zeitalter gleichſam angetraut worden, es würde ſich ohne Gewaltthat nicht mehr davon losreißen laſſen. In Deutſchland behauptet das Syſtem insbeſondre eine allgemeine europäiſche Bedeutung. Es ſcheint mit dem Lande und Volke in einer geheimen Wahlverwandtſchaft zu ſtehn. Wie es gerade die Deutſchen ſind, bei welchen ſich die entgegengeſetzten politiſchen und religiöſen Parteien die Wage halten, ſo liegt auch ihr Land in der Mitte jener Länder, in welchen die eine oder andre Partei vorzugsweiſe herrſcht. Es ſcheint die Streitenden von einander zu halten und Europa auf gleiche Weiſe vor aſiatiſcher Deſpotie wie vor atlantiſcher Demokratie zu ſchützen, ſo wie es einſt die Alleinherrſchaft hier des Papſtes dort der Puritaner abgewendet hat.

Dennoch würden wir uns ſehr täuſchen, wollten wir in der gegenwärtigen Geſtaltung des Repräſentativſyſtems ein Ideal erkennen. Man hat ſich anfangs allzugroße Hoffnungen davon gemacht, und ſieht jetzt ein, daß die eigentliche goldene Zeit wohl noch ferne liegt. Doch hat der Unmuth auch das Gute jenes Verfaſſungsſyſtems zu ſehr herabgewürdigt und ein gewiſſer politiſcher Indifferentismus iſt dem Gedeihen deſſelben beſonders in der Richtung, die es von unten her unterſtützen ſoll, mannigfach nachtheilig geweſen.

Eine Verfaſſung, auch die beſte, gilt ſo lange nur als Figurant, bis ihr Adminiſtration und Rechtspflege organiſch angepaßt ſind. Hier greift ſie ins Leben, aber das Leben iſt nicht ſo geduldig als das Papier. Mit Verfaſſungen iſt man geſchwind fertig, aber man facht damit eher Streit an, als man ihn verſöhnt. Im Sinn jeder neuen Repräſentativ-Verfaſſung entſprechen ſich Parlament, Municipalität und öffentliche Gerichtspflege als Organe der Volksgewalt gegenüber dem Thron, der miniſteriellen Centralgewalt und der römiſchen Gerichtspflege als Organe der Regierung. Das Parlament iſt leicht berufen, und in erſter Reihe das Syſtem eingeführt, in der zweiten und dritten Reihe findet es aber unüberſteigliche Hinderniſſe.

Jedes Volk, das nur einigermaßen aus dem roheſten Zuſtande ſich herausgearbeitet, ſtrebt inſtinktartig nach einer freien Municipalverfaſſung, und

wenn es ſogar zu einer parlamentariſchen Thätigkeit berufen iſt, ſo kann es dieſelbe gar nicht entbehren, denn ein Parlament iſt unmöglich ohne freie Wahlen, und freie Wahlen ſind unmöglich ohne Municipalitäten. Auf der andern Seite ſtrebt aber jede Regierung nach allumfaſſender Centralgewalt, es iſt ihre Natur ſich excentriſch auszubreiten, bis ſie eine Gränze findet. Beide Beſtrebungen ſtehn alſo in feindſeligem Gegenſatze, der, wie ſie ſelbſt, in der Natur liegt, und zwar alle mögliche Verfaſſungen erzeugen und wieder vertilgen, aber von keiner einzigen eben ſo wenig beſchwichtigt, als erzeugt werden kann.

Ein demokratiſches Syſtem von unten will freie Municipalverwaltung. So weit als möglich will das Volk das Seinige ſelbſt verwalten und ſich ſelbſt beaufſichtigen, und ſieht ungern ſein Gemeingut und ſeinen Markt unter der Aufſicht miniſterieller Söldlinge. Auf der andern Seite will die Miniſterialverwaltung mit göttlicher Allgegenwart Keller und Küche auch des ärmſten Bauers controlliren. Selbſt wieder von einem höhern Centralkörper, der Majeſtät, angezogen, bilden die Miniſterien peripheriſche Punkte an der Sphäre des Thrones, von denen ſich fächerartig die Bureaukratie der Staatsdiener bis zum Horizont des Volks ausbreitet, paternoſterförmig gegliedert und durch Controllen und ſtrenge Subordination in maſchinenmäßigem Gang gehalten. Alles, Mann und Maus im Lande, wird einregiſtrirt,

Hab und Gut von der Kammer, der Leib vom Kriegsminiſterium, die Handlungen von der Juſtiz, die Worte vom Miniſterium des Cultus und die Gedanken von der Polizei. So hat dieſer Staatshaushalt ſein Netz über alles gebreitet und keine arme Fliege vermag unbemerkt durch die feingezogenen Fäden zu ſchlüpfen. Aller Kampf in repräſentativen Staaten beruht im Grunde nur auf dem wechſelſeitigen Beſtreben des Volks, eine Linie zu ziehn, wo Municipalfreiheit und Miniſterialgewalt ſich ablöſen, und des Miniſteriums, dieſe Linie nicht ziehn zu laſſen. Freie Municipalverwaltung iſt die einzige Garantie für ein Repräſentativſyſtem, weil ein ſolches ohne unabhängige Bürger nicht exiſtiren kann, und die Bürger nicht als Privatleute, ſondern nur als Glieder einer freien Gemeinde unabhängig ſeyn können. Darum ſtrebt das Volk nach Gemeindeweſen und Bürgermeiſtern, den Delegirten ſeiner eignen Macht, nicht nach Directionen, den Organen der Miniſterien. Auf der andern Seite ſucht die Bureaukratie bis auf den Thorſchreiber herab die Gemeindeverwaltung an ſich zu bringen und den Bürgern nichts zu überlaſſen, als das Gehorchen und Zahlen.

Gehn wir der Sache mehr auf den Grund, ſo wird ſich zeigen, daß ſelbſt in der vollkommenſten Republik eine Centralverwaltung ſeyn muß, durch welche mit Nothwendigkeit ein monarchiſches Element in den Staat gepflanzt wird. Es wird ſich ferner zeigen, daß jede Centralverwaltung inſtinkt-

artig nach der größten Ausdehnung ihrer Macht ſtrebt. Zwei Extreme und Übel werden da gefunden werden, wo der Mittelpunkt des Staats, die Centralverwaltung ſchwankt, und da, wo es keinen Gegenpunkt mehr gibt, wo die Verwaltung mit deſpotiſcher Conſequenz alles beherrſcht. In der Mitte wird das einzige Gute liegen, die Freiheit der Municipalität bis auf einen gewiſſen Grad, und von da an die Kraft der Centralgewalt. Jede gute Republik hat eine ſolche Centralgewalt, jede gute Monarchie eine ſolche Municipalfreiheit geſchaffen. Weil jene gemangelt, iſt das deutſche Reich untergegangen; weil dieſe gefehlt, iſt in Frankreich die Revolution ausgebrochen.

Zu dem natürlichen Intereſſe der Centralgewalten iſt in der neuern Zeit noch ein wiſſenſchaftliches gekommen. Das Regieren iſt eine Wiſſenſchaft geworden, und dieſe ſtellt gleichſam ihre phyſikaliſchen oder pädagogiſchen Experimente mit den Völkern an. Alle Zweige der Staatsverwaltung ſind in Syſtem und Schule gebracht bis auf die Polizei herab, und an die Stelle eines lebendigen Organismus tritt eine todte Staatsmechanik. Daſſelbe Syſtem, was nur für den größten Staat gilt, wendet man komiſch genug auch auf den kleinſten an; was für ein phlegmatiſches Volk gilt, auf ein choleriſches; was für ein gebildetes gilt, auf ein rohes und umgekehrt.

Die Hebel der Staatsgewalt ſind Gold und Eiſen. Wie ſehr man geneigt iſt, im Reiche der Geiſter ideale Principe geltend zu machen, im praktiſchen Leben herrſchen nur jene Metallkönige. Dies gibt dem Finanz- und Militärſyſtem das große Übergewicht im Staatshaushalt. Alle andere Zweige der Verwaltung ſind davon abhängig und dienen ihnen. Die Helden der neuern Politik haben beſtändig gewetteifert, welches jener Metalle die größte Gewalt gewähre, und die geſchickteſten haben beide zu gebrauchen verſtanden.

Das Centraliſationsſyſtem dient hauptſächlich nur der Aushebung der Steuern und Soldaten. Eine vollkommen gegliederte Bureaukratie iſt nöthig, um eine beſtändige tabellariſche Überſicht über das Vermögen und alle phyſiſchen Kräfte der Staatsangehörigen zu erhalten, die Baſis für die finanziellen Operationen. Die Menſchen werden rein als Sache genommen und nach dem Ertragwerth geſchätzt, wie das Vieh. Bei den Ruſſen ſteckt wenigſtens das Vermögen in den Seelen, bei uns die Seele im Vermögen. Der Staat iſt ein Bergwerk, und ſeine Stollen laufen in den Beuteln des Volks aus. Die Finanzſchwindeleien ſind Experimente mit der Luftpumpe, die dem kalten Froſch, Volk genannt, die Lebensluft auspumpen, um zu erfahren, wie lange er wohl noch zappeln und leben könne, wenn er von nichts mehr lebt. Die hochgeprieſene Rechenkunſt hat es noch nirgends weiter gebracht, als in den Brüchen, und

iſt raſtlos beſchäftigt mit den ſubtrahirten Zählern die Nenner zu addiren, daß die Summe der Schulden zuletzt über den Äquator hinaus in die blaue Unendlichkeit wächst, und wir ſie nicht mehr zählen können. Zwei Dinge ſcheinen unbegreifliche Widerſprüche, zuerſt, daß die Finanzkammern immer mehr Schulden machen, je mehr ſie einnehmen, ſodann daß Handel und Induſtrie immer mehr gehemmt werden, je nothwendiger es wäre, den Wohlſtand zu befördern, damit er ſeine Procente an die Staaten liefern könnte. Auf der einen Seite ſchüttet man das Waſſer in den Sand und auf der andern verſtopft man die Quellen. Die Urſache liegt in der Noth oder in der Luſt des Augenblicks. Man ſchlachtet die Kuh aus Hunger, oder um den fremden Gaſt ſtattlich zu bewirthen, und denkt nicht, daß morgen die Milch fehlen werde.

Davon abgeſehn, mag es Genuß gewähren, die Finanzſpeculationen von Seiten der darin brillirenden Intelligenz als Kunſtwerke zu betrachten. Ohne Zweifel iſt die Summe von Verſtand und Speculation, die in dieſem Fache niedergelegt iſt, das ſchätzbarſte Capital unter allen denen, die es aufreibt, wenn auch dieſe ganze Rechenkunſt weſentlich auf einen großen Rechnungsfehler hinauslaufen ſollte. Dieſe Kunſt, den leichteſten Stützpunkt die ſchwerſte Laſt tragen zu laſſen, hat ihren Werth, ſo gut wie die Baukunſt, ſollte man auch praktiſch ihre Gränzen überſchreiten.

aus dem Atrium ins Chor ſelbſt, in die freie und gleiche Chriſtengemeinde verweist. Wir dürfen dieſe Partei im Gegenſatz gegen die Romaniſten die Germaniſten nennen.

Sofern die Germaniſten das Gewiſſen zum Rechtsprincip erheben, und die Öffentlichkeit zur Rechtsform, neigen ſie ſich zur Demokratie. Sie betrachten die Beurtheilung eines Rechtsfalls als etwas natürliches und allen Menſchen gemeinſames. Nicht eine Ariſtokratie von Gelehrten, ſondern das gemeine Volk richtet. Mithin autoriſirt ſich das Volk auch ſelbſt dazu und die Rechtsgewalt fällt mit der Souveränität des Volkes zuſammen. Die Öffentlichkeit der Gerichte iſt ſodann nur eine natürliche Folge des Princips.

Sofern die Romaniſten die abſolute Logik zum Rechtsprincip erheben, und deßfalls ein Studium der Rechtswiſſenſchaft begründen, dem nur Geweihte ſich widmen können, neigen ſie ſich zur Ariſtokratie. Sofern ſie aber in ihrem Syſtem alles an einen abſoluten Satz knüpfen müſſen, kann demſelben auch nur eine abſolute Kraft, die ihn geltend macht, entſprechen, alſo die Autokratie. Die Demokratie kann ſich nicht nach dem Ausſpruch eines Einzigen richten, und jeder abſolute Satz gilt nur als eine Stimme. Die Monarchie kann ſich nicht nach dem Ausſpruch vieler richten, und jeder Ausſpruch des Gewiſſens kommt allen Stimmen zu. Mithin mußte das römiſche Recht nothwendig zur Autokratie, das deutſche Recht noth-

wendig zur Republik führen, und ſofern es in neuerer Zeit wiedergeboren worden, taugt es nur für Repräſentativſtaaten. Die Rechtsfragen ſind alſo politiſche. Der Streit über Rechtsprincip und Rechtsform fällt genau mit dem über Staatsprincip und Staatsform zuſammen. Repräſentative Staaten haben auch eine Literatur des öffentlichen Rechts, autokratiſche nur eine des geheimen Rechts. Die deutſche Literatur zeigt noch ein enormes Übergewicht der letztern.

Nicht unwichtig iſt der Umſtand, daß die Romaniſten immer Cosmopoliten oder Glieder einer allgemeinen Rechtskirche, die Germaniſten immer Volksthümler oder Glieder einer Nation ſind. Die abſolute Rechtswiſſenſchaft hat ſich ſo wenig als die abſolute Theologie um die Eigenthümlichkeiten einer und der andern Nation zu bekümmern. Es gibt nur einen Gott und nur ein Recht. Soll die Religion die rechte ſeyn, ſo muß ſie allen Völkern anpaſſen. Soll es eine abſolute Rechtswiſſenſchaft geben, ſo muß jedes Volk nach ihr gerichtet werden können. Dies Schema gilt auch für das römiſche Recht, wie für den Katholicismus, und von jeher ſind beide den ſogenannten barbariſchen Völkern mit Feuer und Schwert oder mit ſanftem Bekehrungseifer gepredigt worden, woraus denn unendlich viel Gutes entſprungen iſt, aber auch viel Böſes, denn das Herz der Nationen hat ſich an der eiſernen Conſequenz der univerſellen Dogmen verblutet, oder Conſequenz und

oder dem Volke ſelbſt, wenn im Leben doch jeder mit dieſer Kenntniß ſich paſſiv verhalten und von der Kaſte nehmen muß, was ſie will? Das hieße, die Kinder zum Proteſtantismus erziehn und ſie doch die katholiſchen Gebräuche machen laſſen.

Das römiſche und die von ihm abgeleiteten Rechte werden insbeſondre noch durch die lateiniſche Sprache unpopulär. Es iſt bekannt, welchen lebhaften Widerſtand die römiſchen Advokaten das erſtemal unter Varus an der Weſer, das zweitemal anderthalbtauſend Jahr ſpäter im Mittelalter gefunden, und noch jetzt iſt dem Volk der römiſche Rechtsgang, deſſen Terminologien ihm völlig unverſtändlich ſind, durchaus zuwider. Die Sprache hat das Recht aus dem Gewiſſen an dem Verſtand der Kaſte und die Rechtspflege aus dem Leben ins Papier, in die Bureaukratie verwieſen.

Der ganze unförmliche Bau des mittelalterlichen Rechts, jene zahlloſen Kirchen-, Lehn-, Kaiſer-, Land-, Stadt- und Bauernrechte und die Nebengebäude der Standes- und Perſonalprivilegien, ſind endlich zuſammengeſtürzt, aber es ſind namhafte Ruinen ſtehn geblieben, an welche man neue Wohnungen angeklebt hat, unfähig oder zu bequem, einen ganz neuen Grund zu legen. Ein ſeltſames Gemiſch von Geſetzbüchern iſt entſtanden, das den Anblick alter Städte gewährt, wo ſchwarze gothiſche Trümmer neben neugeweißten Luſthäuſern ſtehn. Fürſtentage haben die Kaiſermacht, Concordate die Papſt-

gewalt geſtürzt. Durch Kabinetsordern ſind die Klöſter, iſt die Leibeigenſchaft aufgehoben worden. Mit der Fürſtenmacht iſt das römiſche Recht aufgekommen, weil es ihrer Tendenz entſprochen. Was von den Ruinen des Reichs ſich erhalten, trägt auch noch die Spuren des alten Rechts. An beides hat ſich Neues angeſchloſſen, wie es die Noth der Zeit den Geſetzgebern abgedrungen, oder der humane Geiſt eines Friedrich II. und Joſeph II. für billig erkannt. So haben die neuen Landrechte ſich gebildet und bilden ſich noch, wie die Zeit ſelbſt tauſend Rück- und Vorſichten und einer beſtändigen Verwandlung unterworfen.

Sie bilden die Brücke vom römiſchen Recht zum öffentlichen, oder füllen wenigſtens die Kluft zwiſchen beiden. Das öffentliche Gerichtsweſen hat die öffentliche Meinung für ſich, wenn es auch nur in einem kleinen Theil Deutſchlands praktiſch ausgeübt wird. Leider haben wir nur als ein Geſchenk von den Fremden erhalten, was unſer urſprüngliches Erzeugniß und Eigenthum geweſen. Der Code Napoléon und die damit zuſammenhängenden Gerichtsformen ſind einigen deutſchen Stämmen als gutes Andenken an eine böſe Zeit geblieben. Die franzöſiſche Republik griff zu der öffentlichen Rechtsform, weil ſie der Freiheit und einem tüchtigen Gemeindeweſen von jeher als die angemeſſenſte, die ſchlechthin natürliche ſich erwieſen. Längſt lebt der Engländer im Genuß dieſer unſchätzbaren Form, und er hat ſie von den angel-

ſächſiſchen Vorfahren geerbt, bei denen ſie, wie bei allen deutſchen Stämmen, urſprünglich heimiſch geweſen. Die Form iſt hier, wie überall, ſo ſehr Trägerin des Geiſtes, daß die Erſcheinung der Geſchworengerichte das ganze römiſche Rechtsſyſtem zu erſchüttern ſcheint. Die Aufmerkſamkeit iſt auf dieſen Gegenſtand häufig gelenkt worden und die Gemüther ſind nicht kalt geblieben. Die unter Citaten und Acten ergrauten Romaniſten und Bereaukraten ſind hochmüthig ausgefahren gegen den überrheiniſchen Naturalismus, und die Advokaten der Rheinlande haben mit einem Mutterwitz zu antworten gewußt, der ihnen alle Ehre macht.

Mittelbar iſt die Partei, die an der öffentlichen Rechtspflege hängt, durch die Bemühungen der hiſtoriſchen Juriſten Savigny, Mittermaier, Eichhorn und andrer unterſtützt worden, da dieſelben die alten deutſchen Rechte immer vollſtändiger ans Licht gezogen und commentirt haben, jene Rechte, welche den Urſprung, die lange Dauer und die Vortheile der öffentlichen Formen ausweiſen, und uns klar machen, daß die offenen Volksgerichte in Deutſchland älter ſind, als die heimlichen Papiergerichte, das Leben älter, als die Bücher, das Recht älter, als die Juriſten. —

Die äußern Verhältniſſe der Staaten gegeneinander beſchäftigen jetzt jede Spinnſtube ſo lebhaft als ehemals den römiſchen Senat. Ihrer Erörterung

dient daher die unermeßliche Literatur der Publiciſten und Zeitungen, die aber weſentlich eine ephemere bleibt, weil ihr Gegenſtand ſelbſt immer nur die Tagespolitik iſt. Mit den politiſchen Verhältniſſen ſelbſt wechſelt ihr Schatten in der periodiſchen Literatur. Alles wird für den Augenblick gethan, alles für den Augenblick genommen.

Haben die Deutſchen noch kein durchgreifendes Intereſſe für die innern Angelegenheiten der Staaten, ſo iſt doch ihre Neugier ſehr erpicht auf die äußern Verhältniſſe und Begebenheiten. Kaum war jenes höhere Intereſſe vor zehn Jahren einmal aufs lebhafteſte rege geworden, ſo ward es auch alsbald auf dieſe niedrige Neugier beſchränkt. Die Literatur der Tagespolitik machte nach den letzten deutſchen Kriegen ſo heftige Freudenſprünge, daß ſie jetzt etwas lahm darniederliegt. Wie ſehr das muthwillige Mädchen zu bedauern iſt, daß ſie jetzt unter der Zuchtruthe der gnädigen Tante Cenſur ſeufzen muß, ſo ſchienen doch allerdings ihre Sitten weder der Zeit, noch die Zeit ihr angemeſſen. Sie ſchien wirklich ein wenig übergeſchnappt, als ſie das erſtemal in der europäiſchen Geſellſchaft glänzte, ſie kokettirte gar zu romanhaft mit ihrem auserleſenen Chapeau, dem Volke, aber dieſer ehrbare Jüngling ſetzte ihren ausgelaſſenen Attaken nur eine ſüße Schamröthe entgegen, bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen und rettete ſich unter den Fächer der Tante.

Wir ſchreiben unſre politiſchen Broſchüren größtentheils den Engländern und Franzoſen ab. Nur wenige ſehr tiefe, ſehr ehrliche und ſehr langweilige Bücher verläugnen ihr deutſches Gepräge nicht. Es iſt Schade, daß wir die politiſchen Thaten und Erfahrungen, und die theils dadurch erworbenen, theils angebornen, politiſchen Inſtitutionen, den Charakter und die Conſequenz der Engländer nicht auch mit überſetzen können. Wir haben keine eigne politiſche Literatur, weil die Leſer, das Volk, nicht zum politiſchen Handeln berufen ſind, und aus demſelben Grunde findet auch die fremde Literatur bei uns nur einen unfruchtbaren Boden. Wir leſen Zeitungen und Journale, um uns die Zeit zu vertreiben, der Amerikaner, der Engländer, der Franzoſe liest ſie, um ſich die Zeit zu machen. Wir bekommen dadurch nur Träume, ſie Affecte; wir ſchlafen, ſie handeln.

Wer über Politik ſchreibt, muß die Stiefel ausziehn und auf Socken gehn, wie in einem Krankenzimmer. Solche Sockenträger, altkluge vermittelnde Schwätzer gibt es den freilich genug. Sie benutzen die Zeit der Windſtille wie die gallertartigen Mollusken, um auf der Oberfläche des politiſchen Meers ihr fahles Licht ſchimmern zu laſſen.

Man rechnet es mit Recht unter die größten Gebrechen der Zeit, daß nicht nur die Mittheilung der Meinungen, ſondern auch die der Thatſachen

beſchränkt oder gar verboten wird. Darin beſteht auch eigentlich die Hauptſchwäche unſrer Zeitungen. Möchten ſie Meinungen ausſprechen, welche ſie wollten, wenn ſie nur alle Thatſachen unverfälſcht namhaft machen dürften, aber von vielen Dingen dürfen ſie nur etwas im Sinn der Cenſur, von vielen andern, und nicht den unwichtigſten, dürfen ſie gar nichts ſchreiben. Die Diplomatik, vor alten Zeiten eine Thurmuhr für Jedermann, hat jetzt ihr Zifferblatt völlig verhüllt und man hört ſie nur noch ſchlagen.

Erziehung.

Die Erziehung iſt von jeher eine der wichtigſten Angelegenheiten aller gebildeten Völker geweſen. Auf ihr beruht die Erhaltung und der Fortſchritt der einmal gewonnenen Bildung. Der Umfang dieſer Bildung aber macht eine Disciplin nothwendig, während bei rohen Völkern die Natur ſelbſt das Geſchäft der Erziehung übernimmt. Die Disciplin iſt der herrſchenden religiöſen und politiſchen Anſicht unterworfen, Kirche und Staat beaufſichtigen und leiten den Unterricht. Bei den Deutſchen behauptet aber auch vorzugsweiſe die Familie ein herkömmliches und heiliges Anſehn in der Erziehung und verhindert, daß die politiſch-religiöſe Disciplin nicht in ſtarre Einförmigkeit entarte, und zugleich hat die Trennung der Staaten und Confeſſionen es möglich gemacht, daß mitten unter ihnen eine freie philoſophiſche Pädagogik Raum gewonnen hat. Indem die Erziehung weder vom Familienleben, noch von der allgemeinen deutſchen Bildung ſich hat losreißen können, iſt es

weder einer Kirche noch einem Staate möglich geworden, eine jeſuitiſche oder ſpartaniſche Disciplin durchzuſetzen. Dies iſt ein Palladium deutſcher Freiheit und die Bürgſchaft für den unaufhaltſamen Fortſchritt der echten Bildung.

In der neueſten Geſchichte und Literatur hat die Erziehung eine größre Rolle, als jemals geſpielt. Bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts gieng ſie einen ziemlich ſchläfrigen Gang, und die Orbile wurden zum Sprichwort. Sie war nicht viel mehr, als ein nothwendiges Übel. Die Lethargie ſprang aber bald in einen wahren St. Veitstanz um. Die revolutionären Ideen des Jahrhunderts wirkten auch auf die Erziehung ein und bald bemühte man ſich, wirkliche Übelſtände abzuſchaffen, bald hoffte man die Jugend für die Ideale bilden zu können, für welche die ältere Generation zu verderbt ſchien.

Nirgends iſt ſo viel geſchwärmt worden, als in der Pädagogik, weil man der Jugend und der Zukunft alles zutrauen durfte. Der begeiſterte Menſchenfreund, der die Welt von Grund aus verbeſſern möchte, ſieht ſich an die Jugend gewieſen, die für ſeine Ideale bildſam iſt, aber auch der bloße Charlatan ſucht ſich das weiche Wachs der Jugend, um ihr ſeinen Stempel aufzudrücken. Jeder meint leichtere Arbeit mit der Jugend zu haben, und ſeine Abſichten in dieſem empfänglichen Boden am beſten gedeihen zu ſehn. Alles wandte ſich an die Jugend, wie an eine neuerſtandne Macht und ſchmeichelte der-

ſelben und brachte ihr den höchſten Begriff von ſich ſelbſt bei. Dadurch wurde ſie häufig aus ihrer natürlichen Stellung verrückt und die Unnatur hat ſich eben ſo häufig gerächt.

Es muß auffallen, daß in der neuern Zeit die Kinder eine ſo bedeutende Rolle ſpielen. Einerſeits ſehn wir ſie den Alten über die Köpfe wachſen, andrerſeits ſetzt man alles Heil, alle Hoffnung nur in ſie, und ſchreibt ihnen wohl gar eine heilige Kraft zu, wie unſre Vorfahren ehemals den Weibern.

Was das Erſte betrifft, ſo haben die Kinder wohl nie ſo viel Lärmen gemacht, als bei uns. Man ſieht ſie auf dem Katheder dociren, bei eignen Kinderbällen und Tänzen trotz den Alten kokettiren, in einer Unzahl von Familien das große Wort und die Zügel der Herrſchaft führen, in den Schulen die Lehrer hofmeiſtern, wohl gar in eine Räuberbande conſtituirt und endlich als Hochverräther und Demagogen arretirt.

Auf der andern Seite erwartet man von eben dieſen Kindern ein goldnes Zeitalter, und predigt ihnen unaufhörlich vor, was man alles von ihnen hoffe, was möglicherweiſe in ihnen ſtecke, wie ſie ſo viel mehr ſeyn ſollen und werden, als wir Alten, und viele Pädagogen bekennen öffentlich, daß wir Alten eigentlich bei den Kindern in die Schule gehn ſollen.

Dieſe neue Wichtigkeit, welche man der Jugend beigelegt hat, und die widerſprechenden Meinungen

über Erziehung, welche den philoſophiſchen und politiſchen Anſichten nothwendig folgen mußten, haben der pädagogiſchen Literatur einen Umfang gegeben, wie ſie ihn noch nie gehabt hat. Jährlich erſcheinen viele hundert Werke für die Erzieher oder für die Jugend.

Abgeſehn von allen einzelnen Nuancen pädagogiſcher Anſichten gibt es weſentlich nur zwei verſchiedne Hauptprincipe der Erziehung, das eine, wonach die Kinder für die gegenwärtig beſtehenden Verhältniſſe, das andre, wonach ſie zu höhern Idealen der Menſchheit herangebildet werden ſollen. Das erſte Princip herrſcht allgemein in den öffentlichen Schulen, dem Gange der alten Gewohnheit gemäß; es iſt aber auch philoſophiſch als das einzig heilſame und natürliche angeprieſen worden von Göthe, Steffens und vielen andern, und das berühmte Fellenbergiſche Inſtitut in der Schweiz iſt ganz nach dieſem Syſtem organiſirt und ſucht noch ſtrenger, als irgend eine öffentliche Schule, jedes Kind nur zu dem Beruf zu bilden, der ſeinem angebornen Stand und Rang, ſeinem Reichthum oder ſeiner Armuth angemeſſen iſt. Das entgegengeſetzte Princip iſt vorzüglich von Fichte vertheidigt worden und ſpäter hat Jahn verſucht, es einigermaßen zu realiſiren. Nach dieſem Princip ſoll für die Jugend Stand und Rang verſchwinden, und jedes Kind eine gleiche Erziehung genießen, der Unterſchied ihres Berufs aber allein auf dem ihres Talents begründet werden. Die Jugend ſoll ferner nicht

für das gemeine Leben, ſondern für den Zweck der Weltverbeſſerung erzogen werden. Sie ſoll zu etwas Beſſerem heranreifen, als die frühere Generation. Man ſoll ihre zarten Keime nicht unter der Laſt beſtehender drückender Verhältniſſe erſticken, ſondern ihnen jede mögliche Freiheit der Entwicklung gönnen.

Die erſte Anſicht hängt mit dem Katholicismus und dem politiſchen Stabilitätsprincip zuſammen, die letztere mit dem Proteſtantismus und dem republikaniſchen Princip. Indeß bleibt die letztere immer nur im Reich der Träume. Die Jugend iſt immer nur nach dem Muſter der Alten erzogen worden, in Rom und Sparta nicht minder als in China. Die neuern deutſchen Philoſophen und Pädagogen, welche durch die Jugendbildung eine Regeneration der Menſchheit haben bewerkſtelligen wollen, ſind nicht glücklicher geweſen, als Plato und Rouſſeau. Ihre Partei iſt nur in der Literatur von Bedeutung, im Leben ſo gut als nicht vorhanden.

Wichtiger iſt der Streit über die einzelnen Gegenſtände und Methoden des Unterrichts. Hier herrſchen eine unſägliche Menge veralteter Mißbräuche. Der religiöſe und philologiſche Unterricht hatte geraume Zeit die Alleinherrſchaft, und die gelehrte und adelige Erziehung war beinah allein cultivirt, während der eigentliche Volksunterricht völlig vernachläſſigt wurde. Beiden Übelſtänden ſuchte man allmählig durch Erweiterung des realiſtiſchen Unterrichts und durch Verbeſſerung der Dorfſchulen zu begegnen.

Dem Realismus dienten zahlreiche Privatinſtitute, bis er durch das Fächerweſen auch größern Eingang in den gelehrten Schulen fand. Den Volksunterricht beförderten die Staaten und wohlthätige Vereine.

Es iſt einer der größten Fortſchritte des Jahrhunderts, daß man die Gegenſtände des Unterrichts erweitert und geläutert hat. Die Erweiterung war nothwendig, da die Jugend ehedem bei Religion und Philologie verkümmerte, und die Läuterung iſt wieder nöthig geworden, weil man nachher lieber alles und noch etwas in die Jugend hineingeſtopft hätte. Daß zu dem aufgetrockneten Chriſtenthum und Latein der alten Schulen die neuern Sprachen, Geſchichte, Geographie, Naturlehre, Mathematik hinzugekommen und mit Fleiß getrieben worden ſind, iſt gewiß ein großer Fortſchritt. Dadurch iſt die Jugend dem Leben wiedergegeben worden, dadurch iſt jenes zahlreiche Geſchlecht ſchwarzgalliger Magiſter, die Nachgeburt der Mönche, immer mehr ausgerottet worden. Indeß iſt man auch wieder zu weit gegangen und die Jugend iſt abermals unter der Laſt neuer Unterrichtsgegenſtände erdrückt und durch ein falſches Betreiben der ſogenannten Aufklärung verbildet worden.

Nirgends herrſcht ſo guter Wille, alles wiſſen zu wollen, als in Deutſchland, und nirgends herrſcht wirklich eine ſo univerſelle Bildung. Die Überladung des jugendlichen Geiſtes mit Kenntniſſen iſt gewiſſermaßen nothwendig geworden, wenn man die künftige Generation auf der Höhe der einmal errungenen Bil-

bringen, in welcher ſie allein geſund gedeihen und ihre Harmonie entfalten können. Bei uns iſt dieſe einfache Wahrheit vergeſſen, und als Erſatzmittel für die unmittelbarſten Hebel einer geſunden Erziehung dienen nur Worte und nichts als Worte. Unſer ganzer Unterricht beſchränkt ſich auf den intellectuellen. Wenn dem Gedächtniß nur Worte und dem Verſtand einige Geläufigkeit in Begriffen eingeprägt werden, ſo iſt die Sache gethan, der Körper und das Gemüth mögen dabei verſauern. Die Wirkung, welche die Gymnaſtik auf den Körper, die Muſik auf das Gemüth übt, und die Wirkung, welche beide dadurch auf die Geſundheit des Geiſtes üben, kommen uns gar nicht in Anſchlag. Man will keine harmoniſche Bildung des ganzen Menſchen, ſondern nur Vielwiſſerei.

An die Muſik ſcheint man neuerdings mehr zu denken, die Gymnaſtik wird aber geflohn und das Geſundeſte gleich einer Peſt verabſcheut. Ein ungewöhnliches Auffallen erregte vor einigen Jahren die Turnkunſt, und daß jetzt kein Wort mehr davon gehört wird, iſt wohl noch auffallender. Man darf hoffen, daß es zum Theil die Scham iſt, welche die Pädagogen lieber über einen Gegenſtand ſchweigen läßt, der ihre Blößen ſo ſehr aufgedeckt hat. Kann es wohl etwas wahnſinnigeres geben, als was man von dieſer guten Turnkunſt gehofft hat? vielleicht das, was man von ihr gefürchtet hat, wenn beides nicht einerlei iſt. Man glaubte damals, die liebe Jugend

werde Deutſchland befreien, weil ſie Sprünge machte. Jetzt darf ſie nicht ſpringen, weil ſie Deutſchland befreien könnte. Es iſt aber doch in der That zu verwundern, daß man die Karrikatur von der Sache nicht getrennt, jene vernichtet und dieſe gerettet hat. Ohne Gymnaſtik wird die Erziehung ewig unvollkommen bleiben.

Hat man genug über die Gegenſtände des Unterrichts geſtritten, ſo iſt es zugleich nöthig geworden, die Mittel und Methoden deſſelben näher ins Auge zu faſſen. Je mehr die Gegenſtände vervielfältigt wurden, deſto mehr mußten die Mittel vereinfacht werden. Man ſah endlich ein, daß der intellectuelle Unterricht durch eine umfaſſende Zucht der Jugend unterſtützt werden müſſe, und dies führte ſogar zu der Frage: ob die Erziehung ein Mittel für den Unterricht, oder nicht vielmehr der Unterricht bloßes Mittel für die Erziehung des ganzen Menſchen ſeyn ſolle? Das alte Herkommen in den Schulen widerſetzte ſich den neuen Anſichten, dagegen entſtunden zahlreiche Privatinſtitute, die Schauplätze für alle möglichen pädagogiſchen Experimente. Man wollte Menſchen bilden und der Naturſtand der Kinder ſchien dieſem Beſtreben kein Hinderniß in den Weg legen zu können. Ihrem weichen Wachs glaubte man alles einprägen zu können, und man hoffte bereits auf die Ideale, die aus den Philanthropien hervorgehn ſollten. Aber man vergaß, daß die Erziehung in Harmonie mit dem geſammten Zuſtand des Volks

ſtehn müſſe, wenn ſie die Jugend ſich nicht bald entzogen ſehn will. Jene Anſtalten verfehlten den Zweck der Erziehung, indem ſie, gleich als ob die Philanthropien glückliche Inſeln im Südmeer wären, auf die ſie umgebende Welt keine Rückſicht nahmen, oder ſie vergriffen ſich in den Mitteln, indem ſie die Jugend auf die unnatürlichſte Weiſe anſtrengten, ihre Knospen mit Gewalt aufblätterten, um die künftige Blüthe zu ſehn, und ſie nicht viel beſſer als Hunde dreſſirten. Es iſt indeß bereits ſo viel gerechter Tadel über jene Anſtalten ausgeſchüttet worden, daß es billig ſcheint, darüber das Gute nicht zu vergeſſen, was durch ſie geleiſtet worden.

Namentlich iſt die Methode des Unterrichts durch die Privatanſtalten verbeſſert worden. Ausgezeichnete Pädagogen, die etwas beſſeres Neues begründen wollten, ſahen ſich meiſtentheils gezwungen, ihre Verſuche im Kleinen und in unabhängigen Kindergeſellſchaften anzuſtellen, da ihnen das alte Herkommen der öffentlichen Schulen große Hinderniſſe in den Weg legte. Hier wurden eigne Ideen, und die der Fremden, z. B. von Lancaſter, geprüft, und beſonders für Vereinfachung aller Unterrichtsmittel thätig geſorgt, und viel Gutes ward aus den Privatanſtalten in die Schulen des Staates ſelbſt aufgenommen, wie von Peſtalozzi und Lancaſter.

Die vorzüglichſte Thätigkeit der Pädagogen hat ſich, wie billig, auf die Unterrichtsliteratur, auf die Schulbücher gerichtet. Die geſammte Jugendlitera-

tur zerfällt in Bücher der Belehrung und der Unterhaltung. Urſprünglich war dieſe ganze Literatur im Katechismus concentrirt, dieſem folgte der orbis pictus; allmählig entſtanden auch weltliche Lehrbücher und endlich die ergötzlichen Kinderſchriften. Jetzt iſt Deutſchland mit einer unermeßlichen Kinderliteratur überſchwemmt, und Wien und Nürnberg ſind die großen Fabrikſtätten derſelben. Im Augenblick der erſten pädagogiſchen Wuth ſuchte man den Kindern alles Wiſſenswürdige einzupfropfen, und man ſchrieb aus Liebe für dieſelben, was das Zeug halten wollte. In der neuern Zeit ſucht man wieder, wenigſtens die Schulbücher zu vereinfachen und aus der Maſſe das Beſte zu ſondern. Leider aber iſt der literariſche Unterricht den Pädagogen von den Buchhändlern aus den Händen gewunden, und die letztern überſchwemmen Deutſchland mit ihren lüderlichen, von außen gleißenden, von innen hohlen Fabrikaten. Sie können dies, weil unter den Pädagogen keine Einigkeit iſt, und weil die Modeſucht ſo weit geht, daß man ſogar den Kindern nur neue Sachen geben will. Um die Weihnachtszeit wimmelt es in den Läden der Buchhändler von Eltern und Kinderfreunden, die alle die brillanten Sächelchen aufkaufen, welche die neue Meſſe geliefert. Die Alten greifen, wie die Kinder ſelbſt, am liebſten nach den neuen Flittern. Aber die Pädagogen ſelbſt wirken mit den Buchhändlern zuſammen, und ſchreiben immer neue Sachen, nicht um das Alte zu verbeſſern, ſonderm um Geld und

einen Namen davon zu tragen. Gegen dieſe Sündfluth von Kinderſchriften kämpft dann der echte Kinderfreund vergeblich an.

Es iſt merkwürdig, daß dieſe Schriften mehr auf die Alten, als auf die Kinder ſelbſt berechnet werden, weil die Alten ſie eben auswählen und bezahlen, und nur wenige Takt genug beſitzen, um zu wiſſen, was dem kindlichen Gemüthe zuſagt. Damit iſt die Philiſterei und die altkluge Moral in die Bücher, ſelbſt des zarteſten Jugendalters gekommen. Die Alten wollen etwas Solides, Vernünftiges, und darum müſſen es die armen Kinder auch wollen, genug, wenn ſie nur bunte Bildchen dabei ſehn. Die Mährchen, dieſe echte Kinderpoeſie, ſind lange verachtet und verdammt geweſen. Was ſollen dieſe Kindereien? hieß es, und man hatte doch Kinder vor ſich. Man fürchtete, die Mährchen pflanzten der kindlichen Seele Aberglauben ein, oder wenigſtens, ſie beſchäftigten die Phantaſie zu ſtark und zögen vom Lernen ab. Man erfand daher die lehrreichen Erzählungen und Beiſpiele aus der wirklichen Kinderwelt, vom frommen Gottlieb, vom neugierigen Fränzchen und naſchhaften Lottchen, und erſtickte mit dieſer Alltagsproſa alle natürliche Poeſie in den Kindern. Während man ihnen aber alles Schöne nahm, wofür ihre jungen Herzen ſo empfänglich ſind, und woran ſie ſich wahrhaft menſchlich bilden, mißbrauchte man ihr Herz, wie ihre Phantaſie, um damit ihren noch unentwickelten Verſtand zu bearbeiten. Alle in der Jugend auf=

quellenden Kräfte leitete man in den intellectuellen Unterricht ab. Aus der Frömmigkeit und kindlichen Liebe leitete man die Pflicht her, hübſch brav und geduldig zu lernen, und die reiche Bilderwelt der Phantaſie plünderte man, um durch ſie den Kindern in Bilderfibeln das A B C und in hundert andern Büchern moraliſche Lehren angenehm zu machen und wie Pillen in einer Überzuckerung einzugeben.

In den Unterhaltungs- und Schulbüchern für das mittlere Jugendalter bemerken wir hauptſächlich vier große Fehler, die ſokratiſche Methode, eine falſche Vielwiſſerei, eine falſche Aufklärung und eine falſche Moral. Mag immerhin der Lehrer mündlich ſokratiſiren, was ſollen aber dieſe Dialoge in den gedruckten Büchern? Keines dieſer Bücher kann auf alle möglichen Querfragen der Jugend Rückſicht nehmen, und der einfache Gegenſtand wird immer dadurch verhüllt. Überhaupt aber finden wir überall dieſe Methode zu früh angewandt. Das «Warum» muß ſich der Jugend von ſelbſt aufdrängen, und dann dürfe die Antwort nicht fehlen; quält man es ihr aber früher ab, ſo bringt die berühmte Hebammenkunſt des Geiſtes auch nur zu frühe Geburten zur Welt. Man muß der Jugend etwas Poſitives dogmatiſch einprägen. Sie will nichts andres, es wird ihr nicht einfallen, daran zu klügeln. Entwickelt ſich ihr Verſtand, ſo wird ſie ſchon zu zweifeln und zu fragen anfangen, und dann hat ſie einen Gegenſtand, an dem ſie die Kritik üben kann. Aus der Kritik

aber die Wahrheit als Reſultat zu fördern und mit den Zweifeln anzufangen, iſt wahres Gift für die Jugend. Wenn hier die Einfachheit in Bezug auf die Methode verletzt wird, ſo geſchieht daſſelbe in Bezug auf die Gegenſtände des Unterrichts durch die Polyhiſtorei, der man ſich dabei ergibt: nur das Gewiſſe, Einfache, Klare haftet in der jugendlichen Seele und bringt gedeihliche Früchte. Durch die ſokratiſche Methode wird der einfachſte Gegenſtand verworren, ungenießbar, widerlich, und durch die überreiche Menge von Kenntniſſen, die man der Jugend in Encyclopädien und Sammlungen bietet, wird auch der klarſte kindliche Kopf verwirrt, und gewöhnt ſich leicht an ein oberflächliches Wiſſen und gefällt ſich in dem eitlen Vorzug, vieles ſchlecht, ſtatt wenig gut zu wiſſen. Sodann ſind faſt alle Unterhaltungs- und Unterrichtsbücher auf die möglichſt früheſte Aufklärung der Jugend berechnet. Dahin gehört, daß man ihr alles Myſtiſche, Wunderbare, Ahnungsvolle, Rührende, ſobald ſie es empfinden, mit Stumpf und Stiel ausrottet. Der Zauber der Natur wird ihnen in baare naturwiſſenſchaftliche Proſa aufgelöst, während, ſeltſam genug, die Naturphiloſophen denſelben Zauber wieder retten. Die kindliche Liebe, dieſe herrliche wildwachſende Blume, wird gefliſſentlich ausgerottet, um dem Treibhausgewächs einer ſteifen, engherzigen, gebotnen, ſchulmäßig zu erlernenden Moral Platz zu machen. Man rechnet den Kindern nur das als Tugend an, was ſie aus Gehorſam gegen eine

Regel thun, und wie gut, edel, liebenswürdig ſie von Natur ſind, man achtet es nicht, bis man ihnen eine ſchaale Reflexion darüber beigebracht hat, bis ihnen der Drang der Natur in einen geiſtloſen Gehorſam gegen das Pflichtgebot verkrüppelt iſt. Und welcher Pflichten? was drängt man nicht alles den unbefangnen Gemüthern auf? Man ſtellt ihnen nicht nur das Laſter, ſondern auch die Tugend vor Augen, ehe ſie im Stande ſind, ſie auszuüben, ja nur zu erkennen, und man überladet ſie mit Regeln, wovon ſie eine über der andern vergeſſen. Wie gegen die natürliche Moral der Kinder, ſo wüthet man gegen die natürliche Religion derſelben. Auch über die Gegenſtände der Religion müſſen ſie ſo früh als möglich reflectiren, und man quält ihnen Gedanken ab, ehe noch ihr Gefühl reif geworden. Eine Zeitlang war man ſogar bemüht, ihnen das Wunderbare in der Religion verdächtig zu machen, um ſie vor Aberglauben zu bewahren. Jetzt hat man meiſtentheils einen heilloſen Mittelweg eingeſchlagen. Man wagt es weder ganz zu glauben, noch ganz zu zweifeln, und ſtürzt die Jugend in eine Halbheit, aus der nur drei Übel entſpringen können, die alle drei der Religion am gefährlichſten ſind, Indifferentismus, der aus der Langweiligkeit und Unſicherheit des Religionsunterrichts entſpringt, Religionsſpötterei oder Rückfall in den craſſeſten Aberglauben, wenn man ſich aus der Halbheit auf dieſe oder jene Weiſe retten will.

Schreiten wir weiter zu den Unterrichtsbüchern der erwachſenen Jugend, ſo bemerken wir darin ein ſonderbares Mißverhältniß zu dem frühern Unterricht. Man zwingt den Kindern ein unreifes Denken ab, und die Jünglinge, die zum Denken wirklich heranreifen, werden davon fern gehalten durch eine troſtloſe Überladung mit blos empiriſchen, gedächtnißmäßigen Kenntniſſen. Überall fehlt die Einheit und Einfachheit der Methode, der klare Überblick, das logiſche Gebäude.

Die meiſten Schulbücher, in welches Fach ſie einſchlagen mögen, bieten dem Jüngling eine ungeordnete Maſſe von Thatſachen dar, die er ſich zu eigen machen ſoll, ohne daß ihm der Talisman einer urſprünglichen Cauſalität mitgegeben würde, durch die er ſich einfach ſo vieler Schätze bemeiſtern könnte. Er lernt die Religion und Moral am Faden unzuſammenhängender Artikel, die Geſchichte am Faden der Jahrszahlen, die Naturkunde am Faden der roheſten äußern Eintheilungen, die Sprache am Faden von tauſend Regeln und zehntauſend Ausnahmen. Bei einem ſolchen Verfahren wird nur das Gedächtniß in Anſpruch genommen, daſſelbe Gedächtniß, das dem Kinde verwirrt wurde durch zu frühes Denken, und der Unterricht tritt in ein umgekehrtes Verhältniß mit der Natur. Was hilft aber auch das beſte Gedächtniß, wenn nicht eigne Genialität die Formel finden läßt, unter welche das Convolut von empiriſchen Kenntniſſen gebannt wird? Nur wenige gelan-

gen zum Selbſtdenken, und bei dieſen wenigen beginnt es damit, daß ſie den Wuſt der auf Schulen und Univerſitäten geſammelten Kenntniſſe ausſcheiden; womit ſie oft mehr Arbeit haben, als wenn ſie erſt zu lernen anfingen. Die meiſten lernen mechaniſch das Penſum, das von ihnen gefordert wird, und hieraus entſteht jener zahlloſe gelehrte Pöbel in Ämtern und Würden oder in der Schriftſtellerzunft, den ſchon Klopſtock in ſeiner deutſchen Gelehrtenrepublik trefflich bezeichnet hat, die immer ſchreien und nie denken.

Ehe wir aber das Feld der Erziehung verlaſſen, müſſen wir noch einige Augenblicke bei einer der intereſſanteſten Erſcheinungen auf demſelben verweilen, bei der Freimaurerei, denn was iſt dieſe anders, als eine projectirte Erziehung des ganzen Menſchengeſchlechts? Auch ſie hat eine nicht unbedeutende Literatur, die in der neueſten Zeit unter uns Deutſchen, beſonders ſeit Krauſe, die Geheimnißkrämerei, wie billig aufgegeben, und, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, aus der Schule geſchwatzt hat. Das unverſchämte Zeitalter der Revolutionen hat auch dieſe königliche Kunſt, wie jede andre, profanirt. Sieht man von den Spielereien und Mißbräuchen, denen wohl nie eine geheime Geſellſchaft entgangen iſt, ſieht man von den Thorheiten der großen Kinder ab, die ſich hier in einem ſehr unſchädlichen Kanal ableiteten, ſo bleibt der Maurerei immer noch eine große Idee.

Wir erkennen in der Geſchichte ein großes Ziel, die Entwicklung und Veredlung der Menſchheit. Wir

unterſcheiden aber einen doppelten Weg, der dahin führt. Den erſten verfolgen die Menſchen unbewußt. Er wird ihnen geboten durch die Naturnothwendigkeit. In der Abhängigkeit von Geſchlecht, Familie, Stand, Volk, Sprache, Sitte, Kultur, Staat, Kirche, befolgt der Menſch inſtinktartig den geheimen Willen der Vorſehung, die über der Geſchichte waltet, und in dem Reichthum und dem Wechſel der Erſcheinungen die Menſchheit auf dem längſten Wege zur Entwicklung bringt. Iſt der Menſch aber einmal auf einer gewiſſen Stufe angelangt, ſo erkennt er den großen Plan der Vorſehung, und ſeine eigne Kraft, denſelben mit Bewußtſeyn auf kürzerem Wege zu vollſtrecken. Er ſieht in jenen Unterſchieden, welche die Menſchen von einander und von dem Gleichartigen, rein Menſchlichen in Allem entfremdet, nur eine Hemmung jener Entwicklung, und ſobald in Vielen zugleich dieſe Anſicht herrſchend geworden, ſo müſſen dieſelben um ſo eher in ein geſelliges Band treten, als dieſes Band auch das Symbol deſſen iſt, was ſie erſtreben, da, ſobald jeder Menſch vollkommen iſt, brüderliche Gleichheit und Vereinigung Aller Statt finden muß. Sie werfen die Unterſchiede des Standes, Volkes, Staates und Glaubens von ſich; ſie laſſen ſie unter ſich nicht gelten, unterwerfen ſich ihnen aber außerhalb ihres Tempels, indem ſie die blinde Naturgewalt, die in denſelben vorherrſcht, nicht aufzureizen, ſondern allmählig zu zähmen, und den hohen und allgemeinen Zweck der Menſchheit zu

vermitteln ſtreben. Dieſer Bund iſt derjenige der Freimaurer oder Maſonen (Meßner, Meßkünſtler). Sie wollen frei, mit Selbſtbewußtſeyn, den Bau der Menſchheit vollenden. Sie ſetzen dem Inſtinkt die Freiheit, der Natur die Kunſt entgegen. Dieſer Bund entſpringt mit Nothwendigkeit aus einer Weltanſicht, die auf einer gewiſſen Stufe der Entwicklung in den Menſchen erwachen mußte. So unabweislich die Idee einer allgemeinen vollkommenen Menſchheit, die alle Menſchen als Brüder umfaßt, darin ſie alle von den Schlacken der Ungleichheit, der Feindſchaft, der Verfolgung, des Laſters, der Armuth, der Dummheit und der Barbarei geläutert ſeyn ſollen, unter den paſſenden Namen Optimismus andern Ideen vom Weſen und Ziele der Welt und der Menſchheit, z. B., daß ſie beim Alten bleiben, oder daß ſie gar zurückſchreiten müſſe, entgegentritt; ſo unabweislich ferner mit dieſer Idee in den Menſchen das Gefühl ihrer Kraft und das Streben geweckt wird, ſelbſtthätig der langſam keimenden Naturkraft in der Geſchichte mit menſchlicher Kunſt nachzuhelfen, oder ihre Erkenntniß und ihren Willen ganz an die Stelle jener alten Naturkraft zu ſetzen, da dieſelbe dem thieriſchen Inſtinkt gleicht, der nur ſo lange dem Kind aushilft, bis es zur Vernunft gekommen; ſo feſt gegründet dieſe Idee und dieſes Streben in den Menſchen iſt, ſo bald ſie mündig geworden, eben ſo feſt gegründet iſt auch in der äußern Erſcheinung der Bund der Maſonei, darin dieſe Idee fortgepflanzt wird, darin dieſes Streben

als die höchſte Aufgabe der freigewordenen Menſchheit bethätigt wird.

Wie übrigens mit andern Elementen vermiſcht dieſe Idee erſt allmählich im Maurerthum gekeimt, nachher reiner entwickelt worden, wozu ferner beinahe zu allen Zeiten ſeit ſeiner Entſtehung die allgemeine Form des Maurerbundes gemißbraucht worden, geht uns dabei nichts an. Ob jeder ſogenannte Maurer die wahre Stellung der maureriſchen Weltanſicht zu dem Gange der Weltgeſchichte kennt, iſt zweifelhaft. Ob der Bau der Maſonei mehr dem des babyloniſchen Thurmes oder des Salomoniſchen Tempels gleichen werde, überlaſſen wir der Geſchichte zu entſcheiden. Sprachverwirrung iſt ohne Zweifel ſchon eingetreten. Zwiſchen der Idee und ihrer Verwirklichung iſt eine unermeßliche Kluft befeſtigt, und wer in den Schwierigkeiten der Ausführung und in der Entartung und Verfälſchung der Idee im Innern des Bundes ſelbſt, demſelben nicht den Untergang oder wenigſtens nur ein mumienhaftes Fortdauern vorgeſchrieben findet, der muß den Ideen eine göttliche, unerſchütterliche Macht zuerkennen, kann und ſoll es aber auch.

Ende des erſten Theils.

Druckfehler.

S.	11	Z.	7 von unten	ſtatt	Ariadenfaden	lies	Ariadne=faden
—	39	—	1 von oben	—	Schlendriau	—	Schlendrian
—	45	—	1 von oben	—	Reſignatinn	—	Reſignation
—	62	—	1 von oben	—	ſeyn	—	ſein
—	73	—	8 von unten	—	anders	—	andres
—	134	—	5 von oben	—	erſten	—	ernſten
—	150	—	11 von unten	—	Wasley	—	Wesley
—	191	—	11 von oben	—	kritiſcher	—	kritiſche
—	199	—	5 von oben	—	Begebenheit	—	Begebenheiten
—	212	—	2 von oben	—	entſtiegen	—	entſtehn
—	226	—	5 von oben	—	ein	—	e i n

In der Verlagshandlung dieſes Werkes ſind erſchienen:

Deutſchland,

oder

Briefe

eines

in Deutſchland reiſenden Deutſchen.

Zwei Theile. gr. 8.

Ein Recenſent in der Leipz. Lit. Zeit. ſagt über dieſes Werk unter anderm: Wir haben wenige Reiſebeſchreibungen, die ſich mit unſerem Vaterlande beſchäftigen, von gleichem Werthe, den man der gegenwärtigen zuerkennen muß. — Der Verf. derſelben, der ſich nicht genannt, ſcheint uns in ſich alle Eigenſchaften zu vereinen, die ihn zur Löſung ſeiner Aufgabe eignen: Kenntniß der Länder und Menſchen durch eigene Anſicht und Umgang, der Statiſtik und der ältern und neuern Geſchichte; er hat eine große Beleſenheit, ein richtiges Urtheil, Witz und Laune, Bekanntſchaft mit fremden Völkern und andern Ständen, als den ſeinigen, ſo daß er ſich in ſeinem Ausſpruche über den Gehalt der Menſchen und der Dinge weder kleinſtädtiſch, oder kleinſtaatiſch, noch einſeitig oder befangen zeigt. — Mögen auch Risbecks „Briefe eines reiſenden Franzoſen" ſich leichter und angenehmer leſen laſſen, durch die Perſönlichkeit bedeutender Menſchen, die er höchſt freimüthig, manchmal boshaft behandelt, mehr anziehen; dann hat gegenwärtiges Werk doch mehr innern Gehalt, und lehrt uns die Länder, durch die es uns führt, und ihre Bewohner weit beſſer kennen. Kurz wir dürfen es mit dem beſten Wiſſen und, als ein gutes Werk empfehlen, und zu den erfreulichſten Erſcheinungen in dem Gebiete unſerer Literatur zählen, die in der ſpätern Zeit eben nicht beſonders reich an ſolchen Schriften iſt. Der erſte Band — wir erwarten die folgenden recht ſehnlich —, enthält in 36 Briefen eine allgemeine ſtatiſtiſche Ueberſicht unſeres Geſammt-Deutſchlands, die ſehr zweckmäßig vorausgeſchickt wird, und mit vieler Einſicht und großer Wahrheitsliebe geſchrieben iſt, die Beſchreibung der Reiſen des Verfaſſers durch das Königreich Würtemberg, das Großherzogthum Baden und das Königreich Baiern, ohne jedoch die Gränzen des Rheins zu überſchreiten.

Napoleon

von

Walter Scott.

Engliſch und Deutſch.

Alexander der Große hatte es beklagt, daß Homer nicht mehr lebe, der ſein Leben beſchreibe, ſein Zeitalter und die Nachwelt hat es mit ihm bedauert; doch dieſe glückliche Vereinigung der Umſtände tritt in unſern Tagen ein, denn der berühmteſte Dichter des Zeitalters, beſchreibt das Leben des größten Mannes unſeres Jahrhunderts, und ſomit übergeben wir dem Publikum das

Leben Napoleon Buonaparte's

Kaiſers von Frankreich.

Mit einer Überſicht der franzöſiſchen Revolution.

Von

Walter Scott.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

General J. von Theobald,

und glauben einigermaſſen ſtolz darauf ſeyn zu dürfen, daß wir die Erſten ſind, die dem deutſchen Volke dieſes unſterbliche Werk vorlegen können; durch die treffliche Überſetzung des Herrn Generals von Theobald wird es gleichſam Eigenthum unſerer Nation werden.

Wir haben folgende Ausgaben veranſtaltet:

1) Ausgabe in 8., auf Velin-Druckpapier elegant broſchirt, jeder Band 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 Gr. ſächſiſch.

Dieſe Ausgabe beſteht gleich der engliſchen in 8 Bänden.

2) Ausgabe in Taſchenformat, elegant broſchirt jedes Bändchen 18 kr. oder 4 Groſchen.

3) Ausgabe für die Subſcribenten der ganzen Sammlung der Stuttgarter Ausgabe von „Walter Scott's ſämmtlichen Werken" jedes Bändchen zu 9 kr. oder 2 Groſchen

Nur die Subſcribenten der ganzen Sammlung erhalten dieſes Werk zu dieſem beiſpiellos wohlfeilen Preiß.

4) Ausgabe in engliſcher Sprache, in Taſchenformat elegant broſchirt jedes Bändchen zu 18 kr. oder 4 Groſchen.

Die
deutſche Literatur

von

Wolfgang Menzel.

Zweiter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.

1828.

Inhalt des zweiten Theils.

	Seite
Natur	1
Kunſt	45
Kritik	290

N a t u r.

Der rege Naturſinn der alten Deutſchen hat ſich zur Naturwiſſenſchaft geſteigert, wie alles Leben unter den Begriff gebracht worden iſt. Es iſt aber nicht zu verkennen, daß die alte Liebe und innige Befreundung mit der Natur noch jetzt die wiſſenſchaftlichen Abſtractionen erwärmt und beſeelt. Selbſt die poetiſche Gluth, die man an den Naturphiloſophen zu tadeln pflegt, zeugt von der tiefen Innigkeit unſerer Naturanſchauung. Es gibt kein Volk, das an der Natur mit ſolcher Inbrunſt hängt und mit ſolcher Genialität ihre Myſterien enthüllt hat, als das deutſche. Die Naturphiloſophie der neuern Deutſchen ſteht wie ihre Geiſtesphiloſophie einzig und erhaben über der ganzen Sphäre der Literatur aller Völker.

Darin aber kommen alle gebildeten Nationen der neuern Zeit überein, daß die Naturwiſſenſchaft die Grundlage aller Cultur iſt, und es iſt ein unermeßlicher Fortſchritt des menſchlichen Geſchlechts, daß es von der ſchwindelnden Höhe des Geiſtes immer

mehr zur Natur zurückkehrt. Der alte Aberglaube ward gebändigt durch die genaue Kenntniß der Naturkräfte; die Roheit und Armuth des geselligen Lebens ward in Schönheit, Fülle und friedlichen Genuß verwandelt durch die Anwendung jener Kenntniſſe; die Poeſie iſt an der Hand der Natur aus ihren gelehrten Verirrungen zurückgekehrt, und ſelbſt die Philoſophie hat durch die Naturwiſſenſchaft ihre Reinigung und Verjüngung erlebt. Alle großen Entwicklungen der neuern Zeit knüpfen ſich an große Entdeckungen in der Natur, und alle wahrhaft humane Bildung und aller phyſiſche und geiſtige Wohlſtand des jüngſten Geſchlechtes iſt darin begründet.

Immer auf doppelte Weiſe wird durch Naturkunde die Befreiung des menſchlichen Geſchlechts befördert, durch die Aufklärung des Geiſtes über die Naturkräfte und durch den ökonomiſchen Gebrauch derſelben. Die Aſtronomie und die Entdeckung der fremden Welttheile ging der Reformation, die Chemie, Phyſiologie und große mechaniſche Entdeckungen gingen der Revolution vorher. Der Sinn, der an die engſte Gegenwart gefeſſelt war, wurde frei durch den großen Blick ins Univerſum; die dumpfe Angſt vor geheimnißvollen Naturkräften verſchwand vor der Erkenntniß des einfachen Naturgeſetzes; das Kraftgefühl wurde geſtärkt durch die Herrſchaft über die ungeheuern Gewalten der Natur. Zugleich aber begründete die Naturkunde einen neuen Handel, Induſtrie aller Art und in ihrem Gefolge einen neuen

Wohlſtand der Völker. Der Weltverkehr, die Reiſen, die Thätigkeit und der Genuß wohlerworbener Güter trugen mehr als kriegeriſche Siege oder geiſtige Speculationen zur wahren Aufklärung und zum Freiheitsſinn der Völker bei. An Handel und Induſtrie iſt immer die Freiheit geknüpft.

Betrachten wir den Antheil, welchen die Deutſchen an den Entdeckungen im Naturgebiet genommen, ſo iſt derſelbe weit größer, als die Vortheile, die ſie dadurch errungen haben. Es iſt bewunderungswürdig, daß wir mit ſo wenigen Mitteln und ohne auf große Vortheile rechnen zu können, doch ſo viel für die Naturkunde geleiſtet haben. Der Deutſche war ſeit dem Verfall der Hanſa auf ſein Binnenland beſchränkt, und beſaß nichts von jenen Colonien, welche die Beherrſcher der See eben ſo zur Naturforſchung auffordern, als dieſelbe belohnen mußten. Auf Ackerbau und Viehzucht beſchränkt und vom Welthandel ausgeſchloſſen, waren ihm die Naturwiſſenſchaften nie eigentlich Angelegenheit des Staats, wie den Engländern und Franzoſen, und ſeine Fürſten waren nicht reich genug, um große naturhiſtoriſche Unternehmungen auszurüſten, oder es fehlte der Sinn dafür. Dennoch haben die Deutſchen das Mögliche geleiſtet. Sie haben mit ihren ſchwachen Kräften ſogar in Entdeckungsreiſen mit den Fremden gewetteifert, und Martin Behaim, Niebuhr, die beiden Forſter, Humboldt ꝛc. waren Deutſche. Sollten uns aber auch die Fremden im Allgemeinen im Sammeln

1 *

und Anhäufen von Thatſachen der Natur übertreffen, und geben wir den Engländern noch den praktiſchen Sinn für die Anwendung der Naturkräfte, den Franzoſen die feine Beobachtungsgabe für einzelne Naturgegenſtände voraus, ſo bleiben die Deutſchen doch unübertroffen in der tiefen Combination der empiriſchen Thatſachen, die einerſeits zu unſterblichen neuen Entdeckungen, andrerſeits zu einer Philoſophie der Natur überhaupt führt.

Die Naturwiſſenſchaft dient den Zwecken des Lebens, darüber hinaus aber iſt ſie ihr eigner Zweck. Dieſer Zweck iſt das, was wir die Naturphiloſophie nennen, die Erkenntniß der Einheit in der Mannigfaltigkeit der Natur, die Ergründung des Weſens in allen ihren Erſcheinungen. Die empiriſche Naturforſchung iſt nur das Mittel dazu.

Die Natur bietet uns nichts als Erfahrungen, doch jede Sammlung derſelben bleibt ungenügend, wenn der ſpeculative Geiſt des Menſchen in der unendlichen Mannigfaltigkeit nicht die Einheit entdeckt, und die Theile dem Ganzen, die Wirkungen den Urſachen verbindet. Auf der andern Seite aber ſind dem menſchlichen Geiſte Schranken gezogen, durch die er nie in die geheimſte Werkſtätte der Natur hinüberblicken kann. Demnach haben die deutſchen Naturforſcher in zwei Parteien ſich getheilt. Die Einen erkennen die Nothwendigkeit einer alles umfaſſenden, durchdringenden und aufklärenden Naturphiloſophie, und der den Deutſchen ſo eigenthümliche Tiefſinn

und geiſtige Heldenmuth, der vor keiner Schranke zurückbebt, treibt ihre größten Geiſter an, das letzte Räthſel der Natur zu löſen. Die Andern bleiben bei der Empirie ſtehn, und ſuchen die gewonnenen Erfahrungen nach dem Beiſpiel der Fremden auf das praktiſche Leben anzuwenden, weil ſie entweder unüberſteigliche Schranken anerkennen und leere Hypotheſen wie billig abweiſen, oder erſt des einmal gewonnenen ſich recht bemächtigen wollen, ehe ſie weiter gehn, oder weil ſie nicht Geiſt genug beſitzen, um zu combiniren, daher nur gedächtnißmäßig ſummiren und beſchreiben.

Das Beſtreben, die Natur in ein Syſtem zu bringen, ſie als ein Einiges, Ganzes und Lebendiges in allen Theilen zu begreifen, iſt ſo alt, als die Naturwiſſenſchaft überhaupt. Aus ihm ſind die alten Kosmogonien hervorgegangen, und was man auch gegen die religiöſen und poetiſchen Einmiſchungen in die Naturwiſſenſchaft ſagen mag, die pantheiſtiſche Anſicht war derſelben günſtig, und der ſpätere Polytheismus und Monotheismus hat unſtreitig der Wiſſenſchaft geſchadet, die bereits zu ſo großer Vollkommenheit gediehen war. Die lebendige Naturanſicht der alten Völker war aber überhaupt nicht die Wirkung, ſondern die Urſache des Pantheismus. Sie ging aber unter, als die Thatkraft und die Selbſtbetrachtung des Geiſtes die Menſchen allmählig von der Natur entfernte, und jene ein Götterheer, dieſe den einigen überſinnlichen Gott erkannte. Die Einheit

und die Lebendigkeit der pantheiſtiſchen Naturanſicht hat ſehr viel vor den ſpätern Verſuchen voraus, die Natur im Einzelnen und als todten Leichnam zu ſeciren. Dagegen iſt die ſpätere Trennung der Wiſſenſchaft von der Religion ein nothwendiger und weſentlicher Fortſchritt. Die neueſte Naturphiloſophie hat das Gute von beiden Richtungen zu vereinigen geſucht, die Natur wieder als ein großes Organon lebendig aufgefaßt, und doch nicht Glauben und Poeſie, ſondern die Thatſachen der Erfahrung dabei zu Grunde gelegt. Ein religiöſes und poetiſches Intereſſe hat ſich dabei von ſelber eingefunden, wie es bei einer lebendigen Naturanſicht nicht anders ſeyn kann, und die Empiriker machen ſich nur lächerlich, wenn ſie eine gewiſſe Trockenheit und Kälte zum Kriterium der Wiſſenſchaft machen wollen, und eine tiefe Wahrheit von vorn herein blos darum verdächtigen, weil ſie zugleich poetiſch iſt. Indeß läßt ſich nicht läugnen, daß an jenen Schranken, die der Wiſſenſchaft von der Natur ſelbſt gezogen ſind, theils die religiöſe Gemüthlichkeit, theils die Phantaſie ein nichtiges Spiel von Hypotheſen begonnen hat, gegen welche die Empiriker mit Recht ſich ereifern. Dieſe Hypotheſen mögen wir aufopfern, wenn nur die große philoſophiſche Anſicht der Natur ſelbſt gerettet wird.

Wir erkennen in dreifacher Richtung unüberſteigliche Gränzen der Naturwiſſenſchaft, in der Richtung, welche von unſrem Sonnenſyſtem ins Univerſum führt, in der, welche von den ſinnlichen Erſcheinungen in-

wärts zu dem geheimſten Weſen der Materie führt, und in der Richtung, welche von den phyſiſchen Erſcheinungen im Menſchen zu den pſychiſchen führt. In allen dieſen Richtungen reicht die menſchliche Erkenntniß nur bis zu einer gewiſſen Gränze und jenſeit derſelben beginnt ſtatt der Wiſſenſchaft die Hypotheſenjägerei oder die Poeſie, an deren Reſultate man nur noch einen äſthetiſchen Maaßſtab anlegen kann, die aber allerdings zu den reizendſten Dichtungen gehören.

In drei Richtungen gränzt das Reich des Wiſſens an ein unbekanntes Reich, wo nur die Ahnung eindringt. Zuerſt in der Aſtronomie. Wir haben nur einen Punkt, von wo aus unſer ſchwacher, kurzer Blick eine verhältnißmäßig nur enge Sphäre in der Unermeßlichkeit des Weltalls überſchaut; und was wir ſchauen, ſind nur Wirkungen unbekannter Urſachen, und ihre Erkenntniß iſt durch das relative Verhältniß unſres Planeten und unſres Erkenntnißvermögens bedingt. Nur in der kleinen Sphäre unſres Sonnenſyſtems iſt es uns möglich, die Erſcheinungen der darin begriffenen Himmelskörper zu erkennen, und ſofern dieſelben regelmäßig erfolgen, iſt es uns möglich, auch dieſe Regel zu begreifen. Die wahre Urſache dieſer Erſcheinungen aber, wie das Unregelmäßige daran, z. B. der Cometen, bleibt uns ein Räthſel. Endlich bleibt uns alles, was jenſeits unſers Sonnenſyſtems liegt, ewig verborgen. Wir ſehn einige benachbarte Firſterne, wir bemerken hin

und wieder eine kleine Veränderung an einem Stern oder Nebelfleck; aber alles dies läßt keinen Schluß auf das wahre Verhältniß des großen Weltgebäudes zu. Hier gelten nur Hypotheſen und ſchwankende Analogien, die wir von unſerm kleinen Sonnenſyſtem auf das Weltall übertragen. Die Empiriker bleiben gern bei der einfachen Wahrnehmung ſtehn und glauben die Welt mit einer unendlichen Menge fixirter Sonnen erfüllt, um welche die Planeten und Kometen ſich bewegen. Die Philoſophen theilen aber dieſe Sonnen wieder in höhere Syſteme und ſchreiben ihnen höhere Bewegungen zu. Die kühnſten und geiſtreichſten Hypotheſen darüber haben Eſchenmaier und Görres aufgeſtellt.

In der Chemie geht es uns nicht beſſer, als in der Aſtronomie. Wir müſſen billig über die Kraft des menſchlichen Geiſtes erſtaunen, der es gelingt, ſo große Entdeckungen zu machen, als wir ſeit Keppler in der Sternkunde und namentlich in den neueſten Zeiten in der Chemie gemacht; aber hier gilt der ſokratiſche Spruch: je mehr wir wiſſen, je mehr ſehen wir ein, daß wir nichts wiſſen. Seit Baſilius Valentinus haben wir nach dem Ausdruck dieſes tiefſinnigen Mönches geſtrebt «die Natur von einander zu legen»; wir haben die Materie in immer flüchtigere Beſtandtheile zerlegt, aber zu ihrem innerſten Grunde, zu ihrem erſten Keime ſind wir nicht hindurchgedrungen. Er entſchwindet unſern Sinnen, denn unſer Auge kann den Punkt ſo wenig erfaſſen, als

das Unermeßliche. Durch die Schranken unſerer Sinne gefeſſelt, erkennen wir immer nur den gemiſchten Stoff; das Gewordene, nicht das urſprüngliche Weſen; die Wirkung, nicht die Urſache.

Die Phyſiologie bleibt vor gleichen Schranken ſtehn. Sie läßt ſich verfolgen bis in die ſinnlichen Organe des Menſchen, hier aber gränzt ſie an die unbekannte Welt des Geiſtes, wo eine neue Reihe von Hypotheſen beginnt. Der Zuſammenhang von Körper und Geiſt bleibt ein ewiges Räthſel, und die Philoſophen und Naturforſcher ſtreiten ſich nur um den Vorrang, vor dieſer Sphinx zum Spott zu werden. Als Extreme aller hierhin einſchlagenden Hypotheſen ſind die materialiſtiſche und idealiſtiſche Anſicht ſich entgegengeſetzt. Jene macht den Geiſt von der Materie abhängig und erklärt ihn als eine höhere Sublimation der Organe, als Blüthe der materiellen Pflanze; dieſe ſetzt den Geiſt als das Abſolute und trennt ihn entweder von der Natur oder läugnet die objective Wirklichkeit der Natur und betrachtet dieſelbe nur als ſubjective Vorſpiegelung des Geiſtes. Alle dieſe Hypotheſen ſind fruchtlos, denn die Wahrheit könnten wir nur ſchauen, wenn wir uns auf einem Punkt außerhalb der Einheit von Körper und Geiſt befänden; da wir uns aber überall im Mittelpunkt dieſer Einheit ſelbſt befinden, wird ſie uns niemals objectiv.

Abgeſehn aber von dieſen dreifachen Schranken unſrer Naturerkenntniß iſt eine ſtrenge Naturwiſſen-

ſchaft innerhalb derſelben möglich und wirklich. So weit unſre Wahrnehmung unter den ſubjectiven Bedingungen unſrer Sinne und unſres Geiſtes reicht, iſt ihr die Natur nicht verſchloſſen und bleibt ſich immer gleich, ſo daß wir allmählich ihren Umfang in den vorgeſchriebnen Gränzen, ſo wie ihre ewige Geſetzmäßigkeit erkennen und die Wahrnehmung zur vollendeten Wiſſenſchaft erheben können. Das Hemmende für dieſe Wiſſenſchaft iſt nicht mehr das menſchliche Unvermögen, ſondern nur die Mannigfaltigkeit des Stoffes und die Langſamkeit, mit welcher theils unſer Organ für die Wahrnehmung geſchärft, theils das Wahrgenommene combinirt wird. Erſt mußten mechaniſche Erfindungen unſern Sinnen ein höheres Wahrnehmungsvermögen verleihen; wir mußten uns mit Teleſkopen und Mikroſkopen, mit Meßtiſch und Compaß bewaffnen, ehe wir die Hinderniſſe des Raumes überwinden konnten, und wir mußten die chemiſchen Apparate der Natur entdecken, womit ſie ſich ſelbſt in ihre Beſtandtheile auflöst, bevor wir in das Geheimniß ihrer Werkſtätte zu dringen vermochten. Sodann mußte Jahrhunderte lang ein emſiges Geſchlecht die Oberfläche und die Tiefe der Erde durchfahren, um die Schätze der Natur zu ſammeln, und ein langer Fleiß mußte dieſe ordnen, bevor geniale Geiſter die Combinationen derſelben entdeckten.

Zwar gab es ſchon lange vorher eine Naturphiloſophie, denn von jeher ſtrebte der menſchliche Geiſt, im Zerſtreuten und Mannigfaltigen die Einheit zu

erfaſſen. Doch hatte ſich die Naturerfahrung mit der Speculation noch nie recht vereinigen wollen. Auf eine religiöſe, myſtiſche oder phantaſtiſche Weiſe ſuchte man eine Harmonie der irdiſchen Erſcheinungen, Kosmogonien, allegoriſche Perſonificationen der Naturkräfte, ſpielende Anagramme der Natur, und wenn dem Glauben, dem Gefühl und der Phantaſie, oder dem Witz Genüge geleiſtet war, ſo bekümmerte man ſich um die objective Wahrheit nicht viel. Man erprobte die Syſteme nur an dem wenigen, was man von der Natur wußte, und dem man häufig eine willkürliche Deutung oder Zuſammenſtellung gab. Nachdem ſich eine unpoetiſche und unreligiöſe, rein empiriſche Wiſſenſchaft der Natur von jenen Philoſophemen losgeriſſen, gingen beide geſonderte Wege. Aber ſie mußten an einem beſtimmten Punkt dennoch wieder zuſammentreffen. Die Speculation mußte ſich der Naturerfahrung anſchmiegen, und die Erfahrung ſich zuletzt durch ihre Vollſtändigkeit von ſelbſt ſyſtematiſiren.

Unter allen Weiſen der Natur war Schelling dazu berufen, beide Wege zu vereinigen. Bei ſeinem erſten Auftreten war die ältere Naturphiloſophie von Pythagoras bis auf Jakob Böhme gänzlich verachtet. Er fand nur eine empiriſche Naturwiſſenſchaft, nur eine unzuſammenhängende Menge von einzelnen Beobachtungen, große Sammlungen von naturhiſtoriſchen Thatſachen, die man kümmerlich nach oberflächlichen Kennzeichen zu ordnen ſuchte, ſcharfſinnige Ent-

deckungen von Phänomenen, deren Urſache man nicht kannte. Höchſtens hatte man je für einzelne Zweige der Naturwiſſenſchaft ſogenannte Principe geſucht, um in die Lehre derſelben einigen Zuſammenhang zu bringen, war aber dabei ſehr willkürlich verfahren, und hatte bei der Betrachtung der einen Seite die mancherlei übrigen Seiten nicht zu Rathe gezogen. Man hatte hier die Mathematik oder Formenlehre der Natur, dort die Chemie oder Stofflehre unabhängig von einander behandelt und nicht gewagt, eine auf die andre zu beziehn, wenn auch Stoff und Form in der Natur überall zugleich erſcheinen. Man hatte hier die Aſtronomie, dort die Phyſiologie für ſich durchzubilden unternommen, aber wem fiel es ein, im menſchlichen Makrokosmus den Mokrokosmus nachzuſuchen? Man hatte die Botanik ſtudirt, ohne ihr Wechſelverhältniß znr Zoologie zu ahnen, und beide für ſich verfolgt, ohne ſie auf den Typus des menſchlichen Organismus zurückzuführen. Auf der andern Seite gab es allerdings Ahnungen über die eine, untheilbare, alles bewegende Seele der Natur, aber es waren nur unvollkommene Erinnerungen aus mythologiſch gewordenen Philoſophen der alten Welt oder verrufenen Theoſophen und Pantheiſten der ſpätern Zeit, denen es zuweilen an nichts fehlte, als an der empiriſchen Erprobung ihres Syſtems, was aber freilich im wiſſenſchaftlichem Sinne ſo viel als alles war. Jeder neue Naturphiloſoph, der es wagte, ein Geſetz im Ganzen der Natur nachzuweiſen, mußte

mehr oder weniger Pythagoras, Jakob Böhme, Spinoza ſeyn, aber es kam darauf an, daß er zugleich entweder ein Copernikus, Gallilei, Kepler, Newton, Linné, Franklin, Haller, Buffon, la Place, Cuvier, Mesmer, Stahl, Gall, Werner, Örſtede, Humboldt 2c. war, oder wenigſtens die Naturerfahrung ſolcher Männer ſeiner Philoſophie zu Grunde legte. Es kam darauf an, aus der todten Empirie den lebendigen Geiſt zu wecken, und der geſpenſterhaft leeren nebelhaften Seele eines naturphiloſophiſchen Traums den lebendigen Leib zu gewinnen, kurz die Empirie durch Philoſophie zu regeln, und die Philoſophie auch Empirie zu beſtätigen.

Schelling war der Erſte, der die alte Naturphiloſophie durch die wiſſenſchaftlichen Erfahrungen der neuern Zeit bewahrheitet, oder, was eben ſo viel iſt, die Naturwiſſenſchaft der Neuern zur Philoſophie erhoben hat. Es wäre jedoch ein übermenſchliches Wunder, das die Naturphiloſophie ſelbſt nicht zugeben kann, wenn Schelling's unſterbliche Leiſtung nicht große Einſchränkungen erlitte, wenn er die Philoſophie der Natur beſchloſſen und vollendet hätte. Im Gegentheil, er hat nur den erſten kleinen Anfang gemacht, aber eben das iſt ſeine Größe. Er hat einen Weg betreten, den vor ihm niemand gegangen iſt, und den nach ihm jeder gehen muß; das Ziel ſelbſt aber iſt weder erreicht, noch wird es jemals zu erreichen ſeyn, weil es jenſeits der drei oben bezeichneten Gränzlinien aller Naturforſchung liegt. In-

deß hat Schelling das unſterbliche Verdienſt, den Schlüſſel zu dieſer Forſchung innerhalb jener Gränzen gefunden zu haben. Wir haben in der That noch nicht ſo viele Muße übrig, uns mit dem zu beſchäftigen, was wir nicht wiſſen können; es iſt noch unendlich viel zu lernen, was wir möglicherweiſe wiſſen können, aber eben noch nicht wiſſen. In dieſem Sinn muß man Schelling's Lehre nehmen. Er führt die dummen gaffenden Zuſchauer nicht vor das Wunder der abſoluten Wahrheit, und ſagt: Da iſt es, nun ſeht euch ſatt daran! ſondern er führt nur die lernbegierigen und geiſtesthätigen Schüler auf eine gewiſſe Anhöhe und zeigt ihnen von da die unermeßliche Ausſicht in die ganze Runde der Natur und heißt ſie nun ſelber weiter forſchen und ſuchen. Schelling hat die höhere Wiſſenſchaft der Natur nicht beſchloſſen, ſondern vielmehr erſt eröffnet, und man kann von ihm nicht lernen, bis wohin die Forſchung, ſondern wovon ſie ausgeht.

Schelling hat gefunden, daß alle Erſcheinungen der Natur, die er kennt, Gegenſätze bilden, und daraus den Schluß gezogen, daß überhaupt der Gegenſatz die einzige Form iſt, in welcher die Natur ſich dem Menſchen offenbart. Es komme daher nur darauf an, dieſen Gegenſatz durch alle Stufen und Reiche der Natur conſequent durchzuführen, ſo weit überhaupt die Natur erkennbar iſt. Da alles im Gegenſatz begriffen ſey, ſo könne weder ein einzelner Gegenſtand der Natur, noch auch eine allgemeine

Naturkraft oder ein allgemeiner Naturſtoff für ſich beſtanden haben, ſondern er müſſe der Gegenſatz eines andern ſeyn, und die unermeßliche Reihe von einzelnen Gegenſätzen müſſe ſich in einen allgemeinen Hauptgegenſatz der ganzen Natur verlieren. Einheit ſey in der Natur nur die höhere Bindung zweier entgegengeſetzter Kräfte, oder einer Polariſation gleich der des Magneten, welcher eins iſt, aber entgegengeſetzte Pole hat. So ſey auch die ganze Natur gleichſam ein großer Magnet, mit dem einen abſtoßenden, ausſtrahlenden Pole, der bewegenden, trennenden, zerreißenden Kraft, und mit dem andern anziehenden Pole, der bindenden, zurückhaltenden, ſammelnden Kraft. Schelling maßt ſich nicht an, den Gegenſatz dieſer Kräfte durch die ganze Natur durchgeführt zu haben, dies iſt ein Werk für Jahrhunderte, und überhaupt nur innerhalb gewiſſer Gränzen auszuführen. Daß aber dieſer Gegenſatz der Schlüſſel zur einzig möglichen Naturerkenntniß, daß er die allgemeine und unveränderliche Form ſey, unter welcher ſich uns alles in der Natur offenbart, bleibt unwiderſprechlich wahr. Die Verwandtſchaft aller natürlichen Dinge läßt ſich nur darin, wenn nicht erklären, doch erkennen, daß in allem der Gegenſatz zweier Urkräfte ausgeſprochen liegt.

Schelling's Syſtem charakteriſirt ſich demzufolge durch eine ſtrenge Durchführung erſtens einer allgemeinen Polariſation oder Entgegenſetzung zweier Urkräfte der einen Natur, und zweitens einer allgemei-

nen Parallelisirung aller natürlichen Dinge, je nachdem ſie an den einen oder andern Pol oder in die bindende Mitte fallen. Drittens aber wird dieses Syſtem durch die Gradation charakteriſirt, in welcher es die natürlichen Dinge an jenen Polen ablaufen läßt.

Der Grundſatz des ganzen Syſtems iſt ſehr einfach, wie es jede Wahrheit zu ſeyn pflegt, aber bequem und nachläſſig iſt ſie nur denjenigen erſchienen, welche von der ungeheuern Aufgabe, die noch darin liegt, keine Ahnung haben, und mit dem daraus entſpringenden Parallelisiren ein blos witziges Spiel trieben, oder den Empirikern, welche vor Naturalienkabinetten und Experimenten nie zur Natur kommen können, wie die Philologen vor Büchern und Worten nicht zum Geiſt, die ſich verachten würden, wenn der mühſame Fleiß ihres ganzen Lebens ſich ſtatt auf Folianten auf ein Kartenblatt ſchreiben ließe, und deren Ehrgeiz es iſt, nicht das Schwierige leicht, ſondern das Leichte ſchwierig zu machen.

So einfach der Grundſatz jenes Syſtems iſt, ſo läßt es doch nach innen und nach außen noch eine unendliche Entwicklung zu. Die Einheit der Natur muß in ihrer ganzen Tiefe, der Gegenſatz in ſeiner ganzen Schärfe verfolgt und auf die Thatſachen der Natur in ihrem ganzen Umfang angewendet werden. Tiefſinn, Scharfſinn, Combinationsvermögen auf der einen, Beobachtungsgabe, Fleiß und Erfahrung in der praktiſchen Naturerforſchung auf der andern Seite

werden im höchſten Grade angeſpornt, eine Lehre weiter zu entwickeln, von der kaum etwas mehr, als eine erſte Formel vorhanden iſt. Daher hat Schelling's einfaches Wort die Geiſter der Nation nicht eingeſchläfert und mit ſüßen ſpielenden Träumen ergötzt, gleich ſo manchem andern Philoſophem, ſondern zur lebendigſten Thätigkeit aufgeweckt, und es hat ſich ihm aus den geiſtreichſten Männern der Nation eine Schule gebildet, wie ſie noch kein Philoſoph gefunden hat. Von dem Einfluß ſeiner Lehre auf das deutſche Leben überhaupt iſt ſchon oben die Rede geweſen. Hier will ich nur noch Einiges von dem erwähnen, was ſeine Schüler im Sinn ſeines Syſtems für die Naturwiſſenſchaft geleiſtet.

In der Richtung, die in die Tiefe der Natureinheit führt, haben Görres und Steffens die Lehre Schelling's weiter als dieſer ſelbſt geführt. In der ſcharfen und conſequenten Durchführung des einfachen Gegenſatzes, als eines ſolchen, hat Wagner das größte Verdienſt errungen. Oken aber hat im weiteſten Umfang die an dem Gegenſatz ablaufenden Gradationen in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur nachgewieſen. Gehn wir mehr aufs Einzelne, ſo offenbart ſich erſt in dem was geleiſtet iſt, die unerſchöpfliche Fülle deſſen, was noch zu leiſten übrig iſt. Jeder Schüler Schelling's iſt im Grunde nur von einer, oder doch nur von wenigen einzelnen Theilen der Naturwiſſenſchaft ausgegangen, worin er hauptſächlich bewandert war, und hat von dort aus die

ganze Lehre beleuchtet. Steffens ging mehr von der Geognoſie, Wagner von der Chemie, Görres von der Phyſiologie, Oken von der Anatomie, Schubert von der Pſychologie aus. Nothwendigerweiſe kann auch nur immer eine Theilwiſſenſchaft die andre erklären, aber die Vergleichungen aller ſind noch lange nicht vollſtändig und genau ausgeführt worden.

Hat man einmal die Parallele zwiſchen Makrokosmus und Mikrokosmus geahndet, ſo iſt der Vergleichung ein unermeßliches Feld eröffnet, und jede neue Entdeckung im Geiſt und Gemüth des Menſchen fordert auf, das correſpondirende Äquivalent in der Natur nachzuweiſen, und umgekehrt. Darum iſt die Lehre nie zu ſchließen, und wird unzulänglich bleiben, bis alles in der Natur wie im Geiſt erforſcht iſt, alſo ſo lange, als die Menſchen Menſchen bleiben, wenn auch die Formel des Parallelismus und die Regel jenes allgemeinen Gegenſatzes in der Natur an ſich unumſtößlich iſt. Wir würden wahrſcheinlich gar keine Wahrheit haben, wenn jede in jeder Hinſicht ihre Anwendung erproben müßte. Hat der Menſch Anlagen zu allem, und vermag ſie doch nicht alle und im höchſten Grade auszubilden, warum ſoll er nicht unbeſtreitbare Wahrheiten ſich zu eigen machen können, die er doch nie im ganzen Umfang ihrer Anwendbarkeit nachweiſen kann.

Die Mängel der neuern Naturphiloſophie werden ſich dahin beſtimmen laſſen. Ausgehend vom richtigſten und einfachſten Grundſatz findet ſie doch in der

Natur ſelbſt drei Gränzen, die ſie niemals überſchreiten, jenſeits welcher ſie ihren Grundſatz nicht mehr anwenden kann, wenn ſie gleich wohl weiß, daß in dieſem Jenſeits noch die ganze Unendlichkeit hinter einem Schleier für uns verborgen iſt. Wir kennen bereits dieſe Gränzen. Sodann wird der an ſich richtige Grundſatz auch auf das, was in der Natur uns zugänglich iſt, oft falſch oder mangelhaft angewendet, weil wir noch nicht genug empiriſche Kenntniſſe beſitzen, oder weil die menſchliche Berechnung überhaupt dem Irrthum unterworfen iſt. Es iſt nicht unintereſſant in dieſer Hinſicht die neueſten naturphiloſophiſchen Werke mit den ältern zu vergleichen, z. B. Steffens Anthropologie mit den frühern Werken andrer Philoſophen, ja mit ſeinen eignen. Wie manches nahm damals eine ganz andre Stelle ein, als jetzt, wie viele neu entdeckte Mittelglieder haben das getrennt, was man verbunden wähnte, und das verbunden, worin man keine Verwandtſchaft ahndete, z. B. das Zuſammenfallen des magnetiſchen, elektriſchen und galvaniſchen Prozeſſes. Neben den unverſchuldeten Irrthümern haben aber einige Naturphiloſophen auch Fehler offenbart, die ihrem Leichtſinn und ihrer Eitelkeit zugerechnet werden dürfen. Wie hätte man auch hier nicht faſeln ſollen, wo ſo reichlich Gelegenheit ſich darbot. Die Naturphiloſophie hat es mit der Religion gemein, daß ſie das Tiefſte und Heiligſte, aber auch das Thörichtſte im Menſchen hervorzurufen vermag.

Die Empiriker und Philoſophen haben ſich wechſelſeitig und ſehr zur Unehre der Wiſſenſchaft aufs Bitterſte angefeindet. Beide haben einander die gröbſten Irrthümer vorgeworfen, und nicht mit Unrecht. Blind heißt der Empiriker, ein Viſionair der Philoſoph. Jener ſieht nichts, was er nicht mit Händen greifen kann, dieſer glaubt zu greifen, was er nicht einmal ſehen kann.

Der Empiriker begeht auf einem ſcheinbar ſehr ſichern Boden doch ſo grobe Fehler, als immer der Philoſoph. Auch er muß oft erklären, was ſich nicht gerade von ſelbſt verſteht, und für bekannte Erſcheinungen die unbekannten Urſachen ſuchen. Dann ſteht er aber gewöhnlich hinter dem Philoſophen weit zurück, weil es ihm gar nicht darauf ankommt, die eine Erſcheinung im Zuſammenhang mit allen andern zu begreifen, ſondern weil er nur für den einen Fall nach der erſten beſten Wahrſcheinlichkeit greift. Man könnte ein ganzes Buch voll der albernſten Erklärungen ſolcher Empiriker ſammeln, und es den Eulenſpiegel der Naturforſcher tituliren. Statt hunderten möge hier nur eine ſtehn, die aber ſehr geeignet iſt, das ganze Verfahren zu charakteriſiren. Viele, faſt alle und ſelbſt ſehr berühmte Empiriker erklären das Entſtehn der Vegetation auf eben erſt über das Meer erhobenen Coralleninſeln oder überhaupt an Orten, wo ſich kein Same dazu vorfindet, beſtändig dadurch, daß Winde oder Vögel, viele hundert Meilen weit den Samen dazu herbeigetragen hätten, und dies

ſcheint ihnen weit weniger wunderbar, als eine fortdauernde generatio aequivoca, welche die Philoſophen behaupten. In dieſer Weiſe ſuchen ſie aber überall die gröbſten, augenfälligſten, mechaniſchen Urſachen, wenn ſie auch bei den Haaren herbeigezerrt werden müſſen, um nur ja keine dynamiſchen, unſichtbaren Urſachen gelten zu laſſen, wenn ſie auch noch ſo einfach vorliegen.

Der Empiriker muß auch zuweilen das Ganze der Natur überblicken, aber er ſtellt dann nur die Erſcheinungen in Reih und Glied auf, nach ihren äußern Kennzeichen, ohne die eine heilige Naturkraft, die in allen waltet, erkennen zu wollen; oder er täuſcht ſich über die ungeheure Aufgabe, die dem menſchlichen Forſchungsgeiſt noch jenſeits des Anſchaubaren und Handfeſten geboten iſt, mit frommer kleinmüthiger Selbſtbeſchränkung und ſpricht von göttlichen Wundern. Schon Lichtenberg ſagt: je weniger ein Naturforſcher ſeine eigne Größe darthun kann, deſto lauter preiſt er die Größe Gottes.

Immerhin aber iſt die Naturerfahrung der Boden, auf dem auch die Naturphiloſophie allein gedeihen kann. Die getreueſte und zuſammenhängendſte Erfahrung hat unmittelbar zur Philoſophie geführt, und die beſten Philoſophen ſind der Natur treu geblieben, während nur die einſeitige und grobe Empirie allem philoſophiſchen Geiſt widerſprochen und nur der Wahnſinn einiger Philoſophen von aller Naturwahrheit ſich entfernt hat.

Die großartige Naturanſicht unſres Humboldt iſt rein aus Erfahrung hervorgegangen, aber aus einer unermeßlichen Erfahrung, deren Boden der Erdkreis, nicht blos ein enges Studierzimmer geweſen iſt; der zweite größte Empiriker unſrer Tage, der ſcharfſinnige Örſted iſt mit ſeinen Entdeckungen den kühnſten Schlüſſen der Philoſophen vorangeeilt und um das Zuſammenwirken einer gründlichen Empirie und Philoſophie am augenfälligſten zu erkennen, dürfen wir nur an Oken denken. Wer mag behaupten, daß ſeine große zoologiſche Lehre mehr aus Erfahrung oder aus Speculation entſprungen ſey?

Die Naturerfahrung hat ſich nach allen Richtungen ausgebildet, und eben dadurch iſt erſt die Naturphiloſophie möglich geworden. In allen einzelnen Naturreichen iſt unermeßlich geforſcht, entdeckt, geſammelt worden, und andre Nationen haben darin mit den Deutſchen gewetteifert oder ſind ihnen Muſter geweſen. Von der großen europäiſchen Gelehrtenrepublik ſind vorzugsweiſe nur die Naturforſcher gleichſam als ein Ausſchuß zurückgeblieben, und ſcheinen zu warten, bis ſich die andern Fakultäten wieder mit ihnen vereinigen werden. Nur ſie ſind ſich vertraut und verwandt geblieben in allen Ländern, darum haben ſie aber auch für ihre Wiſſenſchaft, ſtark durch den Verein, mehr geleiſtet, als für irgend eine andre Wiſſenſchaft geleiſtet werden konnte. Man kann nicht ſagen, daß in unſrem Zeitalter das eine oder andre Gebiet der Naturkunde mehr angebaut worden

wäre, alle haben unzählige und die beſten Bearbeiter gefunden. Nicht allein diejenigen Theile der Naturwiſſenſchaft, welche ſchon von den Alten und vom Mittelalter gepflegt wurden, ſind geläutert, erweitert und von hundert und aber hundert ſcharfſinnigen Entdeckern und fleißigen Sammlern ins Unendliche bereichert und vervollkommnet worden, ſondern man hat auch durch ganz neue Entdeckungen ganz neue Wiſſenſchaften begründet, wie z. B. die vom Magnetismus.

Sucht man indeß nach etwas Charakteriſtiſchem, was die Naturforſchung unſrer Zeit beſonders auszeichnet, ſo wird man es wohl in folgenden drei Momenten finden. Zuerſt in dem philoſophiſchen Charakter, dem ſich die Naturkunde je länger je weniger entziehen kann, in der Beziehung, in welche je eine Seite der Naturwiſſenſchaft zu der andern tritt, und in der Zurückführung aller einzelnen Forſchungen auf die Entdeckung eines einigen letzten Naturgeſetzes. Sodann iſt nicht zu verkennen, daß die Anthropologie unter allen übrigen Naturwiſſenſchaften diejenige iſt, die jetzt im Gegenſatz gegen frühere Zeiten als die vorherrſchende betrachtet werden darf, und unſer Zeitalter deßfalls charakteriſirt. Die frühere Naturforſchung ging mehr darauf aus, die äußre Welt, den Kosmos zu ſtudiren, als den Menſchen, den Mikrokosmos. Die Alten wußten viel von Aſtronomie, auch von der Kunde der Elemente, Metalle, Pflanzen und Thiere, doch wenig von Anatomie und noch we-

niger von Phyſiologie und Pſychologie. Wie ſich nun überhaupt der Menſch allmählig immer freier und ſelbſtändiger von der ihn umgebenden Natur abgelöst hat, und während er ſonſt alles auf ein Äußeres, auf Gott, die Natur, den Staat, das Volk bezog, ſo jetzt alles auf ſich bezieht, hat auch die Naturwiſſenſchaft dem allgemeinen Zuge folgen müſſen und iſt mehr im Innern des Menſchen eingekehrt. Endlich verdient es Beachtung, daß wir auch allmählich angefangen haben, die Natur als ein Gewordenes, in ihrer Entwicklung in der Zeit zu ſtudiren, während ſie bisher faſt immer nur als ein Gegebenes im Raum in ihrer gegenwärtigen Erſcheinung aufgefaßt worden war. In Frankreich hat Cuvier, unter den Deutſchen vorzüglich Werner und Steffens dieſes Feld der Unterſuchung eröffnet und geläutert, und ihre Forſchungen über die Urzeit und über die frühern Revolutionen der Erde, begründet auf allgemeine Naturerfahrungen und Geſetze, haben das völlig leere oder nur mit mythiſchen Hypotheſen beſchriebene Blatt vor dem Buch der Natur auszufüllen verſucht.

Übrigens wird nicht nur zwiſchen Philoſophen und Empirikern, ſondern auch unter den Empirikern ſelbſt unendlich viel geſtritten. Beinah in jedem untergeordneten Gebiet der Naturwiſſenſchaften gibt es entgegengeſetzte Anſichten. Man kann indeß dieſe Streitigkeiten kaum unter den charakteriſtiſchen Erſcheinungen unſrer Zeit anführen, da man über die Natur

von jeher geſtritten hat. Der Streit iſt fruchtbar, da er wiſſenſchaftlichen Wetteifer hervorruft, und er führt nothwendig immer zuletzt zur Naturphiloſophie. Die Art, wie die Naturforſcher zanken, iſt aber nicht immer erbaulich. Sie haben darin etwas mit den Tonkünſtlern gemein, die auch ganz bitterböſe werden können, und doch ſind ſie beide an eine ſo unſchuldige und heitre Welt gewieſen.

Die Polemik iſt ein giftiges Unkraut in den Schriften der Naturforſcher. Dieſe Schriften haben aber noch manches andre, was gerechten Tadel verdient. In einigen finden wir einen gehäſſigen Materialismus gepredigt, der ſchielende bösartige Blicke auf alles ſogenannte Wunderbare wirft, und uns allen myſtiſchen Zauber der Natur in baare nackte Proſa auflöſen möchte. In andern wird dagegen der Name Gottes gemißbraucht, und der triviale Gedanke, daß Gott in Sonnen und auch im kleinſten Wurme ſich offenbare, bis zum Ekel wiederholt. Beſonders geſchieht dies in den populären Schriften, die überhaupt beſſer abgefaßt ſeyn könnten. Oken's Naturgeſchichte ſteht einſam unter einer Sündfluth der fadeſten Schulbücher, welche der Jugend den geſunden Blick in die Natur verwirren und den Geſchmack daran verleiden. —

Da die Deutſchen als ein Binnenvolk auf ſich ſelbſt beſchränkt ſind, ſo haben ſie in der Erdkunde das nicht leiſten können, was die Franzoſen und Engländer. Sie reiſten nicht in andre Welttheile und

eroberten ſie nicht. Die geographiſche Kenntniß derſelben kam ihnen alſo nur von den Fremden zu. Indeß haben ſie ſich doch in der neueſten Zeit auch in der Geographie außerordentlich ausgezeichnet und kein Geograph in der Welt kommt unſrem Ritter gleich, und die jüngſt erſchienene Berghauſiſche Charte von Afrika übertrifft an Kunſt alles, was in dieſem Fach bisher geleiſtet worden, England nicht ausgenommen. Es ſcheint aber, daß auch hier wieder, wie in allen Sachen der Deutſchen, neben dem Beſten das Schlechteſte ſich befindet, denn ſo elende Chartenfabriken, als in Deutſchland, kann man auch wohl nirgend finden.

Die Geographie hat es mit einer doppelten Kenntniß der Erde zu thun. Sie betrachtet die Erde in ihrem urſprünglichen, natürlichen und bleibenden Zuſtand, oder in dem wechſelnden Zuſtand, dem ſie in Bezug auf die Völker und Staaten unterworfen iſt. Von Rechtswegen iſt jetzt die erſte Betrachtungsart in das ihr gebührende Recht eingeſetzt worden. Die phyſiſche Geographie iſt jeder andern übergeordnet. Sie greift mit der Kenntniß aller Naturreiche unmittelbar zuſammen, da alle dieſe von der Lage der Zonen und wieder der Continente, Gebirge, Ströme und Meere abhängen. In dieſer Weiſe iſt die Geographie einer der wichtigſten Theile der Naturwiſſenſchaft geworden und dient nicht mehr blos der Statiſtik und Politik, wie früher. Doch hat auch die phyſiſche Geographie ihre beßre Ausbildung vorzüg-

lich dem Bedürfniß der nautiſchen und militairiſchen Terrainkunde zu danken. Manche Kenntniſſe dieſer Art, welche bisher von den Kriegs- und See-Miniſterien als ſtrenges Geheimniß bewahrt wurden, werden jetzt gemein gemacht und die bekannte Hertha theilt ſeit kurzem viele dieſer Schätze mit. Die ſtatiſtiſch-politiſche Geographie iſt für den Hausbedarf der Staaten natürlich von der größten Wichtigkeit und vorzugsweiſe fleißig ausgebildet worden. Am wenigſten hat für die hiſtoriſche oder alte Geographie geſchehen können, weil ſie das wenigſte Intereſſe auf ſich zog, doch hat Ritter auch hier eine ſchöne Bahn gebrochen. In Betreff der geographiſchen Schulbücher muß ich mir wieder eine tadelnde Bemerkung erlauben. Sie ſind in der Regel doch gar zu geiſtlos. Was ſoll doch die liebe Jugend mit den Quadratmeilen und mit der Einwohnerzahl anfangen, und mit den tauſenderlei ſtatiſtiſchen Notizen, die ſich ſo ſchwer in ein Buch zuſammenordnen laſſen, und niemals in einen Kopf?

Auch an Reiſebeſchreibungen ſind wir nicht ſo arm, als unſre von der großen Heerſtraße der Welt ſo iſolirte Lage vorausſetzen läßt. Im Dienſt fremder Staaten oder der eignen haben deutſche Männer die ganze Welt bereist und ihre Nachrichten in deutſcher Sprache niedergeſchrieben. So früher Martin Behaim, Olearius, ſpäter die allen Nationen achtungswürdigen Reiſenden Niebuhr, die beiden Forſter, Humbold, Kruſenſtern, Klaproth, der Prinz von

Neuwiedt ꝛc. An Reiſen in alle Gegenden Europas und unſers Deutſchlands ſelbſt ſind wir aber überreich. Nur müſſen wir bekennen, daß die Mehrzahl dieſer Reiſebeſchreibungen etwas abgeſchmackt iſt. Der ſyſtematiſche Deutſche hat auch die fremden Merkwürdigkeiten unter ein gewiſſes Syſtem gebracht, und einen orbis pictus davon angefertigt, den alle neuen Reiſenden immer wieder von vorn durchblättern, wie Kinder. Doch haben in der neueſten Zeit theils Wißbegier in allen möglichen Fächern, theils die Luſt am Neuen eine große Menge Reiſende für die verſchiedenſten Zwecke auf bisher weniger betretne Wege geführt.

Die Medicin erfreut ſich einer unermeßlichen Literatur, die ſich leider noch in keine Bibel hat zuſammenziehn laſſen. Confeſſionen, Sekten zählt ſie genug, und wie ſich die theologiſchen am Ende doch im Glauben vereinigen, ſo vereinigen ſich die mediciniſchen höchſtens im Unglauben. Nirgends herrſcht ſo viel Verwirruug und Widerſpruch unter den entgegengeſetzten Parteien, nirgends ſo viel Unſicherheit in jeder Partei ſelbſt. Wie ſich die Vernunft zur Noth berechnen läßt, die Dummheit aber nie, ſo läßt der geſunde Zuſtand des Körpers, aber nicht der kranke ſich berechnen. Dies iſt die gefährliche Klippe, woran das conſequenteſte Syſtem und die längſte Erfahrung noch immer geſcheitert ſind.

Der Menſch hat die Natur von außen in ihren unermeßlichen Räumen und Maſſen bezwungen, nur

in ſich ſelbſt vermag er die dunkle Gewalt nicht zu meiſtern, und je mehr man draußen die wilden Kräfte bezähmt, deſto zorniger ſcheinen ſie in dem innern Schlupfwinkel rege zu werden. Kaum läßt die Ironie der Natur ſich verkennen, die uns mit der Beute der ausgeplünderten Tropenländer, und mit jener raſtloſen Arbeit, die über und unter der Erde wühlt und gräbt, löst und bindet, trotzend gegen jedes Element und gegen Gift und Tod, um dem grollenden Naturgeiſt den verborgnen Schatz abzuzwingen, jenes Heer von Krankheiten geſendet hat, das dem alten Fluche gleich, der den Hort der Niebelungen verfolgt, den Beſitzer alles Reichthums durch den Beſitz ſelbſt zu verderben droht. Die Europäer waren viel geſünder, als ſie noch ärmer und auf den Genuß der Produkte beſchränkt waren, die ihnen die Natur auf ihrem eignen Boden freiwillig darbot. Welches indeß auch die Urſachen der jetzt ſo allgemein gewordnen Krankheiten ſeyen, wie viel dazu die ſitzende Lebensart ſo vieler Millionen und die Lüderlichkeit beigetragen haben mag, genug, die Thatſache ſelbſt läßt ſich nicht verkennen. Es herrſchen jetzt bei weitem mehr Krankheiten, als früher. Der Arzt iſt in unſrer Zeit unentbehrlicher geworden, als es der Prieſter im Mittelalter war.

Gegen dieſen übermächtigen Feind haben ſich nun die Menſchen aufgemacht, und lange Schlachtlinien gebildet, doch iſt keine Einigkeit unter den Führern, und die Waffen fehlen oder der Feind weiß ſich un=

ſichtbar zu machen und zu verſtellen. Der Proteus Krankheit entſchlüpft immer wieder. Man weiß, daß man die Natur nur durch ſich ſelbſt bezwingen kann. Wohlthätig hat ſie jedem Gift ein Gegengift gegeben. Aber es iſt ſchwer, in der unendlichen Tiefe des Organismus die wahre Urſache, Stelle und Eigenheit einer Krankheit, noch ſchwerer, im unendlichen Umkreis der Natur das einzige Mittel dagegen zu entdecken. Zwei Wege führen dazu, Theorie und Empirie. Die Medicin folgt dem Gange der allgemeinen Naturkenntniß. Die Erfahrung iſt immer das, wovon man ausgeht, die Theorie das, wohin man gelangt. Eine Menge von Erfahrungen reihen ſich von ſelbſt in ein Syſtem, und der ſpeculirende Verſtand weiß nach der Analogie das Bekannte, das Unbekannte zu enträthſeln. Hier iſt aber das Gebiet der Erfahrung unermeßlich und die Thatſachen täuſchen, indem ſie ſich den Sinnen entziehn und unendliche Modificationen erleiden. Kennt man aber auch die Natur einer Krankheit, ſo iſt es noch um die Hauptſache, um das Mittel der Heilung zu thun. Die guten alten Hausmittel, durch eine lange Tradition bewahrt, haben nicht mehr ausgereicht. Man verſuchte nachher auf allerlei Weiſe, und ſcharfſinnige Combinationen oder das gute Glück führten auf neue Mittel. Man verdankte die wichtigſten mediciniſchen Entdeckungen Zufällen. Zuletzt wurden die Theorien und Methoden Mode, welche theils aus der Combination der Erfahrungen von ſelbſt hervorgingen, theils

aus der Naturphiloſophie entlehnt wurden. Im Allgemeinen hat nur die Chirurgie gleichen Schritt mit der Anatomie gehalten, und iſt, weil ſie den äußerlichſten, materiellſten Theil der Heilkunde umfaßt, am glücklichſten ausgebildet worden; die Kenntniß der innern Krankheiten aber iſt, wie die Phyſiologie und Pſychologie, noch weit zurück und voll Widerſprüche. Dort behauptet ſich die Erfahrung unerſchütterlich, hier herrſchen vorzüglich Theorien, ſchwankend aber und wechſelnd. Die Pharmacie endlich laborirt ſehr am Materialismus. Man kann ſich noch immer nicht gehörig von den groben ſinnlichen Heilmitteln losreißen, und die Curen vermittelſt der Stoffe herrſchen noch über die ſympathetiſchen. Das Mangelhafte dieſer Wiſſenſchaft läßt ſich beſonders darin erkennen, daß ſie im ganzen Umfange der Natur nur gewiſſe Heilmittel zu finden weiß, nicht alle Dinge in der Natur in der mediciniſchen Eigenſchaft erkennt, die ihnen ſo gewiß zukommt, als eine mathematiſche, mechaniſche, chemiſche Eigenſchaft.

Übrigens verfehlt es die mediciniſche Wiſſenſchaft eben darin, worin es die juridiſche verfehlt. Sie kämpft nur gegen den Schaden, wenn er da iſt, ohne ihn mit der Wurzel in ſeinem Urſprung auszurotten, ohne der Entſtehung deſſelben vorzubeugen. Man lebt in den Tag hinein, wie man mag, und wird man krank, dann ſoll der Arzt helfen. Gerade ſo handelt man als Glied der bürgerlichen Geſellſchaft unbekümmert fort, und geſchieht etwas Unrechtes, ſo

land unermeßlich viel geleiſtet worden. Gegen das altpreußiſche Syſtem erhoben unter uns zuerſt Bülow und Bärenhorſt die Stimme, doch wurden ſie ſo lange verkannt, bis die Erfahruug ſelber einſtimmte. Unter allen größern Armeen der deutſchen Bundesſtaaten haben ſich ſeitdem geiſtvolle Offiziere gefunden, welche die Kriegswiſſenſchaft nach allen ihren Richtungen theoretiſch und praktiſch gelehrt und dabei die Muſter der Fremden, namentlich der Franzoſen, zu Rathe gezogen haben. Napoleon hat dieſer Wiſſenſchaft in jeder Hinſicht den Schwung gegeben. Seine Thaten, wie ſeine Fehler ſind das offene Lehrbuch der Kriegskunde geworden und man orientirt ſich darin über alle ihre Zweige von der Garniſon bis zum Schlachtfeld und vom Gemeinen bis zum Feldherrn. Über die Uniformirung, die Waffen und das Exerzitium iſt nicht weniger geſchrieben worden, als über die höhere Taktik und Strategik. Man ſtreitet darüber. Man findet den gemeinen Soldaten noch immer nicht gänzlich von der überflüſſigen und ſchädlichen Quängelei des Kamaſchendienſtes befreit. Man ſchlägt Verbeſſerungen in der Bewaffnung vor und ſucht dem Princip der Landwehr und der allgemeinen Volksbewaffnung ein Übergewicht zu geben. Dieſes Princip ſpielt überhaupt eine bedeutende Rolle auch in der höhern Kriegskunde. Noch hat es ſich mit dem Princip der ſtehenden Heere nicht völlig ausgeglichen. Praktiſch iſt ein Mittelzuſtand eingetreten, der aus dem Verfolg

der letzten Kriege hervorgegangen iſt. Die Völker haben ſich unter die Soldaten miſchen müſſen, der Volkskrieg hat den Soldatenkrieg entſcheiden helfen. Jetzt wird in militäriſcher Hinſicht dieſelbe Frage aufgeworfen, welche die Politiker ſo emſig beſchäftigt, ob das Volkselement ſeinen Einfluß behaupten und erweitern dürfe? In Büchern wird dieſe Frage mehr bejaht, im Leben ſelbſt mehr verneint. Es herrſcht Frieden, und im Frieden, beſonders in monarchiſchen Staaten, muß nothwendig das ſtehende Heerweſen ein Übergewicht bekommen. Erſt in neuen allgemeinen Kriegen kann die Volksbewaffnung wieder ihre Nothwendigkeit praktiſch geltend machen. Auch dieſe Frage kann, wie ſo manche andre, nur von der Zukunft beantwortet werden.

Die techniſchen Wiſſenſchaften, die der Induſtrie und Ökonomie dienen, haben ſeit kaum fünfzig Jahren eine unüberſehbare Literatur geſchaffen, zum Beweis, wie ſehr man auf den Nutzen und äußern Wohlſtand bedacht iſt. Man ſehe jeden Meßkatalog an, hundert und aber hundert Bücher handeln von Landbau, Viehzucht, Haushalt und Fabrikation aller Art. So lange die Deutſchen noch mehr im Gemüth lebten, alſo im ganzen Mittelalter bis zum Ausgang der Reformation, herrſchte das theokratiſche Syſtem. Seitdem der Verſtand herrſchend geworden iſt, iſt an die Stelle jenes frühern das phyſiokratiſche Syſtem getreten. Damals lebte man in Gott, und Weltentſagung war das Höchſte, wornach man ſtrebte. Jetzt

umklammert man mit allen Sinnen die Natur, und Weltgenuß iſt das Höchſte geworden. Der Verſtand hat es ſich zur dringendſten Aufgabe gemacht, dem Sinnengenuß, darum auch dem phyſiſchen Wohlſtande zu dienen. Allen Scharfſinn und alles Combinationsvermögen wenden wir auf, die Natur zu benutzen, ihr die Schätze und Genüſſe abzuzwingen, die uns erfreuen ſollen. Dieſes Streben iſt natürlich und löblich, wenn über den irdiſchen Gütern die höhern des Geiſtes nicht gänzlich verabſäumt werden.

Melioration iſt die Abſicht der Phyſiokraten. Sie wollen die Zeugungskraft der Natur verſtärken und veredeln, ihre Produkte vermehren und verfeinern. Die Aufgabe iſt doppelt. Man nöthigt der Natur theils ihre einfachen Produkte ab, theils veredelt man ſie durch künſtliches Verarbeiten. Landbau, im weiteſten Sinn des Wortes, und Fabrikation ſind die beiden Hauptzweige der Induſtrie. In beiden hat die Intelligenz Wunder gethan. Die Erziehungskunſt der Erde hat reichere Früchte getragen, als die der Menſchen. Der Boden, die Pflanzen- und Thierwelt haben der Veredlung ſich willig und dankbar gefügt. Des Menſchen Anſtrengung und Kunſt ſtrebt die rauhe Erde, die Adam zuerſt beſtellte, wieder in ein Paradies umzuſchaffen. Auf der Stätte, wo Sumpf und Wüſten waren, erheben ſich blühende Gärten, mit fremden und edlen Früchten und Thieren angefüllt. Landbau und Viehzucht haben die Natur erzogen und gebildet, ihre Kräfte bis zum höch-

ſten Grad entwickelt und ihr auch da, wo ſie ſchwach und arm erſchien, durch Inoculation den fremden Segen mitgetheilt. Durch Verpflanzen, Pfropfen und Vermiſchen iſt die Vegetation wie die Thierwelt in unſern rauhen Gegenden bereichert und verfeinert worden; ſo wie gleichzeitig der Menſch durch die Aufnahme fremder Geiſtesprodukte gebildet wurde. Wie aber unſer eignes geiſtiges Schaffen und Wirken umfaſſender und wichtiger iſt, als jener fremde Unterricht, ſo iſt auch in materieller Hinſicht die Fabrikation, die künſtliche Verarbeitung der Naturerzeugniſſe das wichtigſte. Die Naturprodukte erhalten ihren höhern Werth erſt durch den Gebrauch, den man davon zu machen weiß. Hier entſteht durch die Kunſt eine zweite Natur zum nähern, feinern, zum mehr geiſtigen Dienſt des Menſchen. Durch die Fabrikate werden uns nicht nur Genüſſe verſchafft, die uns die Natur unmittelbar nicht darbieten kann, ſondern die menſchliche Kraft und Einſicht wird dadurch auch auf unendliche Weiſe verſtärkt, und ſomit zugleich die Vervollkommnung des Geſchlechts befördert. Ohne jene Fabrikate, die dem Geiſt nach allen Richtungen ſeiner Thätigkeit Werkzeuge leihen, würde die Cultur ſtets unvollkommen bleiben. Ohne ſie wäre die Wiſſenſchaft und Kunſt in ihren herrlichſten Erſcheinungen ganz unmöglich. Wir brauchen zu unſern Erkenntniſſen und Kunſtwerken theils Inſtrumente, theils künſtlich bereitete Stoffe, ohne welche wir nichts ausrichten können. Nicht nur der Genuß des Lebens, auch die Bildung

und Veredlung des Geiſtes hängt von jener materiellen Cultur ab. Die ſo hoch geſteigerte und alles umfaſſende Pflege derſelben in unſern Tagen iſt alſo unſer größter Ruhm und Gewinn.

An dieſe materielle Cultur ſchließt ſich unmittelbar der Handel an, indem er den Umtrieb und Austauſch der gewonnenen Natur- und Kunſtprodukte bezweckt. Wie alles beſprochen und beſchrieben wird, ſo hat auch der Handel eine Literatur gefunden. Er iſt in ein wiſſenſchaftliches Syſtem gebracht und zugleich in ſeinen hiſtoriſchen Erſcheinungen gewürdigt worden. Das meiſte hat man jedoch über ſeine Mängel, Hemmungen und nothwendigen Verbeſſerungen geſchrieben.

Urſprünglich beruht der Handel in einem bloßen Austauſch der Produkte, die ein Land im Überfluß erzeugte, und andern Ländern, welche daran Mangel litten, mittheilte. Daran knüpfte ſich ſodann die Gewinnſucht, indem ein Land theils ſeine Produkte höher ſchätzte, als die es dagegen eintauſchte, theils ſich mit Gewalt ein Monopol der Production und Ausfuhr verſchaffte, theils bei ſeinen Abnehmern ein ſteigendes Bedürfniß nach ſeinen Produkten künſtlich erzeugte. In dieſer Handelspolitik waren ſchon die Phönizier ſehr gewandt, jetzt ſind es die Engländer. Endlich verlor man den urſprünglichen Zweck des Handels gänzlich aus den Augen und machte den reinen Gewinn dergeſtalt zur Hauptſache, daß der Handel ein bloßes Glückſpiel der Individuen wurde.

Nunmehr wurde der Begriff eines Handelsartikels von den Gegenſtänden des Bedürfniſſes, die ein Land entbehrte, das andre im Überfluß beſaß, auf alle mögliche Gegenſtände ausgedehnt. Alles wurde überflüſſig, ſobald der Verkauf deſſelben einen Vortheil brachte, und alles wurde Bedürfniß, deſſen Ankauf denſelben Vortheil gewährte. Die Kunſt beſtand jetzt nur noch darin, alles Vermögen beweglich zu machen, es zur Waare zu ſtempeln, den Vertrieb derſelben zu befördern. Das Mittel dazu war das Geld, worein man jeden andern Beſitz verwandeln konnte. Durch Geld wurde jeder Beſitz veräußerlich, zum Austauſch geſchickt, beweglich, zugleich aber trat an die Stelle ſeines natürlichen und dauernden Werthes ein künſtlicher und wechſelnder, und auf dieſes Steigen und Fallen des Werthes wurden die Speculationen des Kaufes und Verkaufes berechnet. Um das Handelsſyſtem zu vollenden, bedurfte es nur noch eines Schrittes, und man that ihn, indem man den Credit die weiteſte Ausdehnung gab. Nachdem man alle nur erdenklichen phyſiſchen und ſogar geiſtigen Güter zu Waare gemacht und in ein baares Vermögen verwandelt hatte, durfte man dieſes baare Vermögen nur noch durch ein künſtliches ins Unendliche vermehren, um dem Handelsverkehr den größtmöglichen Umfang und die größtmögliche Schnelligkeit zu geben. Mit dem geborgten Vermögen konnte man die ungeheuerſten Speculationen machen, und mit hundertfach verſtärkten Mitteln den hundertfachen Gewinn errei-

chen. Zugleich aber wurde durch das Syſtem der Intereſſen den Verleihern im Gelde ſelbſt ein neuer ſicherer Handelsartikel eröffnet, der ins Große getrieben, im Syſtem der Staatsanleihen wieder jeden andern Handel verdunkelt. Der Triumph des modernen Handels wurde darin erreicht, daß man mit geborgtem Vermögen wieder durch Ausleihen gewann, und aus Nichts Etwas machte.

Der urſprüngliche und natürliche Produktenhandel leidetn atürlich unter dieſem Geldhandel ausnehmend, indem der durch ihn redlich gewonnene Gewinn ſogleich wieder in jenem zweiten höhern Handel zur Waare und einem neuen Riſico ausgeſetzt wird. Hundertmal verrinnt im Geldhandel wieder, was durch den Produktenhandel gewonnen war, und jener zehrt beſtändig von dieſem, wie alles künſtliche Vermögen vom natürlichen, aller Scheinwerth vom wahren Werthe zehrt. So viel die Geldſpeculanten aus dem Nichts, womit ſie anfangen, gewinnen, ſo viel wird den urſprünglichen Beſitzern von ihrem Etwas entzogen. Ein reicher Geldhändler macht zehn und hundert arme Waarenhändler. Der Produktenhandel leidet in Deutſchland auch noch durch andre Beſchränkungen. Wir Deutſche produciren theils ſelbſt, theils ſind wir durch unſre Lage in der Mitte von Europa zu einem ſehr einträglichen Tranſitohandel berufen. Aber gerade dieſer verhältnißmäßig geringe Vortheil, deſſen wir uns im Vergleich mit den Seeſtaaten zu erfreuen haben, wird uns verkümmert durch die Han-

delsſperren mitten in unſrem Binnenlande. Der große Vortheil des Volks wird dem kleinen des Fiscus aufgeopfert.

Die moraliſche Wirkung des phyſiokratiſchen und des Handels-Syſtems iſt unermeßlich und bezeichnet den Charakter des jetzt lebenden Geſchlechts mehr als alles andre. Das ganze Dichten und Trachten einer unzählbaren Mehrheit der Menſchen läuft auf phyſiſchen Genuß, oder auch nur auf den Erwerb der dazu erforderlichen Mittel hinaus. Alles will durch Induſtrie oder Handel Geld erwerben, um zu genießen, oder gar nur, um zu haben, denn gemeine Seelen verwechſeln nur zu oft den bloßen Reichthum mit dem Genuß, den ſie ſich dadurch verſchaffen könnten. Wenn allerdings der Reichthum jedes Schöne und Große zu unterſtützen geeignet iſt, ſo dient er doch nur als Mittel. Wenn er aber nur dient, den gemeinen Genüſſen und Lüſten zu fröhnen, oder gar zum Zweck erhoben wird, iſt er durchaus verderblich. Der jetzt herrſchende Luxus und die Genußſucht, die ſich faſt aller Stände bemächtigt hat, iſt ein geringeres Übel, als die Habgier. Dieſe iſt ganz gemein und ſchändlich, und verderbt die Menſchen von Grund aus. Verſchwenderiſch und luxuriös waren die Menſchen von jeher, ſobald ſie etwas hatten, aber ſo habgierig und wucheriſch ſind ſie noch nie geweſen, als jetzt. Nicht das Genießen iſt jetzt die Hauptſache, ſondern nur das Erwerben. Über dem Eifer, zum Beſitz zu gelangen, vergißt man ganz den Genuß.

Daher iſt nichts ſo ingeniös, als die Erwerbsarten in unſrer Zeit, und nichts abgeſchmackter und nichtswürdiger, als die Weiſe, des Erworbenen ſich zu erfreuen, die Vergnügungen des Reichthums. Die Anſtrengung, den Fleiß, das Genie der Erwerbenden müſſen wir bewundern, den Gebrauch, den ſie vom Erworbenen machen, müſſen wir meiſtens nur belächeln. Übrigens hat dies zum Theil ſeinen Grund in dem Umſtande, daß wirklich die meiſten Menſchen mehr erwerben, um dem Übel der Armuth zu entgehn, als um das Glück des Reichthums zu genießen. Ihr Streben iſt mehr negativ gegen die Armuth, als poſitiv für den Reichthum berechnet. Es ſind verhältnißmäßig nur wenige, die wirklich zum Genuß gelangen, die meiſten müſſen ſich nur des Mangels erwehren, daher iſt die Arbeit wichtiger und intereſſanter, als der Erfolg.

Daß aber alles menſchliche Treiben jetzt auf Erwerb ausgeht, ausgehen muß, iſt gewiß im Vergleich mit frühern Zeiten eine ſehr traurige Eigenthümlichkeit der unſern. Man kann einmal nicht leben ohne Geld, man muß zu erwerben ſuchen, um nicht unterzugehn; man muß ein Mehr zu gewinnen ſuchen, weil ein Weniger leicht mit dem bürgerlichen Tode droht. Darum wird von früh auf ſchon den Kindern eingeprägt, daß ſie in dieſer Welt nur dazu berufen ſind, ihr Unterkommen zu ſuchen, den Erwerb als das höchſte Lebensziel zu betrachten. Schon die Erziehung drückt ihnen den Stempel eines Laſtthieres

auf, das ſein Brod verdienen muß. Das Schlimmſte iſt, daß jedes Mittel geheiligt erſcheint, ſobald es dem Zweck des Erwerbs dient. Nur das Criminalgeſetz enthält die Ausnahmen von der Regel; Ausnahmen, welche die Moral zu machen hätte, werden ſelten beachtet. Die Erwerbſucht rottet das heiligſte Gefühl im Herzen aus und die meiſten Ehen werden nur wie ein Handel abgeſchloſſen. Man frägt nach dem Gelde, nicht nach dem Liebreiz und der Tugend der Braut. Die Menſchenliebe und Ehrlichkeit leiden am meiſten bei dieſem Jagen nach Gelde. Man ruinirt den Nebenmenſchen, um ſelbſt zu gewinnen, man betrügt auf geſetzlichem Wege, und begeht eine Menge ganz unſcheinbarer, aber nicht minder ſchlimmer Mordthaten durch geſchickte Verdrängung der Concurrenten. Selbſt die Gefühle der Ehre, des Patriotismus und der Frömmigkeit werden vergiftet durch die Rückſicht auf das Geld. Nicht das gemeine und alte Übel der Beſtechung kommt hier in Frage, ſondern ein ganz neues allgemein verbreitetes und weit gefährlicheres Übel. Faſt alle Staatsdiener, ſogar die Prieſter machen ſich ihre Beſoldung zum Hauptaugenmerk. Ja die Staaten ſelbſt müſſen erwerben und Handel treiben, weil ſie ohne Geld nicht mehr exiſtiren können. Dadurch iſt das Privatleben wie das öffentliche von Grund aus umgeſtaltet worden.

Früher achtete man den Menſchen, jetzt nur noch das Geld. Die Gewalt ſelbſt borgt ihre Mittel nur noch vom Gelde, und um die heiligſte Autorität ſteht

es ſchlecht, wenn ſie kein Geld hat. Aller Glauben und Aberglauben, auf welchen in frühern Zeiten die Macht, Würde und Legitimität beruhten, iſt jetzt in den einzigen an das Geld zuſammengeſchmolzen. Der reichſte Staat iſt der ligitimſte und der reichſte Privatmann der nobelſte. Das Geld duldet keinen andern Unterſchied, als den ſeiner Beſitzer. Es entwaffnet jede andere Macht, überſtrahlt jeden andern Glanz. Darum hat es aber auch jenes Phantom der Ideologen, die allgemeine Gleichheit, wirklich ins praktiſche Leben eingeführt, ſo weit dies möglich iſt. Geld iſt der Schlüſſel zu allem, und jeder Menſch kann ihn finden. Die Gleichheit des Geldreichthums oder des Geldmangels hat alle Stände gemiſcht. Der reiche Jude wird baroniſirt, der arme Baron wird ein Kornjude, ja es gibt Fürſten, die von Penſionen leben, und Juden, die ſie bezahlen.

K u n ſ t.

So weit wir die Geſchichte unſers Volkes verfolgen können, geht durch daſſelbe ein tief poetiſcher Zug. In der ältern Zeit war das Leben ſelbſt ſchöner, in der neuern hat die Poeſie ſich aus dem Leben in den betrachtenden und bildenden Geiſt geflüchtet und ihre Wunder in einer Kunſtwelt offenbart, die über dem Leben ſteht. Nie iſt die Schönheit völlig von uns gewichen, ſie war ein Erbtheil der Natur, das uns unveräußerlich zugeeignet worden. Wir ſprachen ſie urſprünglich in Thaten aus, ſpäter im Glauben, zuletzt in der Betrachtung. Allen Denkmalen unſrer Kunſt liegt ein tief poetiſcher Sinn des Volks zu Grunde, der ſich gerade da am innigſten ins Leben ſelber verliert, wo uns die Denkmale fehlen. Dieſe ſind daher nur ein ſchwacher Abdruck der das Volk durchdringenden Poeſie, und ſie erſcheinen immer dürftiger, je weiter wir in der Geſchichte zurückgehn, weil in demſelben Maaße das Schöne mehr dem Leben ſelbſt angehörte und mit ihm

unterging. Was wir Herrliches von dem reinen ſinnigen Familienleben, von der Heldenkunſt und Heldenpoeſie der Germanen vernehmen, iſt mit ihnen ſelbſt von der Zeit verſchlungen worden. Erſt das Mittelalter hinterließ uns unſterbliche Denkmåler der Kunſt, weil in ihm die Poeſie aus dem Leben ſchon in die Beſchaulichkeit überging, doch war es vorzüglich die bildende Kunſt, der die Deutſchen damals ſich ergaben, weil ſie die erſten gewaltigen Züge der innern poetiſchen Welt in der rieſenhaften und ewigen Steinſchrift der Natur entwerfen mußten. Die neueſte Zeit iſt von dieſen einfachen Zügen abgewichen, wie immer mehr die Betrachtung zu dem Mannigfaltigen und Widerſprechenden ſich fortgeriſſen ſah und der unermeßlichen gåhrenden Geiſterwelt konnten nur noch die redenden Künſte dienen, die den kühnſten und verwickelſten Labyrinthen des Gedankens und der Phantaſie zu folgen im Stande ſind.

Darum herrſcht die Dichtkunſt jetzt vor allen andern Künſten, und ihre Trågerin wird mit der Sprache die Literatur. Schöne Kunſt und ſchöne Literatur oder Belletriſtik iſt daher beinahe gleichbedeutend geworden. Ehe wir aber die Dichtkunſt betrachten, wollen wir einen Augenblick bei der ziemlich dürftigen Literatur verweilen, welche das Schöne und die Kunſt im Allgemeinen und die übrigen Künſte, außer der Dichtkunſt, behandelt.

Die Äſthetik oder Wiſſenſchaft vom Schönen hat die Deutſchen auf doppelte Weiſe immer mehr

intereſſiren müſſen, theils in rein philoſophiſcher Hinſicht, theils um bei den widerſprechenden Anſichten und Manieren in der Kunſt aufs Reine zu kommen. Der Philoſoph, der Alles wiſſen wollte, mußte die Bedeutung des Schönen zu erkennen ſtreben, und die Künſtler und Dichter hatten alle Urſach, nach einer äſthetiſchen Geſetzgebung zu verlangen, nachdem ſie über das Schöne in die mannigfachſten Widerſprüche gerathen waren. Je mehr das Schöne aus dem Leben an die Bildung des todten Stoffes, oder an die Kunſt, und die Kunſt wieder aus der Natur an die Sprache überging, verlor ſich immer mehr der einfache Naturtrieb und eine vielſeitige, alles berückſichtigende und doch nie fertig werdende, hier feſtgehaltene, dort ins Ungewiſſe hinausgetriebene, immer mit ſich ſelbſt ſtreitende Reflexion nahm überhand. Die irrenden Begriffe ſuchten wieder, was das ſichre Naturgefühl gewährt hatte. In der Kunſt ſo wenig als in der Wiſſenſchaft, konnten die Geiſter einig bleiben und die äſthetiſchen Anſichten widerſprachen ſich nicht weniger, als die religiöſen, philoſophiſchen und politiſchen, und dem zufolge herrſchten auch mannigfache Maximen in Betreff der Kunſtpraxis. Jeder Widerſpruch ſucht aber die Auflöſung, jede Mannigfaltigkeit die ihr insgeheim zu Grunde liegende Einheit und ſo hat man auch die Äſthetik in theoretiſcher und praktiſcher, oder philoſophiſcher und techniſcher Hinſicht in ein evidentes Syſtem zu bringen geſucht.

Im Ganzen iſt dieſes löbliche Beſtreben noch nicht weit gediehen. Die Philoſophen ſtehn den techniſchen Empirikern entgegen. Jene wollen die Kunſt aus einer Idee des Schönen oder aus dem Organ des menſchlichen Kunſttriebes herleiten; dieſe ziehen aus der Erfahrung, aus den Kunſtſchätzen, Regeln ab, die ſo unvollkommen oder unzuſammenhängend ſind, wie die noch nie vollendete Kunſtwelt ſelbſt. Jene wollen den Künſtler belehren, nicht von ihm lernen, und ſie kommen immer nur von der Philoſophie zur Äſthetik, wie umgekehrt. Alle wollen das Schöne aus dem Zuſammenhang der übrigen Welt erklären, noch keiner iſt vom Schönen ausgegangen und hat aus ihm auf das Übrige geſchloſſen. Die Empiriker dagegen laſſen die Philoſophie auf ſich beruhn und bleiben bei Thatſachen ſtehn, die immer etwas Fragmentariſches bleiben, ſo lange die Kunſtwelt nicht vollendet iſt.

Wer den guten Geſchmack, oder nur den deutſchen, aus unſern Lehrbüchern der Äſthetik kennen lernen wollte, würde fehl gehn. Ich will nicht ſagen, daß ein andres Volk beſſere Lehrbücher beſitzt, ich halte vielmehr alles, was dafür von Ariſtoteles bis auf Gripenkerl geleiſtet worden, verhältnißmäßig für ſehr unerheblich. Denn, wenn auch Einzelne tiefe Blicke in das Weſen der Kunſt gethan, ſo ſind dadurch nur Schlaglichter in das dunkle Land geworfen worden, und an eine allgemeine Aufklärung iſt noch nicht zu denken geweſen. Das Beſte, was über die

Kunſt geſagt worden, finden wir zerſtreut bei Philoſophen und Dichtern. Es hat ſich aber noch immer in kein eigentliches Lehrbuch vereinigen laſſen. Dieſe Lehrbücher müſſen vielmehr in der Regel alle Tiefe aufopfern, um in der Breite wenigſtens die Fächer auseinanderzulegen, in welche man die Gegenſtände der Kunſt zu ordnen pflegt. Wie der göttliche Plato, ſo haben Winkelmann, Herder, Leſſing, Schiller, Schelling, die Brüder Schlegel, Novalis, Görres, Tieck und andre die tiefſten Ideen über die Kunſt ausgeſprochen, die Philoſophen haben ſie auch in ein philoſophiſches Syſtem gebracht, aber eine praktiſche Äſthetik iſt daraus noch nicht erwachſen, und wer ſie verſucht hat, iſt entweder wie Jean Paul vorſichtig genug geweſen, nur Fragmente geben zu wollen, oder hat ein trocknes Regiſter geliefert wie Sulzer, oder ein noch kümmerlicheres Fachwerk, wie Bouterweck, Eberhard, Schreiber und andre.

Die beſte Äſthetik gehört freilich ſo ſehr zu den Idealen, wie die beſte Philoſophie, und die beſte Darſtellung der Geſchichte. Doch ſind unſre philoſophiſchen und hiſtoriſchen Werke ohne allen Zweifel beſſer, als die äſthetiſchen und deßhalb ſind wir auch über gewiſſe philoſophiſche Wahrheiten und geſchichtliche Begebenheiten weit beſſer unterrichtet, als ſelbſt über die Rudimente der Kunſt. Nirgends herrſcht ſo ſehr Willkür und Beſchränktheit, als in den Urtheilen über einzelne Kunſtwerke oder das ganze Gebiet der Kunſt. Freilich muß das äſthetiſche Urtheil

immer auf einer gewiſſen Willkür der individuellen Eigenthümlichkeit und der äſthetiſche Genuß immer auf einer gewiſſen Selbſtbeſchränkung beruhen, doch auch dafür gibt es allgemeine Geſetze und dieſe werden eben nicht erkannt. Man raiſonnirt, verwirft, und vergöttert, wie das Gefühl es eingibt, aber ein Gefühl, das faſt nie gebildet iſt, und ſelten ſich gleich bleibt, wenn ihm irgend ein Andrer, den man für einen Kenner hält, eine andre Richtung gibt. Aus dieſem Hin- und Herſchwanken der Gefühle und aus dieſem Hin- und Herraiſonniren der angeblichen Kenner iſt eine Anarchie des äſthetiſchen Urtheils entſprungen, die den wahren Kenner unterdrückt, den Künſtler bald durch Lob, bald durch Tadel verdirbt und dem Publikum ſtatt eines wahren und dauernden Genuſſes nur die berauſchenden Freuden einer ewig wechſelnden Modeluſt gewährt.

Über die einzelnen **bildenden Künſte** iſt nach und nach Einiges geſchrieben worden, meiſt von Dillettanten. Die hiſtoriſchen Studien über die alten Kunſtwerke ſind davon das Beſte, wiewohl auch hiefür noch weit mehr geſchehen könnte. Noch immer iſt die bildende Kunſt zu ſehr blos eine Angelegenheit der Gelehrten und Vornehmen, das Volk in Maſſe nimmt zu wenig Theil daran. Sodann ſind die Kräfte zu ſehr an die verſchiednen Akademien vertheilt und nicht ſelten unter ein einſeitiges Intereſſe derſelben gebracht, ſo daß alle Thätigkeit für die bildende Kunſt fragmentariſch bleibt. Doch gibt es einige treffliche

Studien und Sammlungen im Einzelnen. Weniger wollen die techniſchen Lehrbücher bedeuten, da ſie erſt allmählig mit der Kunſtpraxis ſelbſt ſich ausbilden können und dieſe bekanntlich außer in der Muſik die Muſter der Alten noch nicht wieder erreicht hat. Alle bildenden Künſte ſind ſeit der Reformation in Verfall gerathen, und die Bilderſtürmerei des Proteſtantismus hat nothwendig dazu führen müſſen. Erſt im vorigen Jahrhundert begann mit dem großen Winkelmann von Seiten der Dillettanten eine Reformation der Anſicht über die bildenden Künſte, der aber die Künſtler und ihre Mäcenaten erſt allmählich huldigten, ſo daß die Verjüngung dieſer Künſte erſt noch im Werden iſt. Winkelmann, Leſſing, Fernow wieſen auf die plaſtiſchen Muſter der Alten zurück, woran ſich auch beßre Anſichten von der antiken Baukunſt anſchloſſen. Dadurch wurde der Berniniſche Geſchmack, der dem Zeitalter der Jeſuiten und des Louis XIV. angehörte, dieſe Schule des Schwulſtes und der Fratze, ſiegreich bekämpft. Herder, Heinſe, Göthe erweiterten den Blick über das ganze Gebiet der Kunſt und retteten zuerſt die Ehre des Mittelalters. Die Schlegel'ſche Schule, wenn man ſie ſo nennen darf, und vorzüglich Tieck, pries die Muſter der alten Malerei und Poeſie, womit auch der Sinn für die gothiſche Baukunſt wieder belebt wurde. Durch alle dieſe Beſtrebungen wurde der deutſche Kunſtſinn aufs tiefſte ergriffen und geläutert, die falſche Nachahmung und Verzerrung der Antike, der ſteife franzöſiſche Geſchmack,

die engherzigen Vorurtheile mußten am Ende dem reinen Gefühl der echten Kunſt weichen, und eine neue Schule junger Plaſtiker und Maler verſuchte die alten Muſter zu erreichen. So freudige Hoffnungen ſie aber erregt, ſo iſt doch alles erſt im Beginn und wie es bei jeder Reſtauration zu geſchehen pflegt, Widerſprüche, Einſeitigkeiten, Manieren und Übertreibungen konnten nicht fehlen. Das Antike und das Gothiſche, die italieniſche und deutſche Schule wollten ausſchließlich gelten und wieder überſchätzte man einzelne Namen und überbot ſich im Manieriren. Immer mehr aber reiben die Anſichten an einander ſich ab, und ohne Zweifel werden die Künſtler ſelbſt und neue große Werke dem Gerede ein Ende machen.

Was für die andern Künſte geſchehen war, verſuchte zuletzt Thibaut auch für die Muſik zu leiſten, und ſein Werk über Reinheit der Tonkunſt kündigt uns dieſelbe Revolution in der Muſik an, die wir in andern Künſten erlebt haben. Auch in der Muſik herrſcht ein falſcher Geſchmack unnatürlicher Künſtelei, eine überwiegende Herrſchaft der Harmonie über die Melodie, der Inſtrumente über den Geſang, der weltlichen, ſinnlichen Muſik über die religiöſe. Thibaut hätte vielleicht aber beſſer gethan, wenn er ſein Werk mehr theoretiſch als antiquariſch gehalten hätte. Seine Muſter des alten Kirchenſtyls verhalten ſich zu der neuern Opernmuſik keineswegs, wie die Antike zu Bernini. Man muß beide gelten laſſen, dort Paläſtrina, hier Mozart, dort die Andacht, hier die

weltliche Leidenſchaft und liebliche Sinnlichkeit. Alsdann aber darf man allerdings und mit größter Strenge die einſeitige Herrſchaft eines Styls, und die geſchmackloſen Übertreibungen deſſelben verwerfen. Wenn die Muſik auch alle Mängel der übrigen Künſte getheilt hat, ſo iſt ſie doch gerade in der geſchmackloſen Periode des vorigen Jahrhunderts vor allen andern Künſten in ihrer weltlichen Richtung zu einer erhabenen Höhe gediehen und hat unſterbliche Werke hervorgebracht. Die Urſache davon war, daß ſie ungleich ihren Schweſtern nicht blos von Höfen und Stubengelehrten, ſondern vom Volke ſelbſt gepflegt wurde. Derſelbe Umſtand wird auch einer Reſtauration der Kirchenmuſik und beſonders des Chorals günſtig werden. Schon ſehn wir für dieſen Gegenſtand eine allgemeine Theilnahme rege werden und überall entſtehn neue Singgeſellſchaften, erſcheinen neue Schriften über den Geſang.

Übrigens haben die genialen Ideen jener Wiederherſteller der bildenden Künſte in unſern romantiſchen Damen und Jünglingen eine Liebhaberei für das Kunſtgeſchwätz und eine enthuſiaſtiſche Faſelei erweckt, die in einer Menge von belletriſtiſchen Producten ſich breit machen. Namentlich ſeit Heinſe, Hoffmann und Tieck ihre äſthetiſchen Anſichten in der Form des Romans vorgetragen, wimmelt es von falſchen Nachahmern derſelben, die nicht wenig dazu beitragen, daß die Meinungen ſich verwirren und die ſcharfe Kritik ſich abſtumpft und verflacht.

Wir gehn zur Poeſie über, welche unter allen Künſten für die gegenwärtige Zeit und vielleicht für alle Zeiten die höchſte Bedeutung hat. Die Poeſie erſchließt am tiefſten das menſchliche Herz und wirkt wieder am tiefſten. Was keiner Kunſt gelingt, das Innerſte des Menſchen bis in den geheimſten Gedanken und Empfindungen zu ſpiegeln, vermag allein die Poeſie, und dies gibt ihr die Macht über die menſchliche Seele, der alle Völker gehuldigt haben. Durch dieſe Offenbarung des Menſchlichen iſt die Poeſie das wirkſamſte Mittel und zugleich die höchſte Blüthe der Humanität. Poetiſche Völker ſind die edelſten und die edelſten werden poetiſch. Die Offenbarung ſchöner Menſchlichkeit in den poetiſchen Idealen iſt die Krone des Lebens. Die Poeſie iſt aber auch die dauerhafteſte unter den Künſten, die unvergänglichſte, weil ihre Denkmale auf die leichteſte Weiſe vervielfältigt und immer wieder erneuert werden können. Völker wechſeln, Staaten werden zertrümmert, ein Glaube verdrängt den andern, Irrthum wird, was einſt als Wahrheit gegolten, die Werke der bildenden Kunſt zerfallen in Staub, nur die Dichtungen überdauern die Stürme der Zeit und glänzen noch nach Jahrtauſenden im erſten Jugendſchimmer. Um alle Zeiten ſchlingt die Poeſie den Kranz, vereinigt und verſöhnt alle. Mitten im ewigen Wechſel erhält ſich die ſtille Blumeninſel der Dichtung, der irdiſche Himmel, wo die matten Seelen Erquickung finden, wo die Urväter und Urenkel die gleichen Entzückun-

gen theilen. Selbſt die Religion iſt die Stätte des Friedens nicht, weil ein Glaube den andern ausſchließt; nur in der Poeſie beruht jener Gottesfrieden, den die wilden Gemüther in heiliger Scheu anerkennen, und der ſie mit der Leier des Orpheus bezähmt und die fremdeſten Völker und Menſchen verſöhnt.

Die Deutſchen haben eine angeborne Neigung zur Poeſie, ja man kann ihren Nationalcharakter vorzugsweiſe den dichteriſchen nennen, da er ſo ſchwärmeriſch, gutmüthig, phantaſtiſch, abergläubiſch, warm und gewitterhaft iſt. Der Deutſche beſitzt ein außerordentlich zartes und tiefes Gefühl, eine flimmernde Phantaſie, einen ſtarken Hang zu Allegorie und Symbolik, große Gewandtheit in verwickelten Dichtungen, eine Alles fortreißende Flamme der Begeiſterung, einen feinen Sinn für die Natur und das Idylliſche, Familienmäßige, Heimathliche, und faſt noch mehr Illuſion für das Fremde und Wunderbare. Am augenfälligſten zeigt ſich unſer poetiſches Genie in den Mißbräuchen, die wir damit machen, und die eine Überfülle der Kraft verrathen, in dem Überſchwenglichen unſrer eigentlichen Dichtungen und in den poetiſchen Anſichten des Lebens, der Natur, der Geſchichte und aller Wiſſenſchaften, die überall vorſchlagen und weßhalb wir von den ſogenannten praktiſchen Nationen verhöhnt werden. Auch in die trockenſte Wiſſenſchaft miſchen wir gerne das Herz, die Begeiſterung und orientaliſche Bilder.

Wenn man die neue Entwicklung der deutſchen Poeſie außerordentlich zu preiſen pflegt, ſo hat man unſtreitig ein Recht dazu. Die Kunſt hat ſich in jeder Hinſicht vervollkommnet und unſterbliche Werke hervorgebracht, die das Andenken unſrer Zeit der ſpäteſten Nachwelt überliefern werden. Die Humanität iſt durch unſre Dichter weit allgemeiner und eindringlicher gefördert worden, als durch irgend einen Moraliſten oder das Unglück. Die Literatur ſelbſt hat einen neuen großen Schwung erhalten, da die Dichter den ganzen Zauber unſrer Sprache entfaltet und die Gelehrten wieder deutſch gelehrt haben, nachdem ſie in die äußerſte Sprachbarbarei verfallen waren.

Die ganze neuere Poeſie der Deutſchen bildet einen beſondern Cyclus, der in demjenigen der geſammten neuern Poeſie Europas eingeſchloſſen und mit demſelben von aller frühern Poeſie des Mittelalters, des Orients, der Griechen und Römer und des mythiſchen Alterthums getrennt werden muß. An der Pforte der geſammten neuern Poeſie ſteht Dante, an der Pforte der deutſchen Jakob Böhme, beide gleich einſam. Der letzte Abglanz des Mittelalters ward noch zum Heiligenſchein des neugebornen Kindes. Gotttrunkne Seher tauften es mit heiligem Feuer. Dante ſah in die Abendröthe des Mittelalters, Jakob Böhme in die Morgenröthe der neuen Welt. Dem feierlichen magiſchen Morgen aber folgte bald ein heller, bunter, lärmender, weltlicher Tag.

Im Getümmel dieſes Tages, im Glänzen und Flimmern ſo vieler blendender Erſcheinungen, im Wechſeln und Wogen der Namen und Moden iſt es ſchwer, eine richtige Charakteriſtik des ganzen neuen poetiſchen Treibens zu entwerfen. Die Gegenwart übt einen gewiſſen Zauber über uns, ſie blendet uns ſelbſt mit kleinen Lichtern durch die Nähe derſelben. Leicht werden wir verführt, bei einem Gegenſtand die übrigen zu vergeſſen, ſey es, daß er uns gebieteriſch ausſchließliche Bewunderung und Anbetung abzwingt, oder daß wir uns an ihm feſtzuhalten ſuchen, um in der allgemeinen Verwirrung nicht zu ſtraucheln, um wenigſtens etwas ganz zu lieben und zu beſitzen, da unſer Intereſſe ſonſt zu ſehr zerſplittert würde. Auf dieſe Weiſe ſind einſeitige Meinungen und Urtheile über die neuere Poeſie ſehr häufig geworden. Man kann ihnen in der That nicht entgehn, wenn man ſich nicht über die Verwirrung hinausſchwingt und auf der Höhe der Geſchichte einen freien Standpunkt zur Überſicht gewinnt, wenn man ſich nicht aus der Gegenwart und von ihren dringenden, haſtigen, widerſprechenden Anforderungen befreit, und in die Vergangenheit flüchtet, um an dieſer die Gegenwart zu meſſen.

Wir müſſen die Geſchichte der Poeſie bis zu dieſer letzten Entwicklung verfolgen. Die Poeſie hat ſchon viele große Perioden erlebt, bevor ſie zu dieſer letzten übergegangen iſt. In jeder dieſer Perioden ging eine Verwandlung in ihr vor, bildete ſie ſich

auf einer gewiſſen Stufe eigenthümlich aus, entfaltete ſie uns eine Seite nach der andern. Man hat gewöhnlich zwei Hauptperioden angenommen, die griechiſche oder antike, und die mittelalterliche oder romantiſche. Schlegel hat ſie dadurch zu charakteriſiren geſucht, daß er die antike Poeſie plaſtiſch, die romantiſche pittoresk nannte. Dies iſt keine müßige Vergleichung. Die Unterſchiede in den Künſten überhaupt wiederholen ſich wieder in jeder insbeſondere. Das Geſetz ihrer äußern Verwandtſchaft iſt zugleich das Geſetz ihrer innern Unterſchiede. Die Poeſie verändert ſich nach ihrer Verwandtſchaft mit den übrigen Künſten und jede ihrer Entwicklungen und geſchichtlichen Perioden entſpricht einer ſolchen Verwandtſchaft. Nur muß man nicht bei der Plaſtik und Malerei, nicht bei Schlegel's Andeutung ſtehn bleiben. Es gibt neben der Poeſie fünf Hauptkünſte, Baukunſt, Plaſtik, Malerei, Muſik und Schauſpielkunſt. Dieſen entſprechen auch in der That die Perioden und verſchiednen Entwicklungen der Poeſie. Die älteſte religiöſe Poeſie der Kosmogonien und Mythen war weſentlich architektoniſch, die ſpätere griechiſche und römiſche und ausſchließlich antik genannte Poeſie war plaſtiſch. Die lyriſche Poeſie der rohen Völker nach dem Untergang der antiken Welt und vor der höchſten Cultur des Mittelalters war muſikaliſch, das romantiſche Mittelalter ſelbſt pittoresk. Die moderne gelehrte Poeſie endlich, die in die Rollen aller Zeiten ſich einſtudirt, dürfen wir

mit Recht eine theatraliſche nennen, und in ihr iſt in der That ſo viel von allen frühern poetiſchen Gattungen enthalten, als in der Schauſpielkunſt von allen andern Künſten aufgenommen iſt. Selbſt die einzelnen Dichter unter uns verſuchen ſich in allen Gattungen und Formen der Poeſie, weil es Rollen ſind, die ſie ſpielen; in der frühern Zeit bildete jeder Dichter nur eine Gattung eigenthümlich aus.

Die poetiſche Begeiſterung der erſten Menſchen ſchien die letzte Blüthe der Schöpfung zu entfalten. Derſelbe Naturgeiſt, der den Bau der Welt gegründet, ſpiegelte ſich in den Kosmogonien der kindlichen Völker. Die Poeſie war noch nicht losgeriſſen von der Natur, ſie belebte die Maſſen, war noch nicht ausſchließliches Eigenthum eines Individuums, ſie vertheilte ſich in abweichende Anſichten, wie die Menſchen in Stämme, aber ſie blieb Eigenthum der Generationen, und wie ſie keinem Dichter, ſondern dem Volk angehörte, ſtellte ſie auch keinen Helden, nichts Einzelnes dar, ſondern das Weltganze. Alle ihre Formen waren architektoniſch. Mit dem Heldenthum riß das Individuum von der Maſſe ſich los und die Heldenfabel von der Kosmogonie, die Natur vom cyclopiſchen Bau und die Geſchichte, die Poeſie und bildende Kunſt entfaltete die höchſte Blüthe dieſes Lebens in Griechenland und Rom. Aber auch hier war die Dichtkunſt eng an die Gegenwart und ihren herrſchenden Charakter gebunden, und was wir claſſiſch an ihr nennen, war die ſtrenge Conſequenz des

 + Heine von Tieck, Rom. Sch. 44

plaſtiſchen Naturtriebs, der jenes Menſchenalter aus dem dunkeln Mutterſchooß der kosmiſchen Zeit befreite, aber ihm zugleich die beſtimmte Geſtalt einer in ſich begränzten Vegetation gab. Als dieſes Leben in der einſeitigen Richtung abgeblüht, begann ein andrer großer Menſchenſtamm ſich nach einer neuen Richtung zu entfalten. Wie dort die Sinnlichkeit zuerſt ſich losgeriſſen vom allgemeinen Leben, ſo ſuchte hier das Gemüth ſich ſelber zu ergreifen und die erwachende Sonne der Liebe rief aus der erſtarrten Memnonsſäule des Volks die erſten Töne hervor. Das Gemüth der Völker ſprach in eigenthümlichen Naturlauten ſich aus, die jetzt verhallt ſind, wie aller Ton verhallt, von denen nur ein fernes Echo noch Zeugniß gibt. Dies ſind die «Stimmen der Völker», wie Herder ſie genannt, wie alte Sagen ſie bezeichnen, wie ſie noch jetzt in Volksliedern nachklingen, und wie ſie noch rein und urſprünglich vernommen werden bei den heidniſchen Stämmen entlegner Welttheile.

In dieſer Richtung wurden die Völker ergriffen vom Chriſtenthum und ſie entfaltete die höchſte Blüthe im Mittelalter. Das nationelle Gemüth wurde Weltgemüth; die Stimme, nur dem nationellen Ohr vertraut, wurde Bild, den Augen aller offenbar. Die Poeſie wurde wieder kosmiſch und darum auch wieder in dem Maaß architektoniſch, als die Malerei es iſt; wie ſie von univerſeller Kosmogonie ausgegangen in individueller Plaſtik erſtarrt war, ergoß

ſie ſich aus den mannigfachen Quellen der Völker wieder in die zuſammenſchlagenden Wellen eines unendlichen Meeres. Die chriſtliche Romantik war aber verſunken in das bewegliche Element des Gemüthes, wie jene ältere Poeſie erſtarrt in den ſinnlichen Formen. Daher war ſie an dieſelbe Conſequenz gefeſſellt und auch in ihr waltete noch ein gewiſſer Inſtinkt, der beſtimmte Gränzen nicht überſchreiten konnte, innerhalb derſelben aber mit vollkommener Sicherheit ſich bewegte, und wie die antike Poeſie hat auch die romantiſche etwas Claſſiſches.

Dieſes Claſſiſche, die unwillkürliche Sicherheit und Harmonie des Gegenſtandes und der Form, in welcher die Kunſtwerke vollkommen den Werken der Natur gleichen, und noch von demſelben ſchöpferiſchen Triebe gebildet ſcheinen, der den Himmel, die Berge, die Pflanzen und Thiere ſo und nicht anders geſchaffen, als müßt' es ſo ſeyn, dies iſt es eigentlich, was alle ältere Poeſie von der modernen unterſcheidet. Die poetiſche Begeiſterung jener Alten war ſchaffender Naturtrieb, ohne Wahl, ohne Schwanken. Die unſrige iſt Sache der Reflexion geworden, und wir wählen und ſchwanken.

Die neuere Poeſie iſt ganz theatraliſch. Man geht in die Poeſie, wie man ins Schauſpielhaus geht, um ſich auf eine angenehme Weiſe zu täuſchen und zu unterhalten. Die Poeſie iſt nicht mehr mit dem Leben verbunden, die höchſte Blüthe deſſelben,

ſondern ſteht ihm gegenüber, wie der Traum dem Wachen. Sie iſt nichts Unwillkürliches, Nothwendiges mehr, nicht mehr die Ausgießung eines heiligen Geiſtes, der von innen kommt, nicht mehr Schöpfung eines drängenden, unbewußten, unwillkürlichen Naturtriebs, nicht mehr das freie Wachsthum, von dem man nicht weiß, wie es entſteht. Sie iſt vielmehr eine Fertigkeit geworden, die man nach Willkür anwendet, ſo oder anders, und ein bloßes Spielzeug für die Unterhaltung. Sie entſteht nicht mehr, ſie wird nur gemacht; ſie iſt nicht mehr, ſie ſcheint nur; ſie glaubt an ſich ſelbſt nicht mehr, ſie will nur täuſchen. Zum Dichten bedarf man nicht mehr der innern heiligen Begeiſterung, ſondern nur einige Kenntniß von dem, was die Leute beluſtigt, und einiges Talent. An die Stelle des unbewußten Dranges im Gemüth iſt ein vollkommen klares Bewußtſeyn im Verſtande getreten. Der Dichter ſchafft nicht, wie ihn der dunkle Trieb dazu zwingt. Er ſetzt ſich hin und reflectirt, was will ich machen, und wie muß ich es machen, um die Leute zu beluſtigen? Daſſelbe Talent, was früher ſich von ſelbſt einfand, wenn das Gemüth des Dichters in poetiſcher Begeiſterung war, gehorcht jetzt den ängſtlichen Vorſchriften des Verſtandes. Ehemals hatten die Dichter keinen Zweck, ſie ſprachen ſich nur aus, wie die Quelle ſich ergießt, und wie der Vogel ſingt. Sie waren größer, als andre, wie ein Berg höher iſt als andre. Jetzt aber haben ſie den Zweck, die Leute

zu beluſtigen, und wetteifern um den Effect, und da ſie ſich nicht mehr nach dem innern Genius allein, ſondern nach dem Beifall von außen richten, ſo ängſtigen ſie ſich um den Ruhm, und gehn auf Stelzen, um ſich einer über den andern zu erheben.

Oder iſt es anders? Bei den wahrhaft großen und originellen Dichtern allerdings. Bei ihnen iſt noch immer, wie bei den älteſten Sängern der Vorwelt, die Poeſie Leben, und ſie dichten, weil und wie ſie müſſen, nur vom innern Genius getrieben und unbekümmert um den Beifall. Doch der große Haufen der Dichter iſt von der Art, wie ich ihn eben beſchrieben, und gerade das Daſeyn dieſes großen Haufens charakteriſirt unſre Periode. Aber ſelbſt unſre beſten Dichter müſſen der Zeit ihren Tribut zollen. Sie ſind einmal Kinder dieſer Zeit, und der Naturgeiſt, der in ihnen waltet, geht aus der Natur unſrer Zeit hervor. Wie Kinder eines Schauſpielers müſſen ſie ſelbſt Schauſpieler werden, die Rollen werden ihnen gleichſam angeboren.

Univerſalität iſt der Charakter dieſer Zeit. Man iſt alles in allem. Man verſetzt ſich in alle Zeiten und Länder, man ahmt alles nach. Die Bilder der fernſten Vorwelt, der fremdeſten Natur miſchen ſich täglich in die Bilder der Gegenwart. Wir reiſen an einem Tage durch alle Zonen, durch alle Zeitalter, und unſer Zimmer, in dem wir ruhig ſitzen bleiben, wird die Mithrahöhle, an deren Wänden Welt und Himmel ſich ſpiegeln. Die alten Dichter

gingen nicht über den Kreis der Nationalität hinaus, Shakſpeare zauberte ſchon die ganze Welt in ſeine Dichtungen, doch ſie trugen durchaus den Stempel einer engliſchen und ſeiner Individualität. Unſere neuere Dichter aber nehmen mit dem fremden Gegenſtand auch die fremde Anſicht deſſelben an, zaubern ſich nicht nur Griechenland in die nordiſchen Wälder, ſondern auch eine griechiſche Denkweiſe in ihre nordiſchen Geiſter. Dieſelbe deutſche Treue, mit welcher unſre alten Maler die Natur copirten, zeichnet jetzt unſre Dichter aus, ſofern ſie ſich an Vergangnes und Fremdes wenden. Treibt ſie die Sehnſucht nach dem alten Hellas, ſo wollen ſie ganz Griechen ſeyn, daß ſie vor Plato beſtehn und von Ariſtophanes nicht zu Spott werden. Reizt ſie das Mittelalter, ſo möchten ſie kein Riemchen am Harniſch der alten Ritter, kein Kreuz auf dem Weg außer Acht laſſen. Kein Volk kann ſich ſo gut in ein andres hineindenken, als das deutſche. Unſre Dichter treiben mit dieſem Rollenwechſel eine gewiſſe Andacht. Es iſt in der That ein neuer Polytheismus. Wir machen alles zu Gegenſtänden der poetiſchen Anbetung, und gleichen den alten Heiden vollkommen in der Toleranz, in welcher ſie alle fremden Landesgötter, ſobald ſie die Gränze des Landes übertraten, zu den ihrigen machten.

Keine Welteroberung war jemals größer, als welche jetzt unſre Dichter unternehmen. Jeder Winkel der Natur und Geſchichte wird von ihnen heim=

geſucht und dem unermeßlichen Reich der Phantaſie einverleibt, davon die Literatur zahlloſe Landcharten entwirft. In dieſer univerſellen Richtung folgt aber die Poeſie nur dem Verſtande, der ihr vorausgegangen. Dieſe neuere Poeſie hängt innig mit der neuern Wiſſenſchaft zuſammen. Von ihr empfängt ſie den Charakter, wie die Poeſie des Mittelalters ihren Charakter von der Religion empfangen. Damals herrſchte mehr das Gemüth, jetzt der Verſtand. Die Phantaſie, unfähig jemals ſelbſtändig zu werden, folgt dem Impuls, den ſie dort mehr vom Gemüth, hier mehr vom Verſtand empfängt. Dort verwandelt ſie Stimmungen, Gefühle, hier Begriffe, Gedanken in Bilder und Worte. Das Gemüth kehrt ſich mehr nach innen, zieht die Welt mit geheimnißvollem Zuge in das Innere hinein, der Verſtand kehrt ſich mehr nach außen, und die Gedanken werden Schwingen, die den Menſchen durch alle Räume, durch alle Zeiten tragen. Dort concentrirt ſich alles Licht und Leben in eine volle glühende Sonne. Hier fährt es ſprühend, funkelnd auseinander in unzählige Sterne, das Unendliche zu durchdringen, zu bevölkern.

Jenes große Reich der neuern Poeſie, deſſen Gränzen nirgend ſind, läßt ſich doch in gewiſſe Syſteme eintheilen. Der Eintheilungsgrund liegt theils in den Gegenſtänden, theils in den Formen, vor allem aber in dem Geiſt, der Auffaſſungsweiſe, der Weltanſicht unſrer Dichtungen. Darnach haben ſich gewiſſe Schulen gebildet. Es iſt aber ſchwer, ſie

genau zu unterſcheiden. Wie im großen Römerreich die Völker, ſo haben ſich in unſrem poetiſchen Reich die Dichtungsarten vermiſcht. Von jeder iſt etwas auf die andre übergegangen, indem theils einzelne Dichter im univerſellſten Beſtreben alle Rollen durchgemacht, theils abwechſelnd ein ganzer poetiſcher Zeitraum von einer Mode beherrſcht worden iſt, deren charakteriſtiſches Gepräge ſich allem aufgedrückt.

Am auffallendſten iſt dieſe Vermiſchung in Rückſicht auf den Unterſchied des Alterthümlichen aller Art, deſſen Erinnerung durch die gelehrten Forſchungen der Philologie und Geſchichte den Dichtern mitgetheilt werden, und des Modernen, das jedem Dichter der Augenſchein, die eigne Erfahrung, Sitte, Natur einprägt. Wir unterſcheiden darnach im Allgemeinen gelehrte Dichter und Naturdichter, oder ſolche, die Stoff und Behandlungsweiſe der Poeſie aus dem Studium der Vergangenheit entlehnen, und ſolche, die ſie nur aus der Gegenwart entlehnen. Aber dieſer Gegenſatz iſt nicht ſcharf beobachtet. Die gelehrten Dichter können niemals ihre Natur verläugnen, und wie ſehr z. B. ein Voß ſich beſtreben mag, ein alter Grieche zu werden, er bleibt immer ein ungeſchlachter niederſächſiſcher Bauer. Eben ſo miſchen ſich in die Nachahmungen der alten Ritterpoeſie, und in jede Darſtellung der Vorzeit die Geſinnungen und Eigenheiten der modernen Welt unwillkürlich ein. Auf der andern Seite können ſich aber auch die modernen Naturdichter niemals ganz

von dem Einfluß der gelehrten Bildung, der tauſendfältigen ſchon von früher Jugend an ihnen eingeprägten Erinnerungen der Vorzeit losreißen. Unwillkürlich umſchweben ſie die Bilder einer andern Welt, und durch Erziehung und Literatur iſt eine zahlloſe Menge von Begriffen theils aus dem griechiſchen und römiſchen Alterthum, theils aus dem Mittelalter auf uns übergegangen, und ſo innig mit unſrer ganzen Denk- und Ausdrucksweiſe vermiſcht, daß ſie uns zur andern Natur geworden ſind.

Der Unterſchied beſchränkt ſich alſo nur auf ein Mehr oder Weniger des Alterthümlichen und Fremden in unſrer poetiſchen Literatur. Demzufolge müſſen wir aber allerdings im Allgemeinen eine Gattung von gelehrten Dichtern, denen jenes Mehr zukommt, und die eben deßhalb auch nur bei dem mehr gelehrten und gebildeten Publikum Eingang finden, von den ungelehrten unterſcheiden, die das geſammte Publikum verſteht, weil ſie nur ſo wenig Fremdartiges in ihre Dichtungen aufnehmen, als etwa überall bekannt und geläufig worden iſt.

Ein ſolcher Unterſchied fand bei den Alten nicht Statt. Es gab bei ihnen religiöſe Myſterien, die auch in die Poeſie ein Dunkel brachten, das nur den Geweihten erhellt wurde; aber ihre profane Poeſie war jedermann verſtändlich. Hierin herrſchten niemals Gelehrſamkeit, fremde Begriffe, fremde Ausdrücke. Dieſe ſind eine charakteriſtiſche Eigenheit nur unſrer neuern Zeit. Nur bei uns ſcheidet ſich

das Publikum in ein gelehrtes und gemeines. Wir beſitzen eine zahlloſe Menge von Dichtungen, die demjenigen nur Dunkelheiten enthalten, der nicht den ganzen Apparat mythologiſcher und hiſtoriſcher Kenntniſſe ſich angeeignet hat, den ihr Verſtändniß erfordert.

Indem wir ferner alle Nationen in der Runde nachgeahmt haben, und die größten Schönheiten dieſer Nachahmungen gerade in der Aneignung der nationellſten Eigenthümlichkeiten beſtehen, erfordert der Genuß derſelben auch eine genauere Bekanntſchaft mit dieſen Völkern. Hierin unterſcheiden ſich die Dichter, wie das Publikum. Die örtliche Lage hat einigen Einfluß. Die vorzüglichſten Nachahmer der leichten franzöſiſchen Manier, z. B. Wieland und in gewiſſem Sinn auch Göthe, waren Weſtdeutſche; die Nachahmer der Engländer ſämmtlich Norddeutſche. Auch die Zeit macht hierin einigen Unterſchied. Man kennt den Wechſel der Gallomanie, Anglomanie ꝛc.

Wir haben über den Einfluß ſowohl der Schulgelehrſamkeit als der fremden Literatur im Eingang dieſes Werks uns ſchon im Allgemeinen ausgeſprochen. Auch die Poeſie iſt dieſem Einfluß unterworfen und entlehnt daher eine Menge ihrer Unterſchiede. Wichtiger aber noch, als dieſe, ſind die Unterſchiede, die aus der religiöſen und philoſophiſchen Denkweiſe auf die Schöpfungen der Poeſie und auf den Geſchmack an denſelben übergehen. Wir Deutſchen weichen in unſrer Art zu fühlen, zu denken und zu glauben ſo weſentlich von einander ab,

wie ſchon unſre Trennung in Confeſſionen beweist, daß dies nothwendig auf die Poeſie einwirken muß. Auch hier iſt wieder die Natur im Spiele. Der Norddeutſche iſt phantaſtiſcher, witziger, humoriſtiſcher, der Süddeutſche gefühlvoller, ernſter, leidenſchaftlicher. Die Natur iſt immer der letzte Grund. Es ſind dieſelben Grundbedingungen, welche machen, daß Norddeutſchland mehr den Proteſtantismus, mehr die Verſtandesphiloſophie und mehr die phantaſtiſchwitzige Poeſie, Süddeutſchland mehr den Katholicismus, mehr die Naturphiloſophie und mehr die Gefühlspoeſie ausgebildet hat. Aus demſelben Grunde ſind auch der gelehrten Dichter mehr in Norddeutſchland, der ungelehrten mehr in Süddeutſchland zu finden. Die große Verſchiedenheit in den Grundanſichten der Dichter, die auf urſprünglichen Naturverſchiedenheiten beruht, und durch die religiöſe Trennung noch entſchiedener ausgeprägt iſt, unterſcheidet unſre poetiſche Literatur von der aller andern Völker. Nirgends finden wir eine ſo große Mannigfaltigkeit in ſo ſtarken Gegenſätzen. Die allgemeine Verflachung hat zwar auch hier auf der Oberfläche die charakteriſtiſchen Unterſchiede abgerieben, und ein indifferenter Dichterpöbel breitet ſich über ganz Deutſchland aus, wo aber noch irgend eine Tiefe zu finden iſt, da finden ſich auch jene Grundunterſchiede. Das oberflächliche Geſindel flieht ſie, haßt ſie oder bemitleidet ſie; und wo ein Dichter ſich entſchieden einer Confeſſion oder Philoſophie anſchließt, iſt er der entge-

gengeſetzten verdächtig. Dies täuſcht häufig über den Werth der ausgezeichnetſten Dichter, und verkümmert den Genuß derſelben. Wir dürfen nur an Ludwig Tieck denken, deſſen beſte Dichtungen bis auf den heutigen Tag von einer Menge Leuten geſchmäht werden, weil ein gewiſſer katholiſcher Geruch darin iſt.

Unter ſo vielen Modificationen haben ſich im Weſentlichen drei Hauptſchulen der deutſchen Poeſie in charakteriſtiſcher Eigenthümlichkeit herausgebildet, die antike, romantiſche und moderne. Stellen wir ſie unter jene Grundbedingungen, ſo zeigt ſich zuerſt der Einfluß der Gelehrſamkeit auf die antike und romantiſche Schule. Im ganzen Bereich der Vergangenheit, deren Erinnerung uns die Gelehrſamkeit bewahrt, ſind das griechiſche und römiſche Alterthum, und das romantiſche Mittelalter die Hauptepochen. Die antike Welt iſt der Gegenwart am meiſten entrückt und hat durchaus nur noch eine gelehrte Exiſtenz. Das Mittelalter ſteht uns näher und ſein Geiſt hat ſich nicht nur in Büchern, auch noch im Leben ſelber fortgepflanzt. Unter den fremden Nationen, denen wir nachgeahmt, erſcheinen die Franzoſen dem antiken Geſchmack, die Italiäner und Spanier dem romantiſchen, die Engländer dem modernen am meiſten verwandt. Was endlich den Einfluß der Glaubens- und Denkweiſe betrifft, ſo hat die antike und moderne Schule auf gleiche Weiſe vorzüglich bei den Proteſtanten Anhang gefunden, die romantiſche aber bei den Katholiken.

Wir wollen jetzt dieſe drei, dem Geiſt und Weſen nach verſchiedene Schulen näher kennen lernen, und ſodann erſt auf den zweiten Unterſchied übergehen, welcher in der Poeſie durch die lyriſche, dramatiſche und epiſche Form bewirkt wird.

Der Geſchmack für antike Poeſie gelangte nach dem dreißigjährigen Kriege zur Alleinherrſchaft. Deutſchland gab damals noch manche andre Blöße, und glich faſt in jeder Hinſicht einem offenen Markt für jede Gattung von Fremden. Die Erinnerung an eine große Vergangenheit war erloſchen, man ſah auf das Mittelalter nur mitleidig herab. Die Gegenwart aber ließ nichts Großes übrig, woran der Nationalſinn erſtarken mochte. Die alte Neugier und Wunderſucht aber war noch übrig und warf ſich auf das Fremde. Der Proteſtantismus war damals in Bewegung geſetzt ein freſſendes Zornfeuer, in der Ruhe ein erkältendes nordiſches Schneelicht, und konnte am allerwenigſten eine nationelle Poeſie begründen. Doch mit dem Studium der Alten, das er für Verſtandeszwecke begünſtigte, kam auch ungerufen die Muſe. Auf der katholiſchen Seite war ebenfalls die zeugende Kraft ausgetilgt, der alte Uranus vom abtrünnigen Sohn entmannt, und die Jeſuiten konnten dem Proteſtantismus nur mit den von demſelben geborgten Waffen der Gelehrſamkeit und des Geſchmacks die Spitze bieten. So wurden auf den katholiſchen wie auf den proteſtantiſchen Schulen die alten Claſſiker als Canon des Geſchmacks gepflegt.

Mag man den Mangel einer nationellen Poeſie beklagen, die Bekanntſchaft mit den griechiſchen Dichtern war doch ein Balſam, faſt der einzige für die vielen Wunden, an denen Deutſchland in jener Zeit verblutete. Erſt aus der Belebung des antiken Geſchmacks ging die freiere Bildung hervor, durch welche ſich auch die deutſche Poeſie wieder verjüngen konnte. Die bloße blinde Vorliebe für die Alten, die geſchmackloſen Nachahmungsverſuche blieben freilich lange Zeit die einzige Entſchädigung für die beßre noch ſchlummernde Poeſie. Auf den ſteifen Meiſtergeſang, den das Mittelalter beſchloß und ſchon die römiſche und griechiſche Terminologie aufgenommen, folgte die ſchleſiſche Schule, die gleich der damaligen franzöſiſchen und holländiſchen, von wo Opitz ſie entlehnt, jenen ſeltſamen Parnaß erſchuf, da Apollo in der Perücke mit der Geige das Concert der hochfriſirten Muſen dirigirte. Dieſe Gattung von Poeſie lebte vorzüglich an den Höfen und huldigte den galanten Feſtivitäten. Ins Volk konnte ſie nicht lebendig dringen, und die Gelehrten konnten nicht damit zufrieden ſeyn, weil die griechiſche Muſe in jenen Nachahmungen nicht herrſchte, ſondern fremden Zwecken und der Mode dienſtbar war. Darum verſuchte Klopſtock, indem er der franzöſiſch-ſchleſiſchen Schule und der Hofpoeſie entgegentrat, die griechiſche Form in völliger Reinheit und als Muſter aufzuſtellen und die deutſche Sprache derſelben ſklaviſch zu unterwerfen. Es entſtand die Gräcomanie,

die Geiſt und Sprache der Nation auf ewig unter das fremde Joch zu erzwingen unternahm, und ihr Vorwüther war Voß. Endlich ſah man auch dieſe Verkehrtheit ein und ſinnvolle Dichter ſuchten zu beweiſen, daß es nur darauf ankäme, den griechiſchen Geiſt bei uns heimiſch zu machen, daß es dagegen unſrer Sprache unmöglich ſey, ſtreng alle Formen der griechiſchen nachzucopiren. Dieſe Dichter ahmten nun in reinem fließendem Deutſch die Heiterkeit des Homer, den Flug Pindar's, die Würde des Sophokles, die Feinheit des Lucian nach. Hiermit ſchließt ſich der Kreislauf des antiken Geſchmacks in unſrer poetiſchen Literatur.

Wir bemerken alſo drei verſchiedne Entwicklungen der antiken Schule. In der erſten nahm ſie nur von oben weg die Namen und Begriffe des Alterthums, in der zweiten copirte ſie mit ſklaviſcher Treue die antiken Formen, in der dritten drang ſie in den Geiſt des Antiken und ſuchte die innerſte Grazie deſſelben ſich eigen zu machen.

Unter den Hohenſtauffiſchen Kaiſern war der Adel poetiſch geweſen, unter den Luxemburgiſchen waren es die Bürger, unter den Habsburgiſchen kam die Poeſie an die Gelehrten, aus der lebendigen Hand an die todte Hand. Die Reformation riß nieder, der dreißigjährige Krieg kehrte aus. Mit ſo vielem Alten erſtarb auch die deutſche Poeſie, und um die Leere zu füllen, beſchworen die Gelehrten den Schatten der griechiſch-römiſchen Poeſie. Die Zeit war ſo

herabgekommen, geiſtlos und unnatürlich, daß ſie nicht im Stande war, in den Geiſt jenes Alterthums einzudringen. Dies war einer ſpätern Zeit vorbehalten. Anfangs diente dieſe neue Poeſie auch nur der Schmeichelei und den Luſtbarkeiten an den Höfen. Da die chriſtlichen Heiligen ſchicklicherweiſe nicht benutzt werden konnten, den Triumph der weltlichen Macht zu verherrlichen, ſo mußten wenigſtens die heidniſchen Götter ſich dazu brauchen laſſen. Die Hofpoeten legten zuerſt in Frankreich dem vergötterten Fürſten eine glänzende Camerilla von griechiſchen Göttern und Halbgöttern zu, deren einziges Geſchäft darin beſtand, in allegoriſchen Darſtellungen die göttlichen Eigenſchaften Ludwigs XIV. zu bezeichnen. In zahlloſen Bildern und Gedichten erſchien der Fürſt von einem Göttergefolge begleitet, an welches die Erzämter vertheilt waren. Minerva trug ihm das Scepter vor, Mars das Schwert, Victoria bekrönte ſeine Schläfe, Hebe verwaltete das Schenkenamt, das des Truchſeß Ceres, und Venus war der Stallmeiſter. Auch in Deutſchland wurde dieſe allegoriſirende Hofpoeſie eingeführt und man ärgerte ſelbſt noch Friedrich den Großen damit. Hoffmanswaldau war der Coryphäe dieſer Schule, ſpäter Ramler, nnd ſelbſt Wieland war noch darin wie bezaubert, obgleich er ihren ſentimentalen Ernſt in Ironie verkehrte.

In dieſer Schule war alles unwillkürliche Karrikatur. Nichts konnte ſo unnatürlich und komiſch ſeyn, als die Vermählung der antiken Plaſtik mit der Zeit

der Perücken und Reifröcke. Die Marmorwelt des Alterthums verwandelte ſich unter den geſchäftigen Händen der Friſeurs von Paris, Leipzig und Berlin in ein Bedlam voll phantaſtiſcher Ungeheuer. Das waren die Geſtalten, womit man den ganzen Raum, den die damalige Poeſie einnahm, bevölkerte. Nichts ſchien poetiſch, was nicht eine Beziehung auf die alte Mythologie hatte, die dennoch immer jeder neuen Pariſer Mode huldigen mußte. Unter allen Dichtern des Alterthums, die man nachzuahmen wetteiferte, gelangte Horaz zum höchſten Ruhm. Ihm fühlten die Hofpoeten am nächſten ſich verwandt. Man durfte ihn nur überſetzen, nur citiren, ſo fand man ſchon Beifall. In Frankreich war Batteux der Prophet dieſes Geſchmacks, in Deutſchland ſein Überſetzer Ramler. Daher nun jene Sündfluth von Oden, Elegien, poetiſchen Briefen und Satyren, die damals Deutſchland unter ein ſchlammiges Waſſer ſetzte. Da man nur nachahmte, und nichts Neues erfand, als etwa die moderne Anwendung alter Schmeicheleien, ſo gab man ſich auch wenig Mühe. Es war ſchon genug, nur die Alten zu citiren. Ein Odendichter durfte von ſeinem Helden nur ſagen, er ſey feurig wie Mars, ſchlau wie Merkur, ſchön wie Apoll, von ſeiner Heldin, ſie ſey jung wie Hebe, ſchlank wie Atalante, reizend wie Venus geweſen, und man fand die Schilderung entzückend. Selbſt Wieland ſetzte ſeine Gemälde noch oft aus hundert Anſpielungen und Citaten aus der Mythologie zuſam-

men. Die allgemeinſten Begriffe aus dieſer Mytholo=gie wurden am Ende ſo geläufig, daß man Jagd nach antiquariſchen Seltenheiten machte, um eine feine Gelehrſamkeit und Kennerſchaft zu zeigen. Wer bei Hofvermählungen und Begräbniſſen die verſteckteſten Anſpielungen in Gedichten oder Schauſpielen, In=ſchriften, Bildern, auf Portalen, Sarkophagen ꝛc. anzubringen wußte, die dann die gelehrteſten Philo=logen wieder in langweiligen Noten erklärten, der trug den Preis davon.

Die geſammte Dichterwelt richtete ſich auf anti=ken Fuß ein. Man that, als ob ſtatt des Blocksbergs mitten in Deutſchland der Parnaß läge und als ob der Kaiſer Apoll, die neun Churfürſten die Muſen wären. Jeder Dichter nannte ſich einen Sohn der Muſe, alle hießen Brüder in Apoll. Später nann=ten ſich dieſe guten deutſchen Verſemacher in einer andern Anwandlung von Tollheit Barden.

Doch Klopſtock, der dieſen Namen einführte, hat ſo große Verdienſte, daß wir mit dieſer Erwäh=nung ſein Andenken nicht beſchimpfen wollen. Sein Mißgriff ging aus einem ſehr achtbaren Eifer her=vor, die Deutſchen an ſich ſelbſt zu mahnen. Wie barok und wahnſinnig die ganze Zeit war, erhellt am beſten aus dem, was ſie aus ſonſt ganz vernünf=tigen Menſchen machte. Die erſten kräftigern Natu=ren, die ſich aus dem Wuſt jenes Ungeſchmacks em=porzuarbeiten ſtrebten, wurden noch davon verſchro=ben. Klopſtock war inſofern noch ganz das Kind

ſeiner Zeit, als er für die deutſche Poeſie durchaus nur in der Nachahmung des Antiken das Heil erwartete. Er ſah aber doch die Oberflächlichkeit der frühern Nachahmer der Griechen und Römer ein, und brachte den antiken Geſchmack auf eine höhere Stufe, indem er auf eine treue Nachahmung der antiken Formen drang. Bisher hatte man die Alten in allerlei buntſcheckigen Knittelverſen bereimt, Klopſtock führte zuerſt den allgemeinen Gebrauch der echten antiken Versmaaße ein, und glaubte darin erſt die deutſche Sprache zur poetiſchen Vollendung zu bringen. Verbeſſert hat er ſie gewiß, wenn auch nur wie die Schatzgräber den Weinberg. Er konnte die deutſche Sprache nicht auf das Prokruſtesbett einer fremden ſpannen, aber er veredelte doch ihren Ausdruck, indem er ihn mit dem griechiſchen wetteifern ließ.

Abgeſehn von dieſen Formen aber behauptet Klopſtock ſeine große Bedeutung darin, daß er zuerſt der antiken Welt zwei Ideen entlehnte, die der damaligen deutſchen Poeſie gänzlich abhanden gekommen waren, Vaterland und Religion. Er drang ſo weit in den Geiſt des Alterthums, daß er die beiden größten Ideen deſſelben erkannte, während er es freilich ſpätern Dichtern überlaſſen mußte, ſich der ganzen Anmuth und Fülle jenes Geiſtes zu bemächtigen. Jene beiden Ideen ſtehn bei ihm etwas nackt da, gleichſam nur wie Pfoſten am Eingang in das Innere der antiken Poeſie. Er führte die bisherige antike Schule aus der Hofpoeſie heraus bis zu dieſem Eingang.

Er lehrte: wenn ihr die Griechen nachahmen wollt, ſo ehrt zuerſt, wie ſie, euer Vaterland und euern Glauben. Auf dieſe beiden Gegenſtände bezogen ſich auch ſeine vorzüglichſten Dichtungen. Sie haben ihm jenes ehrwürdige Anſehn verliehen, das er immer behaupten wird. Sie haben bewirkt, daß man ihn immer bewundert hat, wenn man ihn auch kaum auszuleſen im Stande war, worüber ſchon Leſſing ſpottet. Es iſt wahr, Klopſtock verliert alles, wenn man ihn in der Nähe und im Einzelnen betrachtet. Man muß ihn in einer gewiſſen Ferne und im Ganzen auffaſſen. Wenn man ihn liest, ſcheint er pedantiſch und langweilig, wenn man ihn aber geleſen hat, wenn man ſich an ihn erinnert, wird er groß und majeſtätiſch. Dann leuchten ſeine beiden Ideen, Vaterland und Religion, einfach hervor, und machen uns den Eindruck des Erhabenen. Wir glauben einen rieſenhaften Geiſt Oſſian's zu ſehn, eine ungeheure Harfe hoch in den Wolken rührend. Kommt man ihm näher, ſo löst er ſich auf in ein dünnes breites Nebelgewölk. Aber jener erſte Eindruck hat auf unſre Seele mächtig gewirkt und uns zum Großen geſtimmt. Obwohl zu metaphyſiſch und kalt hat er uns doch in den höchſten Ideen ſeiner Poeſie zwei große Lehren gegeben, die eine, daß die entdeutſchte Dichtkunſt, dem heimiſchen Boden längſt entfremdet, wieder in ihm ihre Wurzeln ſchlagen müſſe, und nur in ihm zum herrlichen Baume gedeihen könne, die andre, daß alle Poeſie wie ihre Quelle, ſo ihr höchſtes Ziel in

der Religion finden müſſe. Dieſe Lehren drängten ſich ihm aus dem Alterthum auf. Bei den Griechen fand er, was für die Poeſie jedes Volkes gilt, Sinn für das Vaterland und die Religion. In dieſer Weiſe dürfen wir Klopſtock als den erſten Vorgänger auch in der Richtung betrachten, welche den Geiſt des claſſiſchen Alterthums verfolgte. Er eröffnete ſeinen Nachfolgern zwei Wege, die einen ſuchten die griechiſchen Formen, die andern den griechiſchen Geiſt auf. Dort ſteht ihm Voß, hier Wieland am nächſten.

In Bezug auf das Formelle bildete Voß den antiken Geſchmack aus. Hier iſt er der Meiſter. Mit ihm begann die eigentliche Gräcomanie. Voß iſt der Fehler, zu welchem Klopſtock hinneigte, das Extrem dieſer ganzen falſchen Richtung unſrer Poeſie. Weiter konnte ſie nicht abirren. Voß, dieſen ſeltſamſten aller literariſchen Pedanten, trieb ein Spiel der Natur, durch welches zuweilen gerade das Fremdartigſte ein Gegenſtand des Appetites wird, zu einer tragikomiſchen Liebſchaft der griechiſchen Grazie, und er ahmte dieſelbe in den poſſirlichſten Capriolen nach. Er übernahm länger als ein halbes Jahrhundert die Siſyphusarbeit, den rohen Runenſtein der deutſchen Sprache auf den griechiſchen Parnaß zu ſchleppen, doch immer

hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückiſche Marmor.

Er hatte die fixe Idee, man müſſe die deutſche Sprache auf eine mechaniſche Weiſe Sylbe für

wenn er uns nur dafür den ganzen Zauber der fremden entfaltet hätte. Aber auch die griechiſche Muſe iſt ſpröde ſeinen plumpen Zärtlichkeiten ausgewichen. Wie war es möglich, daß er in einem ſteifen, zwangvoll zuſammengeſchraubten, ganz unnatürlichem Deutſch nur eine Spur von ioniſcher Anmuth ausdrücken konnte? Weit entfernt, uns die lächelnden Grazien ſeiner Originale zu zeigen, hat er nicht einmal das nächſte gröbſte Ziel eines Überſetzers erreicht, die Verſtändlichkeit. Wollen wir ſeine Überſetzungen verſtehn, ſo müſſen wir das Original zu Rathe ziehn, wir müſſen ſein Küchendeutſch ins Griechiſche überſetzen, um nur zu wiſſen, was er ſagen will. Wie kann endlich bei ihm irgend von einer leichten und richtigen Auffaſſung der innerſten Eigenthümlichkeit eines fremden Dichters die Rede ſeyn, da er ſie alle über einen Leiſten ſchlägt. Ob Voß den Heſiod, Homer, Theokrit, Virgil, Ovid, Horaz, Shakſpeare oder ein altes Minnelied überſetzt, überall hören wir nur das bockſteife Roß ſeiner Proſa traben, und ſelbſt der ſtarke Genius Shakſpeare's vermag es nicht um ein kleines aus dem Takt zu bringen. Man kann den Überſetzer daran erproben, daß man ihn zwei ganz entgegengeſetzte Dichter überſetzen läßt. Sehn ſie ſich dann ähnlicher, als zuvor, ſo iſt die Überſetzung gewiß bei beiden untreu, im eigenthümlichen Charakter verfehlt. Voß hat dieſe Probe gemacht und iſt ſchlecht beſtanden. Friſch und geſund ſind die guten alten Dichter in ſeinem Herenkeſſel untergetaucht, und als

woraus der Geiſt der deutſchen Sprache verſchwunden war, und Voß bemühte ſich, es durch griechiſche Zuſammenſetzungen und Conſtructionen wieder zu beleben. Er löste die deutſche Sprache in ihre urſprünglichen atomiſtiſchen Beſtandtheile auf und verſuchte, nach mechaniſchen Geſetzen einen neuen Bau daraus aufzuführen, aber in dieſem todten Gerüſt war keine Seele. Niemand konnte ſo ſprechen, wie Voß ſchrieb. Es würde jedem qualvoll und lächerlich vorgekommen ſeyn, wenn er ſeine Worte wie Voß hätte ſtellen ſollen. Man ſehe Schiller's und Göthe's Verſe; wenn ſie auch oft pathetiſch ſind, ſo könnte doch jeder Deutſche in der Gluth der Leidenſchaft ſo reden, wie ſie. Aber wenn Voß auch die gleichgültigſten Gegenſtände mit aller möglichen Ruhe verhandelt, thut er es auf eine ſo ſeltſame pedantiſche und fremde Weiſe, daß niemand im gleichen Falle ſo ſprechen möchte wie er. Das macht, Schiller und Göthe huldigen dem Genius der deutſchen Sprache, ihre Worte ſind immer, ſelbſt in der Leidenſchaft oder Feierlichkeit, die natürlichſten; ſo fühlen, ſo reden Deutſche. Voß aber kennt jenen Genius nicht, ſeine Worte lauten wie deutſch, aber ſie ſind es nicht. Sie klingen immer nur wie eine ſteife Überſetzung, auch wo er wirklich nicht überſetzt.

Hat er nun aber wohl umgekehrt, wenn er den Geiſt der deutſchen Sprache verkannt, den der griechiſchen rein aufgefaßt? Wir würden es ihm vergeben, daß er unſre Sprache zum Opfer gebracht hätte,

ihren nationellen Beſonderheiten war ihre Verſtandes=bildung eine ſo allgemeine, daß alle Völker bei ihnen in die Schule gehen können, und nicht minder ihre geſellige Kunſtbildung. Die Wahrheit, Natur und Grazie dieſer Bildung leuchtet allen Völkern als Muſter voran. Sie war rein menſchlich, darum iſt es keine Nachahmung, ſich nach ihnen zu richten, ſondern nur ein natürliches Beſtreben der menſchlichen Natur, ſobald ſie ſich ihrer bewußt wird und einige Sicherheit in dem, was ſie will, erlangt hat. Wir ahmen nicht die Griechen nach, die Griechen lehren uns nur, wie wir unſern eignen Verſtand ausbilden, und wie wir auch in unſer Leben die Grazien einführen ſollen.

Ohne Zweifel iſt es der plaſtiſche klare Verſtand und die leichte natürliche Grazie, was uns an den Griechen zuerſt anziehen muß, was wir uns anzueignen den lebhafteſten Drang fühlen müſſen, wenn wir nur einigen richtigen Takt, ein geſundes Naturgefühl aus dem Wuſt der mißgeſchaffnen Perückenwelt gerettet haben. Darum wandten ſich auch die erſten Männer, die den beſſern Geſchmack herſtellten, ſogleich an den Verſtand, an die Grazie Griechenlands. Dieſe Männer waren Leſſing und Wieland. Man kann in ihnen den Unterſchied der Nord= und Süddeutſchen nicht verkennen.

Leſſing brachte die aberwitzig gewordne deutſche Poeſie zuerſt wieder zu Verſtand. Er war zwar weniger Dichter, als Kritiker, aber die Maſſe von Verſtand, die er in Bezug auf äſthetiſche Gegen=

ſtände entwickelte, war ein ſolid angelegtes Kapital, das der Poeſie die fruchtbarſten Zinſen abgetragen. Alle ſeine Schriften athmen den Geiſt griechiſcher Klarheit. Er arbeitete ſeine Gedanken mit der Reinheit aus, wie der Grieche ſeinen Marmor. Sein Styl iſt ganz plaſtiſch, ohne Fehl, ſtreng und doch fließend, feſt und doch leicht, gleich dem der beſten Claſſiker. Schon der Form nach ſind ſeine Schriften, was ſie auch enthalten, muſterhafte Vorbilder. Selbſt ſeine vielen Schriften über unbedeutende und ganz unpoetiſche Gegenſtände zeichnen ſich durch dieſe Klarheit und Schönheit der Form aus. Wenn man Klopſtock immer nur im Ganzen auffaſſen muß, weil eine Betrachtung ſeiner Schriften im Einzelnen uns nur ermüdet, ſo muß man Leſſing dagegen immer in der Nähe betrachten. Oft läßt uns ſeine ſophiſtiſche Unterſuchung nur einen ſchwachen Eindruck zurück, aber während des Leſens ſind wir durch die geiſtreiche, klare, feine Darſtellung entzückt. So deutlich Leſſing's Styl das Studium der alten Claſſiker verräth, ſo iſt er doch ganz deutſch. Jeder Deutſche kann ſo denken, ſo reden. Er hat nur den Geiſt der Griechen ſich angeeignet, nicht ſklaviſch nur den Buchſtaben, wie Voß. Dieſer Styl Leſſing's hat ungemein vortheilhaft auf die deutſche Literatur gewirkt. Vor ihm erlaubten ſich die Schriftſteller, beſonders die Dichter, die durch Gewohnheit gleichſam geheiligte Weitläuftigkeit und Dunkelheit ohne Scheu. Der Schwulſt, die Unklarheit und Nachläſſigkeit herrſchten

noch durchgängig. Nach ihm mußte man ſich ſchon beſtreben, ſich kürzer, deutlicher und geiſtreicher auszudrücken. Beſonders über die ſpätern Dichtungen verbreitete ſich eine größre Helle. Die Umſtändlichkeit wurde läſtig und lächerlich. Leſſing räumte ſcharf, keck und ein wenig grauſam in der Literatur auf, wie Napoleon in der Politik. Dem ſchnellkräftigſten Verſtande folgte der Sieg. Nach Leſſing wurde die ganze deutſche Schriftſtellerwelt klüger, beſonnener; ſie mußte ſich mehr anſtrengen, und gewann dadurch auch mehr Kraft und Sicherheit. Man durfte nicht mehr in gutmüthiger Dummdreiſtigkeit in den Tag hineinſchreiben, man mußte denken, wählen, feilen. Erhielt der Verſtand Anfangs vielleicht ein zu großes Übergewicht, ſo war dies wohl natürlich, da ein Extrem immer das andre weckt. Im Gegenſatz gegen den frühern Aberwitz konnte ſich wohl der Verſtand auf Koſten des Gemüths ein wenig überſchätzen. Leſſing's Schriften ſelbſt wehen uns ſtatt mit poetiſcher Wärme ſehr oft nur wie ein kalter ſchneidender Nordoſt an, ſeine Sophiſtik erſtickt zuweilen das Gefühl, und weckt Gedanken in uns, ſtatt Empfindungen, und ſeine glänzenden Sentenzen und Antitheſen ſtören die poetiſche Illuſion. Auch eine Menge norddeutſcher Dichter nach ihm haben zu ſehr dem Verſtande gehuldigt und das Gemüth darüber vernachläſſigt. Abgeſehn von dieſen Übertreibungen aber war Leſſing's Wirken höchſt ſegensvoll. Dem Verſtande gebührt ſein Recht auch in der Poeſie und er allein kann vor

weinerlicher Empfindſamkeit, vor öder Phantaſterie, und vor Schwulſt und Unförmlichkeit bewahren.

Leſſing's Wirkſamkeit geht über den Kreis des antiken Geſchmacks hinaus. Sein univerſelles Genie war für die verſchiedenſten Schulen zugleich thätig. Er hob die deutſche Poeſie gleichſam in ihrem ganzen Umfang aus dem Schlamm ans Licht hervor. Sein Verſtand durchdrang alles, ſcheidete, reinigte, bezeichnete die Fehler, die Regeln, den Abweg und den rechten Weg.

Wieland that in ſeiner Art nicht weniger als Leſſing, indem er das den Deutſchen angenehm und leicht machte, was Leſſing ſtreng und oft mit Härte verlangte. Darum fand er auch eben ſo viele Freunde, als Leſſing Feinde. Der antike Geiſt, der ſich in Leſſing gleichſam kriſtalliſirt hatte, floß in Wieland leicht und behende dahin. Wieland war weniger um ernſte Strenge beſorgt, er machte ſichs leichter, aber die Deutſchen bedurften eines ſolchen Lehrers, der ſie nicht ſo anſtrengte, wie Leſſing. Sein großes unſterbliches Verdienſt beſtand darin, daß er den Deutſchen zuerſt einen Begriff von der griechiſchen Grazie beibrachte und ihnen die alten ſteifen Glieder lenkſam und beweglich machte.

Die deutſche Poeſie, wohl zur Minnezeit in einer heitern leichten Grazie ſich bewegend, war durch die Meiſterſänger in ſteifleinenes Gewand, nach dem dreißigjährigen Kriege in Allongeperücken und Reifröcke verſteckt worden, wußte ſchier nicht mehr, wo

ſie die Hände hin thun ſollte, und ſpielte albern mit dem Fächer. Warfen mächtige Genien, wie Klopſtock und Leſſing, dieſen Plunder von ſich und ſchritten aus der Menuett heraus, keck ihres eignen Ganges, ſo mußte doch in ihnen erſt die Kraft ſich ſättigen, damit andere zur Anmuth zurückkehren konnten, und die Hauptrichtung ihres Strebens ging auf Höheres, um ſich vorzugsweiſe damit zu befaſſen. Dieſer Anmuth wieder ihre Stätte zu bereiten, bedurfte es eines eignen genialen Geiſtes, in dem ausſchließlich dieſe Tendenz ſich offenbarte.

Wieland trat auf, der heitere, liebenswürdige, feine Wieland, ein in Anmuth, Leichtigkeit, Scherz und Witz überfließender, unerſchöpflicher Genius. Man muß nothwendig die ganze ſteife, verrenkte, manierliche, pathetiſche Zeit kennen, die ihm vorherging, um den freien Schwung dieſes Genius recht würdigen zu können, und um zugleich, was wir vom höhern Standpunkt der heutigen Zeit, zu dem er uns auf ſeinen Achſeln ſelbſt gehoben hat, etwa an ihm noch auszuſetzen hätten, billig zu entſchuldigen.

Wieland gab der deutſchen Poeſie zuerſt wieder die Unbefangenheit, den freien Blick des Weltkinds, die natürliche Grazie, das Bedürfniß und die Kraft des heitern Scherzes. Keck, launig, imponirend, ſchnitt er die Zöpfe der Philiſter herunter, entkleidete die erröthende Schönheit des fatalen Reifrocks, und lehrte die Deutſchen, nicht ſo einſeitig, wie die frühern ſchäferlichen Dichter, nackt in der idealiſchen

Idyllenwelt mit Lämmchen zu ſpielen, ſondern in der Welt, wie ſie iſt, durch Entfernung der Unnatur die Natur von ſelbſt wieder zu finden, und die entfeſſelten Glieder in leichter, ſicherer Harmonie zu bewegen.

Sein ganzes Weſen war von jenem Geiſte der Anmuth, des Frohſinns, der Unbefangenheit und Sicherheit durchdrungen, frei, fein und witzig, leicht, beweglich und unerſchöpflich im Scherz, wie es der natürliche und geſunde Zuſtand des Lebens ſtets verlangt, und noch mehr dazu aufgefordert durch den Gegenſatz der zähen und herben Zeit. Darum fand er auch mit ſicherem Tackt, was die Vorfahren und andern Völker in liebenswürdiger Grazie auszeichnet, allwärts heraus, und gewann leicht die ſchwere Kunſt, den eigenen Geiſt daran zu verfeinern, der eigenen Poeſie es einzuhauchen und die Muſterhaftigkeit deſſelben den Deutſchen klar zu machen. Aber es war auch faſt nur dieſe Grazie, die er bei ſeinem großen Studium der alten und fremden Poeſie vor allem heraushob, als das ihn vorzüglich Anſprechende, ihm vor allen Geltende. Hier iſt er der einzige.

Am ſtärkſten ward Wieland's Genius nach Griechenland gezogen. Dort fand er alle Ideale ſeiner Grazie, dort trank er den reinen Trunk des Lebens und der Natur. Nur wenige Geiſter ſind in jener Heimath des Schönen heimiſch geworden, jeder auf andere Weiſe. Ein Leben, wie das griechiſche, iſt zu groß, als daß es ein Geiſt ganz erfaſſen

Spätere Dichter eigneten ſich in noch höherem Grade die Vorzüge der Griechen an. Sie ſchritten vom Klaren zum Starken, vom Leichten zum Schönen fort. Herder, Göthe, Schiller, die Brüder Schlegel tranken aus dem reinen Quell des griechiſchen Lebens. So weit griechiſcher Geiſt mit deutſchem ſich vermählen kann, iſt er in den Werken jener Männer enthalten. Dürfen wir eine Vergleichung wagen, ſo iſt Herder unſer Plato, Göthe unſer Homer, Schiller unſer Sophokles. Im Allgemeinen hat indeß ioniſche Weichheit und attiſche Feinheit unſern Dichtern und Proſaiſten am meiſten zugeſagt, und Göthe erſcheint deßfalls unter allen neuern den Griechen am verwandteſten. Oder fühlt ihr nicht die ſanfte ioniſche Luft, wenn ihr ſeinen Wilhelm Meiſter, ſeinen Taſſo, ſeine Iphigenie leſt? Die ſpiegelhelle Klarheit ſeiner Sprache, die Unmittelbarkeit ſeiner Naturanſchauung iſt ſeit Homer noch von keinem wieder erreicht worden. Dieſer Zauber der Form, den wir den Griechen abgelernt, iſt aber ſo wenig blos in die engen Schranken einer Zeit, eines Volks und einer Sprache gebannt, daß er ſich neuern romantiſchen Dichtungen mitgetheilt hat, deren Tendenz ſehr verſchieden von der antiken Tendenz iſt. Dagegen ſind gerade die künſtlichen Nachahmungen des Antiken, z. B. der Trauerſpiele von Sophokles und Euripides, wie ſie die Franzoſen und nach ihnen Göthe, Schiller, Schlegel und andre verſucht haben, nicht das Gelungenſte. Es verdient

Beachtung, daß die anerkannt beſten Nebenbuhler der griechiſchen Anmuth und Natürlichkeit Romantiker ſind, und zwar in ihren romantiſchen Darſtellungen, nicht in ihren abſichtlichen Nachahmungen des Antiken. Leicht geſellt ſich zu dem vollen, kräftigen, tiefen und zarten Gemüth der Romantik die edle, freie und klare Grazie der antiken Form. Darum gelang es auch den Romantikern leicht, die fremde Göttin in ihren Zauberkreis zu ziehen, und den Zopfgelehrten und Sylbenſtechern niemals, wenn ſie auch ihre philologiſchen und mythologiſchen Briefe für Gevatterbriefe der Athene ſelbſt ausgaben.

Verlaſſen wir nun die antike Schule, um zur romantiſchen überzugehn. Auf dieſem Wege finden wir eine Schwierigkeit ſeltſamer Art. Man weiß nicht recht, was eigentlich unter dem Romantiſchen verſtanden werden ſoll. Dieſer Name wird auf die verſchiedenſte Weiſe gebraucht und gerechtfertigt. Im Allgemeinen und dem Namen nach verſteht man darunter die Gattung von Poeſie, die zuerſt im chriſtlichen Mittelalter ihren Urſprung nahm und im Geiſt deſſelben ſich fortentwickelte. Romantiſch war die Hierarchie, das Kaiſerthum und die ganze Miſchung europäiſcher Völker aus Deutſchen, Kelten und Römern ſeit der Völkerwanderung, und romantiſch nennt man daher auch die Poeſie jener Völker und jener Zeit. Man hat aber auch die moderne Poeſie unſerer Zeit mit unter dieſem Namen begriffen, obgleich ſie der ältern des Mittelalters nur noch theilweiſe ähn-

ſen der menſchlichen Natur aufzuſchließen, in denen die Gemüthskraft ihre Wunder wirkt. Darin aber kommen die Romantiker wieder mit den alten Tragikern überein, daß ſie die menſchliche Natur idealiſiren, oder ihren urſprünglichen Adel, ihre Unſchuld, ihre Größe, ihre Genialität darſtellen.

Die dritte Gattung des Romantiſchen entſtand noch ſpäter erſt mit der Schule Schelling's, obgleich Jakob Böhme ſchon längſt den Weg dazu geöffnet hatte. Sie iſt dadurch charakteriſirt, daß ſie das Wunder im *Weltganzen* ſucht, und ſie geht daher bis zur älteſten Poeſie der Kosmogonien und Mythologien zurück. Ihr Weſen beſteht in einer poetiſchen Anſicht des ganzen Univerſums. Zu den Dichtern dieſer Gattung dürfen die meiſten Schüler Schelling's gerechnet werden, vorzüglich Görres und Steffens, obgleich man noch immer nicht anerkennen will, daß dieſe den Namen von Dichtern verdienen, weil man immer noch in dem Wahne lebt, die Poeſie dürfe ſich nur mit Theilen, nie mit dem Ganzen, nur mit dem Kleinen, nie mit dem Größten beſchäftigen. Doch läßt man wenigſtens den einſamen Novalis für einen Dichter gelten, als ob er allein dieſe ganze Gattung ausfüllte.

Als eine vierte Gattung des Romantiſchen müſſen wir noch insbeſondere die *katholiſche* Poeſie unterſcheiden, wie ſie nach dem Vorgange Tieck's ſich auch eine Schule gebildet. Sie iſt als eine Wiedererweckung der echten Poeſie des Mittelalters zu be-

trachten, ſteht daher aber auch zur übrigen neuern Poeſie in demſelben Verhältniß, wie die antike Poeſie. In der ganzen Lebensanſicht einer fernen Vorzeit befangen, hat ſie einen beſchränkten Kreis und findet beim großen Publikum wenig Eingang.

Endlich gibt es noch eine fünfte Gattung des Romantiſchen, die immer mehr die wichtigſte zu werden ſcheint. In vieler Hinſicht dürfen wir Herder als den Begründer derſelben anſehn. Sie ſucht das romantiſche Wunder in dem Nationellen, in der eigenthümlichen Natur und Weiſe der Völker. Ihr Koryphäe iſt jetzt Walter Scott.

Wir wollen nun jede dieſer romantiſchen Schulen näher ins Auge faſſen. Die erſte ſucht den romantiſchen Reiz in wunderbaren Begebenheiten, Abenteuern, Schickſalen. Die Menſchen, die Charaktere ſpielen hier eine untergeordnete Rolle; glänzende Decorationen, überraſchende Maſchinen ſind die Hauptſachen. Der Menſch gilt nicht durch das, was er iſt, fühlt, denkt, thut, ſondern nur durch das, was mit ihm geſchieht. Natürlich ſpielt dieſe Poeſie mannigfaltig in die mittelalterliche Volks- und Sagenpoeſie hinüber, allein ſie bedient ſich derſelben willkürlich nur als Mittel, ſie entlehnt viele Wunder aus dem Volksglauben, nur um damit zu ſpielen. Sie wirft daher auch gern allen Volksglauben durcheinander, und miſcht griechiſche Götter, arabiſche Feen, nordiſche Elfen und chriſtliche Engel und Teu-

ſel bunt zuſammen. Dies unterſcheidet ſie weſentlich von der eigenthümlichen Volks- und Sagenpoeſie, die ſtreng in ſich beſchloſſen, ihren eigenthümlichen nationellen Charakter nie verläugnet.

Man kann dieſes Wunderbare auf dreierlei Weiſe behandeln, auf eine naive, ironiſche oder ſentimentale, d. h. mit Glauben, Unglauben oder Aberglauben. Naiv und gläubig ſind die Kindermärchen, von denen wir eine große Anzahl und vorzügliche Auswahl beſitzen, obgleich ſie wenig berühmt ſind, und unter andern glänzenden Erſcheinungen der Literatur ſich verlieren. Tieck iſt der Meiſter in dieſer naiven Gattung. Die gemeinſchaftliche Quelle dieſer Dichtungen iſt immer der alte Volksglauben, und hieraus ſchöpfen ſie ihre Tendenz, wenn ſie auch ſonſt durchaus neue Erfindung ſeyn und verſchiedenartigen Volksglauben vermiſchen ſollten. Das Publikum für ſolche Dichtungen ſind und bleiben die Kinder und kindliche Menſchen, und der Dichter muß ſich, wie der Leſer in das unbefangne Jugendalter zurückverſetzen. Man kann die Produkte dieſer Art wieder in die bunten, phantaſtiſchen, blos ergötzenden, und in die tiefſinnigen eintheilen, in deren leichtem Spiel ein ſchöner Sinn, eine Lehre, ein tiefes Gefühl geheimnißvoll verborgen liegt. Von der letzten Art ſind beſonders die Romanzen, die an die mährchenhaften Novellen ſich anſchließen. Im Allgemeinen aber ſind alle modernen Mährchen und Romanzen, die ſich nicht an einen beſtimmten alterthüm-

lichen Volksglauben halten, oder mit demſelben Hete- rogenes und Neues vermiſchen, nicht ſo rührend und eindringlich, als was uns das Alterthum ſelbſt als echte Volkspoeſie aufbehalten hat, oder was neuere Dichter ſtreng im alten Sinn ausgebildet haben. Dieſer Unterſchied iſt nicht unwichtig. Zwar wird die Mährchenwelt ewig ein Volk behalten, bei dem ſie heimiſch iſt, die Kinder; aber das geheimnißvolle Band zwiſchen der Kindheit der Nation und ihren immer ſich verjüngenden Kindern darf nicht zerriſſen werden. Mit den Kindern blühe jene kindliche Poeſie des Volkes fort. Die modernen, gekünſtelten, aus allerlei Gelehrſamkeit zuſammengebacknen Mährchen entbehren des natürlichen Zaubers, des eindringli- chen Weſens, des verwandten, gleichſam mütterlichen Tones, der alle alten echten Volksmährchen ſo be- liebt und vertraut macht.

Wundergeſchichten von der ironiſchen Art haben wir zuerſt aus Spanien, Italien und Frank- reich, hauptſächlich von Arioſt entlehnt. Wir beſitzen deren eine unzählbare Menge in allerlei Formen, in Schauſpielen, Heldengedichten, Mährchen, Novellen, Romanzen. Wieland und Muſäus waren die Koryphäen dieſer Dichtungsart. Sieht man auf das Glänzende, Blendende, Bunte wechſelnder, überra- ſchender Wundererſcheinungen, ſo iſt die Oper ihr eigentlicher Schauplatz. Sieht man auf das komiſche Spiel des Zufalls, ſo hat hier das komiſche Helden- gedicht und das Luſtſpiel ſeine vorzüglichſte Weide

auf dem bequemſten Wege der Meiſterſchaft in der Weisheit bemächtigen, indem ſie ſich zum Mitglied eines Bundes im Verborgnen aufnehmen ließ. Endlich trieb die Eitelkeit großer Kinder in den wirklichen Geſellſchaften oder durch Vorſpiegelung derſelben ihr müſſiges Spiel. Wie hätte die Literatur einem Treiben fremd bleiben ſollen, das in der wirklichen Welt ſo viel Senſation machte? wie hätte beſonders die poetiſche Literatur ein ſo ergiebiges Thema nicht behandeln ſollen, da die Wunderſucht einen ſo poetiſchen Anſtrich hatte? Die Scenen, die Gaßner, Philadelphia, Wöllner, die Freimaurer, Roſenkreuzer und Illuminaten in der Wirklichkeit aufführten, ſpiegelten ſich in zahlloſen Geſchichten von Geſpenſtern, Zauberern und myſtiſchen Geſellſchaften. Selbſt ausgezeichnete Dichter ließen etwas von dieſem Wunderweſen in ihren Werken anklingen, halb ernſthaft, halb ironiſch, ſo Göthe im Wilhelm Meiſter und Großkophta, Schiller im Geiſterſeher, Jean Paul im Titan. Jenem Unweſen huldigte auch eine der berühmteſten deutſchen Opern, Mozart's Zauberflöte, und ſie wirkte nicht wenig auf die Liebhaberei des Publikums an dergleichen Unſinn. Unter den Romanſchreibern zeichnete ſich in dieſer Gattung vor allen Vulpius aus, deſſen Rinaldini den ganzen Apparat myſtiſcher Geſellſchaften und überraſchender Zauberſtückchen enthielt, und ein wahres Volksbuch wurde. Den höchſten Gipfel aber dieſer Poeſie erreichte Werner, der ſie zur tragiſchen Würde zu erheben bemüht war.

Werner ſuchte dieſe Erhebung und Veredlung dadurch zu bewerkſtelligen, daß er die Zaubermächte oder myſtiſchen Geſellſchaften, von denen die Leitung und Prüfung der Uneingeweihten abhängen ſollte, geradezu in Delegirte Gottes verwandelte, und das ganze Wunderweſen unter die religiöſen Ideen der Vorſehung und Prädeſtination brachte. Dieſer Mann beſaß poetiſches und noch mehr leidenſchaftliches Feuer, aber vielleicht ein zu trocknes Gehirn, denn wer mag läugnen, daß es ihm ein wenig angebrannt war. Rettung ſuchend vor der im Innern ihn verzehrenden Gluth warf er ſich in jenes Meer von Gnade, wo dergleichen arme Sünder gewöhnlich den irdiſchen Menſchen ablegen, um den himmliſchen anzuziehn. In ſeiner tiefen Zerknirſchung galt dem Dichter jetzt der Wahlſpruch der Frommen:

Eigene Gerechtigkeit
Iſt vor Gott ein ſcheußlich Keid!

in ſeiner ganzen Härte. Er erkannte, daß eigene That und Tugend eitel ſey, daß der Menſch willenlos und blind den Schluß des Verhängniſſes vollziehe, daß er zu allem ſeinem Thun und Leiden prädeſtinirt ſey. Alle ſeine Gedichte verkündigen dieſe Lehre. Seine Helden werden am Gängelbande des Verhängniſſes in das helle Reich von «Azur und Licht» oder in das Dunkle von «Nacht und Gluth» geführt. Eine myſtiſche Geſellſchaft übernimmt die irdiſche Leitung, und man kann darin ein Analogon der hierarchiſchen Tribunale nicht verkennen. Jene

Söhne des Thals, jene myſtiſchen Alten bilden bald eine heilige, bald unter einem allerheiligſten Älteſten ein Inquiſitionsgericht, und dieſer Alte vom Thal und Berge kann wie der Großinquiſitor in Schillers Don Carlos von dem Helden der Tragödie jedesmal ſagen:

Sein Leben
Liegt angefangen und beſchloſſen in
der Santa Caſa heiligen Regiſtern.

Die Helden ſind von Geburt an zu dem beſtimmt, was ſie thun oder leiden müſſen. Die einen ſind Sonntagskinder, geborne Engel, die nach einigen Theaterpoſſen, nachdem ſie wie Tamino durchs Feuer und Waſſer gegangen ſind, wohlbehalten in den ihnen längſt beſtimmten Himmel einziehn. Das Schickſal ſpielt eine Zeitlang Verſtecken mit ihnen, hier wird dem Auserwählten das geheimnißvolle Thal, dort die myſtiſche Geliebte verborgen, und zuletzt wird ihnen die Binde von den Augen genommen. Der Schüler wird ein Eingeweihter und der Geliebte findet ſeine andere Hälfte; wären die beiden Leute auch noch ſo weit von einander entfernt, das Schickſal bringt ſie zuſammen, und ſollten ſich «der Nordpol zum Südpol beugen» müſſen.

Da den Helden auf dieſe Weiſe alle Freiheit genommen iſt, ſo kann auch dieſe Art von Poeſie niemals zur tragiſchen Würde ſich erheben, wie große Mühe Werner ſich auch deßfalls gegeben hat. Indeß mangelt es ſeinen Gedichten nicht an religiöſem

Tiefſinn und an einer gewiſſen Gluth der Andacht, beſonders in den lyriſchen Stellen, die ihnen außerhalb der Bühne einen Werth verleihen. Auch hat er faſt immer nur die Lichtſeite jenes Fatalismus aufgefaßt, ſein einziges vollkommnes Nachtſtück war der vierundzwanzigſte Februar. In den letzten Jahren iſt jene erſte Gattung der fataliſtiſchen Poeſie mit dem ganzen Apparat von myſtiſchen Geſellſchaften und menſchenbeglückenden Zauberbünden im Verborgnen beinah verſchollen. Man lacht nur noch darüber.

Deſto wichtiger iſt die zweite Gattung geworden. welche denſelben Fatalismus aber von der Nachtſeite auffaßt. Hier ſind die ſchwarzen dämoniſchen Mächte die geheimen Maſchiniſten des Wunderbaren, und man hat ſie bald mehr in chriſtlichem Sinn als den Teufel, den Verſucher und Verderber, bald mehr im antiken Sinn als die Nemeſis oder als die Hekate und die Furien dargeſtellt, und zwar wieder bald in Romanen und Novellen, bald in Tragödien. Dort war Hoffmann, hier iſt Müllner der Chorführer. Beide haben unzählige Nachahmer gefunden und ſind gegenwärtig noch ſtark in der Mode.

Hoffmann machte leibhaftig mit dem Teufel ein Bündniß, aber nur, um ihn und ſich dadurch in die Poeſie einzuführen. Dieſen etwas bizarren Geſchmack mußte die Originalität und der früher ſchaarenweis emigrirte, jetzt ſchaarenweis heimkehrende Aberglaube beſchönigen und zuletzt konnte der Dichter ſich immer wie in eine unüberwindliche Feſtung auf

den Spruch Hamlet's zurückziehen: Unter dem Monde gibt es noch viel, wovon unſre Philoſophen ſich nichts träumen laſſen. Auch Hoffmann war überſpannt, wie Werner, und gemüthskrank. Seine ganze Poeſie iſt von dieſer Krankheit angeſteckt, und ihr Gegenſtand ſelbſt iſt die Krankheit. Er vertiefte ſich in jene Nachtſeite der Natur, die Schubert wiſſenſchaftlich dargeſtellt, und malte ſie poetiſch aus. Er machte den Menſchen zu einem Spielball der in ihm ſelber ſchlummernden dämoniſchen Gewalten, des Wahnſinns, der Phantasmoraſie, der magnetiſchen und ſympathetiſchen oder antipathetiſchen Naturkräfte. So unſinnig und unwürdig er indeß ſeine Helden behandelt, indem er ihnen alle Freiheit und Vernunft raubt, ſo daß ſie ſich oft wie tolle Schafe im Zirkel zu drehn ſcheinen, ſo kann ihm doch ein großes Talent in der Schilderung des Grauenhaften und beſonders der Seelenpein nicht abgeſprochen werden. Der pſychologiſche Kampf ſeiner Helden, ihr Schwanken zwiſchen Vernunft und Wahnſinn, Humor und Todesangſt, iſt meiſterhaft dargeſtellt und die Dramatiker ſollten von ihm lernen, wie vom Hamlet. Damit verbindet ſich auch ſein muſikaliſches Element; die Seele ſeines Helden wird von dunkeln übernatürlichen Kräften bewegt und im Sturm aller Leidenſchaften aufgerührt, wie eine Äolsharfe. In der Kunſt der Diſſonanzen und des Schrecklichen kann er mit Mozart verglichen werden.

Müllner bildete nach dem Vorgang Werner's die Schickſalstragödie zu jener furchtbaren Karrikatur aus, in welcher ſie gegenwärtig auf allen Bühnen herumpoltert. Werner's Februar gab den erſten Anſtoß, Müllner's Schuld erreichte den Gipfel und andre haben dann dieſe Manier in der Breite weiter um ſich greifen laſſen. Sie reiht ſich unmittelbar an die ſchon geſchilderte Manier Werner's an, nur daß ſie das Schickſal immer ein feindſeliges, rächendes, zerſtörendes ſeyn läßt. Es wird aber nöthig ſeyn, dieſe neue Schickſalstragödie von der alten zu unterſcheiden.

In der antiken Tragödie war das Schickſal, das eiſerne, unerbittliche, wahrhaft erhaben, furchtbar und ſchön, würdig der Idee, die wir vom unerforſchlichen Verhängniß haben ſollen. Es ſtand als ewige Nothwendigkeit der himmelſtürmenden Freiheit entgegen, und das Maaß ſeiner Erhabenheit lag in der Kraft und Würde des Helden. Je freier, größer, göttlicher der Held, deſto mächtiger, tiefer, heiliger die Gewalt, die ihn ſtille ſtehn hieß. Kampf des Helden gegen das Schickſal war die Grundidee des Trauerſpiels und das Schickſal, das freilich an ſich unüberwindlich und ewig ſich gleich bleibt, mußte durch die Stärke des Widerſtandes und durch den Werth ſeines Opfers eine relative Größe erhalten, die einzige, die ihm in der Poeſie zukommt. Im freien Willen, in der Kraft und im innern Werthe des Helden lag alſo das Kriterium der Tragödie.

Je größer und würdiger der Held, deſto gewaltiger das Schickſal, deſto erhabener der Kampf, deſto edler die Dichtung. Der Held in ſeinem Widerſtande war der Maaßſtab des ganzen Gedichts. So hat auch Schiller das Trauerſpiel aufgefaßt, und es bei den Deutſchen zu einer Lieblingsdichtung gemacht. Was iſt aber daraus geworden, als kränkliche Originalitätsſucht und moraliſche Impotenz ſich auf Schiller's Lorbeern weich zu betten gedachten?

Die Helden der neuen Schickſalstragödie ſind willenlos, ohne Werth, ohne Würde. Sie ſind von der Geburt an in der Gewalt der dunkeln Macht. Sie begehn ihre ſchauderhaften Unthaten nicht aus freiem Willen, ſondern aus Vorherbeſtimmung. Ein Fluch treibt ſie, von einer Ahnfrau ihnen angeboren, oder angehext von einer Zigeunerin, und ihre Sünde, wie ihre Strafe iſt durch die Sterne ſelbſt mit einer unabwendbaren Stunde ihres Lebens unzertrennlich verbunden. Der arme Sünder muß freveln, weil heute gerade der 24ſte oder 29ſte Februar iſt. Nicht aus Luſt, nicht aus eignem Willen ſündigt er; iſt eine Luſt in ihm, ſo iſt ſie ihm eben nur angehext, angeflucht. Ja der Teufel nimmt ſich nicht einmal die Mühe, ihn zu verführen, er muß ja ſündigen, wenn die Mitternachtglocke ſchlägt, und der Dolch iſt der Uhrzeiger, und das Herz, das er durchbohren ſoll, iſt die verhängnißvolle Zahl; der Zeiger rückt und das Schreckliche geſchieht. Die Anſicht der Hexenproceſſe wird geiſtreich, wenn man ſie mit die=

ſer fataliſtiſchen Anſicht vergleicht. Dort hat doch der Menſch noch eine freie Wahl, und die dunkle Macht muß ſich um ihn bewerben. Es gibt einen heldenmüthigen Kampf, wie der Sintrams gegen ſeine Gefährten, oder ein ehrliches Pactum, wie zwiſchen Fauſt und Mephiſtophel. Hier aber hat der Held weder eine Wahl, noch einen Genuß dabei, und die dunkle Macht ſelbſt hat nicht das Vergnügen, den ſtarken Geiſt im Menſchen, ſeine Heldenkraft oder ſeine Weisheit zu bekämpfen, und nicht den Triumph eines Sieges, ſondern nur ein geiſtloſes Spiel mit Puppen. Dem Teufel ſelbſt müßte dieſes Spiel, wobei er nichts zu verführen, nichts zu überliſten, keine heilige Kraft zu entweihen, keinen Engel fallen zu machen, ſondern nur an längſt gelieferten Subjecten das Henkeramt zu vollziehn hätte, ſehr langweilig vorkommen.

Das Schickſal ſelbſt erſcheint demzufolge hier eben ſo verändert als der Held. Wie der Held ſeine urſprüngliche Bedeutung verloren hat, ſo auch das Schickſal. Es iſt nicht mehr die heilige Nothwendigkeit, die blinde Naturgewalt, die ewige Schranke des allzukühnen Helden, ſondern es iſt eine ſpielende Willkür geworden. Es iſt nicht mehr erhaben, weil es keinen Widerſtand mehr findet, ſondern kleinlich, weil es nur mit Puppen ſpielt. Da es ſelbſt aber allein handelt, und zwar nach einem willkürlichen Plan, den es in irgend einem Fluch ausſäet, der Held aber nicht mehr handelt, ſondern ſich paſſiv

verhält und mit ſich machen läßt, was das Schickſal will, ſo iſt eigentlich das Schickſal ſelbſt der Held geworden. Wir intereſſiren uns nur noch für die Thaten des Schickſals, für deſſen ſchlaue, liſtige, grauſame Poſſen, die es mit dem Menſchen ſpielt. Der Dichter muß daher den Effect ſeiner Tragödie nicht durch den Charakter des Helden, ſondern durch den Charakter des Schickſals zu bewirken ſuchen. Der Effect, der nicht mehr in der Würde des Helden zu erreichen iſt, muß in dem künſtlichen Plan, in der Sonderbarkeit und Grauſamkeit des Schickſals erreicht werden. Das Schickſal hat nichts mehr zu thun, als wie die Katze mit der gefangnen Maus zu ſpielen, und ihr zuletzt den Fang zu geben. Dies muß nun, wenn es gefällig ſeyn ſoll, auf eine recht umſtändliche und möglichſt grauſame Weiſe geſchehen. Je tückiſcher ſie mit ihr ſpielt, je länger ſie dem armen Mäuschen die tödtliche Tatze verbirgt, je künſtlicher die Sprünge angelegt ſind, bis endlich die Unglückliche den salto mortale in den aufgeſperrten Rachen macht, deſto mehr macht das ganze Spiel Effect. Die Dichter wetteifern daher nicht, den tragiſchen Helden größer und würdiger zu behandeln, ſondern nur die Hinrichtung deſſelben künſtlicher und martervoller zu verlängern.

Sie wählen daher auch ihre Helden nicht aus dem Plutarch, ſondern aus den Criminalgeſchichten, die man dem Bürger- und Bauersmann zur Warnung in die Kalender ſetzt. Dolch, Gift, Selbſt-

mord und Blutſchande ſind gleichſam das tägliche Brod dieſer Helden und die Dichter ſind nur verlegen, wie ſie es gräßlich genug machen ſollen, damit das Schickſalſpiel noch einigen Reiz der Neuheit gewinne. Schade nur, daß das Gebiet des tragiſchen Schickſals da beginnt, wo das der Criminaljuſtiz aufhört. Die Juſtiz greife dem Dichter, der Dichter der Juſtiz nicht ins Handwerk. Wenn jener gemeine Verbrecher abthut, ſo iſt es eben ſo ſchlimm, als wenn dieſe nach der Äſthetik ſtatt nach dem corpus juris richten wollte. Freilich, wem das Schaffot ein Theater iſt, der macht auch gern aus dem Theater ein Schaffot.

So unwürdig, ja ſchändlich dieſe Entweihung der tragiſchen Muſe iſt, ſo haben die Urheber derſelben doch eines großen Beifalls ſich erfreut, theils, weil das Publikum immer noch roh und blutdürſtig genug iſt, um ſich an jenen Schlächtereien zu weiden, theils, weil die beliebteſten Stücke darunter wirklich mit ſchönen Verſen, Sentenzen, Phraſen und Sentiments ausgeſtattet ſind. Aber der Mißbrauch der poetiſchen Form kann nie entſchuldigt werden, und gerade je ſchöner die Formen ſind, deſto abſcheulicher iſt es, einen ſo unwürdigen Inhalt damit aufzuputzen. Wie ſehr dieſe Dichter ſich bemühen, das Gemeinſte im erhabenſten Pathos vorzutragen, die nichtswürdigſten Verbrecher oder bloße Schickſalspuppen in Bravour-Monologen zu echten Helden zu ſtempeln, ſo ſchlägt doch das Gemeine

Schule wie ihre Gegenſtände ſelbſt, das heißt wie Inneres zu Äußerem.

Der Menſch allein iſt ihr Held, und zwar das an ihm, was urſprünglich ſein eigen iſt, ſein Charakter, und in dieſem wieder das Ideal. Sie kennt nichts Höhres als den Menſchen und das Göttliche in ihm. Er iſt der Mittelpunkt und Gipfel der Schöpfung. Alles andre dient ihm nur als Folie. Natur und Geſchichte neigen ſich vor dem Götterſohn, der ſie beherrſcht. Den Menſchen in der Mitte und im Hintergrunde die Welt ſtellt uns dieſe Poeſie das natürlichſte und zugleich erhabenſte Schauſpiel dar, deſſen ſie fähig iſt. Ohne Zweifel iſt die den Menſchen idealiſirende Romantik die natürlichſte und zugleich höchſte Poeſie. Es gibt nichts Höheres für die poetiſche Darſtellung als die menſchliche Seele in ihren größten, edelſten und zarteſten Äußerungen. Wie der Menſch die Krone der Schöpfung iſt, ſo iſt auch die Plaſtik der Alten, welche den menſchlichen Körper idealiſirt, die Krone der antiken, und die romantiſche Dichtungsart, welche die Seele und den Charakter des Menſchen idealiſirt, die Krone der neuern Kunſt.

Dieſe Poeſie iſt wie die höchſte, ſo auch die allgemeinſte, es iſt die Poeſie der Humanität im Gegenſatz gegen die der Nationalität. Sie hebt den Menſchen gleich einem Gott empor aus den bewegenden Schranken der Völker, Stände, Sitten. Sie ſtellt in ihm das Bild der reinen Menſchlichkeit dar,

in dem alle Zeiten und Völker ſich verſtändigen, denn nur dieſe Humanität iſt das höhere Band, das alle vereinigt. Von jeher waren die größten Dichter die Propheten dieſer Humanität und nur dadurch haben ſie ſich allen Menſchen zu den verſchiedenſten Zeiten gleich lieb und werth gemacht.

Dieſe Poeſie ſtellt Ideale der menſchlichen Größe und Schönheit als hellleuchtende Muſter auf; ſie denkt ſich das Vollkommenſte, deſſen die menſchliche Natur fähig iſt, als wirklich erreicht; ſie bringt jede ſchöne Seite der Menſchen zur Erſcheinung, jeden Keim des Edlen zur Entwicklung. Aber ſie dichtet nicht nur, was nicht wirklich iſt, ſie nimmt ihre Bilder auch aus der wirklichen Geſchichte und verewigt die Helden, die eine höhere Natur in ſich ausgeboren, die Schranken der Gemeinheit durchbrochen, und die Menſchheit weiter geführt haben. Hier geräth aber dieſe Poeſie zwiſchen eine Scylla und Charybdis, welche viele Dichter nicht zu vermeiden gewußt haben. Das Idealiſiren erdichteter Perſonen führt leicht von der Natur ab ins abſtracte Philoſophiren und Moraliſiren. Statt eines Menſchen gibt uns der Dichter nur ein trocknes angewandtes Tugendſyſtem. Sein Held handelt nicht mehr wie ein Menſch, ſondern wie eine moraliſche Maſchine, und handelt nicht frei nach ſeinem edlen Naturtrieb und freien Willen, ſondern ſklaviſch und mechaniſch nach feſtgeſetzten Begriffen. Auf der andern Seite führen die hiſtoriſchen Helden, die man aus der Wirklichkeit

entlehnt, wieder vom Ideal ab, und man verwechſelt leicht die gemeine irdiſche Größe mit der innern Würde und Humanität des Charakters.

Weil alle Größe und Schönheit der menſchlichen Seele ſich in Handlungen offenbaren muß, ſo iſt dieſe idealiſirende Poeſie vorzugsweiſe dramatiſch, und weil jene Größe ſich im Kampf, jene Schönheit ſich im Gegenſatz am glänzendſten offenbart, ſo iſt dieſe Poeſie wieder vorzugsweiſe tragiſch.

Schon vor Leſſing ſuchte man in Trauerſpielen eine edle und große Menſchlichkeit zu offenbaren, doch fielen die Verſuche etwas ſteif moraliſch aus. Man gab weniger Menſchen, als abſtracte Tugendhelden und was den Menſchen an wunderbarem Reize innerer Schönheit fehlte, ſuchte man durch wunderbare Begebenheiten zu erſetzen. Erſt Leſſing ſchilderte natürliche ſchöne Menſchen, und man thut ihm wohl Unrecht, wenn man ſich durch das äußere Kleid ſeiner Perſonen verführen läßt, ihr innres Weſen minder natürlich, mehr abgemeſſen und begriffsmäßig zu finden. Seine tragiſchen Perſonen ſind ſehr wahr und natürlich und handeln ſo, wenn ſie auch etwas zu verſtändig reden. Göthe befreite die idealiſirende Muſe von aller frühern moraliſchen Steifigkeit und zeigte zuerſt, wie man die Natur natürlich malen müſſe, ſey es die gemeine oder die ideale. Nur ſtand ihm das Gemeine näher, als das Ideale. Wenn uns in ſeinen Dichtungen überall die Natur entzückt, ſo doch nur ſelten die reine, ſittliche und erhabene

Natur. Seine Helden haben alle etwas von der gemeinen modernen Natur, das ſie von ächten Idealen rein menſchlicher Schönheit und Größe unterſcheidet. Verſteigen ſie ſich in die höchſten Regionen des Edlen, ſo ſind ſie doch mehr im Leiden, Empfangen, Genießen und Verlaſſen, als im Thun, Geben und Feſthalten deſſelben ausgezeichnet. Aus welcher romantiſchen Vorzeit auch ihr Coſtüm entlehnt iſt, es ſind doch nur Copien der heutigen Helden, die ſehr entfernt von Idealen ſind. Wir müſſen alſo Göthe ganz aus dieſer Klaſſe verweiſen und werden ihn als den Chorführer und König der modernen Poeſie wiederfinden.

Der größte unter den poetiſchen Idealiſten war Schiller. Er führte das Ideal zur Natur zurück, wie Göthe, aber er ſteigerte zugleich die Natur zum Ideal. Seine Helden waren im romantiſchen Sinn vollkommen das, was die Götter der griechiſchen Plaſtik im antiken Sinn, göttliche Menſchen, menſchliche Götter.

Schiller hat ſeine ganze poetiſche Kraft in die Darſtellung des Menſchen, und zwar des Ideals menſchlicher Seelengröße und Seelenſchönheit, des höchſten und geheimnißvollſten aller Wunder zuſammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überall nur als Folie, als Gegenſatz oder Gleichniß für den Menſchen. Der blinden Naturgewalt ſtellt er die ſittliche Kraft des Menſchen gegenüber, um dieſe in

ihrem höhern Adel oder kämpfend in ihrer ſiegenden Stärke zu zeigen, ſo im Taucher, in der Bürgſchaft; oder er legt einen menſchlichen Sinn in die Natur, und giebt ihren blinden Kräften eine ſittliche Bedeutung, ſo in den Göttern Griechenlands, in der Klage der Ceres, in Hero und Leander, den Kranichen des Ibikus, der Glocke ꝛc. Selbſt in ſeinen hiſtoriſchen Schriften iſt es ihm weniger um den epiſchen, der Naturnothwendigkeit entſprechenden Gang des Ganzen zu thun, als um die hervorſtehenden Charaktere, das Element der menſchlichen Freiheit im Gegenſatz gegen jene Nothwendigkeit.

Die Seele aller Schöpfungen Schillers ſind ſeine idealen Menſchen. Er ſchildert überall nur den Menſchen, aber in ſeiner höchſten ſittlichen Schönheit und Erhabenheit. Es fiel ihm ſogar beinahe unmöglich, einer Poeſie, welche den Menſchen nicht idealiſirt, dieſen Ehrennamen zu geben. Wenn uns Schiller aber auch Ideale der Sittlichkeit ſchilderte, ſo würde dieß zunächſt nur ſeiner eignen Sittlichkeit zur Ehre gereichen, jedoch nichts für ſeinen poetiſchen Werth entſcheiden. Im Gegentheil ſind die meiſten frühern und ſpätern Tugenddichter große Sünder gegen die Poeſie geweſen, und es iſt eben ſo ſchwer, eine edle Menſchennatur zu ſchildern, als zu beſitzen, aber nichts leichter, als die Anmaßung von beidem. Wenn Ideale der Sittlichkeit in einer Perſon dargeſtellt werden ſollen, ſo muß verlangt werden, daß die

Natürlichkeit nicht darunter leide. Es iſt eben ſo fehlerhaft, wenn eine unnatürliche und unwahre, daher auch unpoetiſche Darſtellung ſich durch die Moralität des Gegenſtandes zu rechtfertigen ſuchen muß, als wenn die Immoralität des Gegenſtandes ſich hinter der Natürlichkeit und Anmuth der Darſtellung verſteckt. Die meiſten Dichter gleichen indeß wirklich den ſchlechten Heiligenmalern, die auch dem widerlichſten Zerrbilde noch eine Verehrung verſchaffen, wenn es nur eine Heilige bedeuten ſoll; nur wenige gleichen einem Raphael, deſſen Heilige wirklich Heilige ſind, deſſen Kunſt die Heiligkeit des Gegenſtandes erreicht. Unter dieſen wenigen aber ſteht Schiller oben an. Selbſt in ſeinen erſten Jugendprodukten trägt die innere Naturwahrheit ſchon über die ſo oft darin getadelte Unnatur den Sieg davon, die eben deßhalb in ſeinen ſpätern Dichtungen nicht mehr vorkommt. Wir beſitzen große Dichter, die andere Schönheiten, als ſittliche, dargeſtellt haben, die im Talent der Darſtellung unſerm Schiller vielleicht überlegen waren, aber keiner hat das Intereſſe der Tugend und der Poeſie dergeſtalt zu vereinigen gewußt, wie Schiller. Wir beſitzen keine Darſtellung der Tugend, die poetiſcher, keinen Dichter, der tugendhafter wäre.

In Schillers Idealen tritt uns kein todtes mechaniſches Geſetz, keine Theorie, kein trocknes Moralſyſtem, ſondern eine lebendige organiſche Natur, ein reges Leben handelnder Menſchen entgegen. Dieſe

ideale Natur iſt die Schöpfung des Genius. Schiller ſelbſt ſagt:

Wiederholen kann der Verſtand, was da ſchon geweſen,
Du nur, Genius, mehrſt in der Natur die Natur.

Der Genius entwickelt aus innerer Tiefe die höhere Menſchennatur. In ihr kommt zur vollen glühenden Blüthe, was in andern nur in den Wurzeln unter der irdiſchen Decke ſchlummert. Das iſt das gewaltig überraſchende Wunder in der Geſchichte der Menſchen, daß unter ihnen immer neue Naturen geboren werden, die Niemand voraus berechnet, auf die kein hergebrachter Maaßſtab paßt, mit denen uns vielmehr die Welt ſelbſt in einer neuen Anſchauung wiedergeboren wird, die uns das alte gewohnte Daſeyn in einem neuen Lichte, die alte Natur in einer höhern Entwicklung zeigen, und in uns ſelbſt das verborgene Geheimniß aufſchließen, den träumenden Keim zum Lichte wecken, Neigungen, Kenntniſſe, Tugenden, Talente in uns entwickeln, uns bereichern, veredlen, erheben, und uns mit einem Wort die ganze innere und äuſſere Natur im Wiederſchein der ihrigen auf einer höhern Stufe, in einem neuen Zauberſchein enthüllen. Dieſe neue höhere Dichternatur iſt ſeine poetiſche Welt, und der Wunder größtes iſt, daß dieſe poetiſchen Welten ſo mannigfaltig eigenthümlich ſind. Größer als die Welt ſelbſt ſind die Welten, die in ihr wieder geboren werden. Die eine Natur blüht in tauſend Na-

turen aus, die immer reicher, wunderbarer, ſchöner zarter ſich geſtalten. Dieſe Wiedergeburt iſt das Werk des Genius. Jeder große Genius iſt eine ſeltſame Blume, nur in einem Exemplar vorhanden, ganz eigenthümlich an Geſtalt, Duft und Farbe. Die innere Trieb- und Lebenskraft einer ſolchen Geiſtesblume iſt ein Geheimniß, von ſelbſt erzeugt, von niemand zu enträthſeln. Wer hat noch den Blumengeiſt oder den Duft der Blüthen erklärt, der in dieſer ſo, in jener anders iſt? Wer hat den Reiz erklärt, der uns in Raphaels Bildern ſo ganz eigenthümlich anſpricht, und wer den geiſtigen Hauch und Duft, den innern Seelenreiz in Schillers Charakteren? Hier kann keine Definition des Verſtandes etwas ausrichten; nur durch Vergleichung können wir das Gefühl näher beſtimmen.

Raphaels Name hat ſich mir unwillkürlich aufgedrängt, und es iſt unverkennbar, daß über Schillers Dichtungen der Geiſt einer ſittlichen Schönheit ſchwebt, wie über den Bildern Raphaels der Geiſt ſinnlicher Schönheit. Das Sittliche tritt im Werden und Leben der Geſchichte hervor, und Handlung, Kampf iſt ſeine Bedingung; das Sinnliche iſt wie die Natur im Großen, in einem ruhigen Daſeyn befangen.

So müſſen Schillers Ideale ſich im Kampfe äußern, die von Raphael in ſanfter und erhabener Ruhe. Schillers Genius mußte das Amt des kriegeriſchen Engels Michael nicht ſcheuen, Raphaels Ge-

nius war nur der ſanfte Engel, der ſeinen Namen trägt. Jener originelle, unerklärbare Reiz aber, der himmliſche Zauber, der Abglanz einer höhern Welt, der in den Angeſichtern Raphaels liegt, liegt in den Charakteren Schillers. Kein Maler hat das menſchliche Antlitz, kein Dichter die menſchliche Seele in dieſer Anmuth und Majeſtät der Schönheit darzuſtellen gewußt. Und wie Raphaels Genius ſich gleich bleibt, und jener lichte, friedenbringende Engel in vielnamigen Erſcheinungen uns immer in derſelben Ruhe und Verklärung entgegenblickt, ſo bleibt auch Schillers Genius ſich gleich, und wir ſehen denſelben kriegeriſchen Engel in Karl Moor, Amalien, Ferdinand, Louiſen, Marquis Poſa, Max Piccolomini, Thekla, Maria Stuart, Mortimer, Johanna von Orleans, Wilhelm Tell. Jener Genius trägt die Palme, dieſer das Schwert. Jener ruht im Bewußtſeyn eines nie zu ſtörenden Friedens, in ſeiner eigenen Herrlichkeit verſunken; dieſer wendet das ſchöne, engelreine Antlitz drohend und wehmüthig gegen die Ungeheuer der Tiefe.

Die Helden Schillers ſind durch einen Adel der Natur ausgezeichnet, der unmittelbar als reine, vollendete Schönheit wirkt, wie jener Adel in den Bildern Raphaels. Es iſt etwas Königliches in denſelben, welches unmittelbar heilige Ehrfurcht erweckt. Dieſer Strahl eines höhern Lichts muß aber, in die dunkeln Schatten irdiſcher Verderbniß geworfen, nur

um ſo heller leuchten; unter den Larven der Hölle wird der Engel ſchöner.

Dieſer Schönheit erſtes Geheimniß iſt die engelreine Unſchuld, die ewig in den edelſten Naturen wohnt. Dieſer Adel der Unſchuld kehrt in denſelben himmliſchen Zügen eines reinen jugendlichen Engels in allen großen Dichtungen Schiller's wieder. In der lichteſten Verklärung, als reine Kindlichkeit, völlig waffenlos und dennoch unantaſtbar, gleich jenem Königskinde, welches, nach der Sage, unter den wilden Thieren des Waldes unverletzt und lächelnd ſpielte, erſcheint dieſe Unſchuld in dem herrlichen Bilde Fridolins.

Wird ſie des eigenen Glückes ſich bewußt, ſo weckt ſie den Neid der himmliſchen Mächte. In dieſem neuen rührenden Reiz erblicken wir ſie bei Hero und Leander. Mit dem kriegeriſchen Helme geſchmückt, vom Feuer edler Leidenſchaft die blühende Wange geröthet, tritt die jugendliche Unſchuld allen dunkeln Mächten der Hölle gegenüber. So hat Schiller im Taucher und in der Bürgſchaft ſie geſchildert, und in jenen unglücklich Liebenden, Karl Moor und Amalien, Ferdinand und Louiſen, vor allem in Max Piccolomini und Thekla. Über dieſen rührenden Geſtalten ſchwebt ein Zauber der Poeſie, der ſeines gleichen nicht hat. Es iſt ein Flötenton in wilder, kreiſchender Muſik, ein blauer Himmelsblick im Ungewitter, ein Paradies am Abgrund eines Kraters.

Wenn Shakeſpeare's Gebilde in noch feinerem Lilienſchmelz hingezaubert ſcheinen, ſo behaupten doch Schiller's Jungfrauen den Vorzug jener Seele in der Lilie, des kraftvollen, lebendigen Duftes, und hierin ſtehen ſie den Dichtungen des Sophokles näher. Sie ſind nicht weich, wie die Heiligen des Carlo Dolce oder Correggio, ſie tragen ein heiliges Feuer der Kraft in ſich, wie die Madonnen des Raphael. Sie rühren uns nicht allein, ſie begeiſtern uns.

Die heilige Unſchuld der Jungfrau tritt aber am herrlichſten hervor, wenn ſie zur Streiterin Gottes auserſehn wird. Es iſt das tiefe Geheimniß des Chriſtenthums und der chriſtlichen Poeſie, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgeht, die höchſte Kraft von der reinſten Unſchuld. In dieſem Sinne hat Schiller ſeine Jungfrau von Orleans gedichtet, und ſie iſt die vollendetſte Erſcheinung jenes kriegeriſchen Engels, der den Helm trägt und die Fahne des Himmels.

Wieder in andrer Weiſe hat Schiller dieſe Unſchuld mit jeder herrlichen Entfaltung echter Männlichkeit zu paaren gewußt. Hier ragen vor allen drei heilige Heldengeſtalten hervor, jener kriegeriſche Jüngling Max Piccolomini, rein, unverdorben unter allen Laſtern des Lagers und des Hauſes; Marquis Poſa, deſſen Geiſt mit jeder intellektuellen Bildung ausgerüſtet, ein reiner Tempel der Unſchuld geblieben; endlich jener kräftige, ſchlichte Sohn der Berge,

Wilhelm Tell, in ſeiner Art das vollendete Seitenſtück zur Jungfrau von Orleans.

Wenn hier überall die Unſchuld in ihrer reinſten Glorie hervortritt, ſo kannte Schiller doch auch jenen Kampf einer urſprünglichen Unſchuld mit der Befleckung eigner Schuld durch große Leidenſchaften, und er hat ihn mit gleicher Liebe und mit derſelben vollendeten Kunſt uns vor die Seele gezaubert. Wie tief ergreift uns jenes Magdalenenhafte in Maria Stuart! Was kann rührender ſeyn, als die Selbſtüberwindung Karl Moor's! Wie unübertrefflich geiſtreich, wahr, erſchütternd iſt der Kampf in Fiesko's und Wallenſteins großen Seelen dargeſtellt!

Wir wenden uns zu einem zweiten Geheimniß der Schönheit in den idealen Naturen Schiller's. Dies iſt das Adelige, die Ehrenhaftigkeit. Seine Helden und Heldinnen verläugnen den Stolz und die Würde niemals, die eine höhere Natur beurkunden, und alle ihre Äußerungen tragen den Stempel der Großmuth und des angebornen Adels. Ihr reiner Gegenſatz iſt das Gemeine, und jene Convenienz, welche der gemeinen Natur zum Zaum und Gängelbande dient. Kräftig, frei, ſelbſtſtändig, originell, nur dem Zuge der edlen Natur folgend, zerreißen Schiller's Helden die Gewebe, darin gemeine Menſchen ihr alltägliches Daſeyn hinſchleppen. Es iſt höchſt bezeichnend für die Poeſie Schiller's, daß alle ſeine Helden jenes Gepräge des Genies, das imponirende Weſen an ſich tragen, das auch im wirklichen

Leben den höchſten Adel der menſchlichen Natur zu begleiten pflegt. Alle ſeine Helden tragen das Siegel des Zeus auf der Stirne. In ſeinen erſten Gedichten mochte man dieſes freie, kühne Geberden wohl etwas ungeſchlacht und eckigt finden, und der Dichter ſelbſt ließ ſich im eleganten Weimar verleiten, ſeinen Räuber ein wenig zu civiliſiren. Wer ſollte jedoch nicht durch eine rauhe Hülle in den feſten, reinen Demantkern der edlern Natur hindurchſchauen? Welche Thorheiten man in Karl Moor, auch in Kabale und Liebe und im Fiesko finden mag, ich kann ſie nicht anders betrachten, als die Thorheiten jenes altdeutſchen Parcifal, der als roher Knabe noch im kindiſchen Kleide zur Beſchämung aller Spötter ſein adeliges Heldenherz erprobte; ja die Gewalt ſittlicher Schönheit in einer edlen Natur kann wohl nirgends rührender und ergreifender wirken, als wo ſie ſo unbewußt der einſeitigen Verſpottung bloßgeſtellt iſt.

Das dritte und höchſte Geheimniß der Schönheit in den Naturen Schiller's iſt das Feuer edler Leidenſchaften. Von dieſem Feuer iſt jedes große Herz ergriffen; es iſt das Opferfeuer für die himmliſchen Mächte, die veſtaliſche Flamme, von den Geweihten im Tempel Gottes gehütet, der Prometheus-Funke, vom Himmel entwandt, um den Menſchen eine göttliche Seele zu geben, das Pfingſtfeuer der Begeiſterung, in welchem die Seelen getauft werden; das Phönixfeuer, worin unſer Geſchlecht

ſich ewig neu verjüngt. Ohne die Gluth edler Leidenſchaften kann nichts Großes gedeihen im Leben und im Gedichte. Jeder Genius trägt dieſes himmliſche Feuer, und alle ſeine Schöpfungen ſind davon durchdrungen. Schiller's Poeſie iſt ein ſtarker und feuriger Wein; alle ſeine Worte ſind Flammen der edelſten Empfindung. Die Ideale, die er uns geſchaffen, ſind echte Kinder ſeines glühenden Herzens, und getheilte Strahlen ſeines eigenen Feuers. Vor allen Dichtern behauptet Schiller aber den Vorzug der reinſten und zugleich der ſtärkſten Leidenſchaft. Keiner von ſo reinem Herzen trug dieſes Feuer, keiner von ſolchem Feuer beſaß dieſe Reinheit. So ſehn wir den reinſten unter den irdiſchen Stoffen, den Diamant, wenn er entzündet wird, auch in einem Glanz und einer innern Gluthkraft brennen, gegen die jedes andre Feuer matt und trüb erſcheint.

Fragen wir uns, ob es eine keuſchere, heiligere *Liebe* geben mag, als ſie Schiller empfunden, und ſeinen Liebenden in die Seele gehaucht? Und wo finden wir ſie wieder ſo feurig und gewaltig, unüberwindlich gegen eine Welt voll Feinde, die höchſte Seelenſtärke weckend, die ungeheuerſten Opfer freudig duldend? Von ihrem ſanfteſten Reiz, vom erſten Begegnen des Auges, vom erſten leiſen Herzſchlag bis zum erſchütternden Sturm aller Gefühle, bis zur überraſchenden Heldenthat des jungfräulichen Muthes, bis zum erhabenen Opfertod der Liebenden entfaltet die Liebe hier den unermeßlichen Reichthum

ihrer Schönheit, wie eine heilige Muſik, vom weichſten Mollton bis zum vollen Sturm der gewaltigſten Klänge, immer aber nur in reinen Accorden.

Die Gluth des begeiſterten Herzens erfaßt bei Schiller jedes Heilige, das der Menſchheit gelten ſoll, und hier waffnet ſich ſein Genius mit dem Flammenſchwert des Himmels; hier wird der Kampf jenes kriegeriſchen Engels mit den Geiſtern der Tiefe begonnen.

Schiller's reine Seele konnte kein Unrecht ertragen, und er tritt geharniſcht in die Schranken für das ewige Recht. Ein begeiſterter Prophet verkündet er die heilige Lehre jenes Segens, der im Rechte wohnt, und jenes Unheils, welches unausbleiblich dem Unrecht folgt. Die Wahrheit ſeines durchdringenden Urtheils aber wird durch die Gluth der Empfindung und durch den blendenden Schmuck der Rede nie getrübt, ſondern immer nur glänzend und ſchlagend hervorgehoben.

Die Freiheit, die vom Recht unzertrennlich iſt, war ſeinem Herzen das theuerſte Kleinod. Doch jene ungezügelte Freiheit, die vom Unrecht ausgeht, und zum Unrecht führt, gehört unter die dämoniſchen Gewalten, die ſein Genius kräftig bekämpft.

Wir beſitzen keinen Dichter, der Recht und Freiheit mit ſo feuriger Begeiſterung, mit ſo ſchönem Schmuck der Poeſie, aber auch keinen, der ſie mit ſo reiner unbeſtochener Geſinnung, mit ſo triumphi

render Wahrheit, jedes Extrem vermeidend, dargeſtellt hat.

Sein Genius gehört der Menſchheit an. Die Rechte der Menſchheit, vom höchſten Standpunkt aus betrachtet, vertritt ſein Marquis Poſa. Für die Rechte der Völker tritt die Jungfrau von Orleans in die Schranken; das Recht der Einzelnen behauptet Wilhelm Tell. Aber auch in allen ſeinen übrigen Helden ſehn wir Recht und Freiheit mit Willkür und Gewalt im Kampf, und Schiller offenbart hier denſelben Reichthum des Genie's, wie in der Liebe.

Dieſes mag hinreichen, ſo weit es wenige Grundzüge vermögen, den Geiſt in Schiller's Poeſie uns zu vergegenwärtigen. Mehr als was hier geſagt werden kann, ſagt jedem, der Schiller kennt, ſein Gefühl.

Und dieſes Gefühl wird nimmer verloren gehn, und kommende Geſchlechter und ferne Zeiten werden es theilen; und dieſen wird es vielleicht vergönnt ſeyn, die Größe Schiller's noch reiner und würdiger zu erkennen, denn der Zukunft gehört ſein Streben, einer freieren und edleren Zukunft, die ſeine heilige Sehnſucht und ſein feſter Glauben an die Menſchheit vorausgeſehn, zu welcher er uns vorangeeilt, aus welcher ſein Genius mit glücklicher Verheißung uns winkt. Sind viele hinabgeſtiegen in die dunkle Vergangenheit, den Geiſt der Menſchheit in die alten Feſſeln zu ſchlagen; Schiller hat, ein lich-

ter Engel, an die Pforte der Zukunft ſich geſtellt, ihren Schleier gelüftet, und dem ſehnenden Auge eine freie, heitere Ausſicht aufgethan.

Die ernſte, feierliche Stimmung, von welcher wir bei Schiller ergriffen werden, die Erhebung, zu der er unſre Seele zwingt, die heiligen Schauer, die ihn umgeben, ſind freilich nicht geeignet, den äſthetiſchen Kleinmeiſtern zu gefallen, den faden, süffiſanten, lüſternen Kunſtjüngern, die in der Seele vor ihm erſchrecken, und ihn aus geheimer Rache bekritteln. Schnell iſt man damit fertig, ihn unnatürlich, ſteif, pedantiſch, grob zu nennen, und ihn für einen Dichter der ungezogenen Jugend und des Pöbels zu verſchreien. Freilich, euch iſt alles Große und Herrliche unnatürlich geworden, weil ihr im Grund verdorben ſeyd, weil euch die Gemeinheit zur andern Natur geworden iſt. Euch erſcheint die Tugend pedantiſch, weil ihr ſie aus fremdem Munde predigen hören müßt, weil ſie nicht in euern Herzen ſelber ſpricht. Euch erſcheint jede kühne Freiheit grob, weil ſie eure conventionellen Schonungen und Gehege durchbricht, eure kleinen Götzen zertrümmert. Nur auf euch fällt die Schande, wenn die unverdorbne Jugend und das Volk, das ihr Pöbel nennt, den großen Dichter beſſer ehrt. Ich behaupte, daß kein Dichter in der Welt unſern Schiller in ſittlicher Zartheit übertroffen hat, und ſie iſt es, für welche die deutſche Jugend, das deutſche Volk auch den zarteſten Sinn hat, ſo lange derſelbe nicht durch euer

Kunſtgeſchwätz verdorben wird. Euer moraliſches Gefühl iſt für Feinheiten dieſer Art abgeſtumpft, nur mit einer ſinnlichen Gourmandiſe mögt ihr in eurer Vornehmigkeit prahlen.

Schiller hat zahlloſe Nachahmer gefunden, und wie es das Schickſal aller Nachahmer iſt, ſie ſind in Einſeitigkeit und Übertreibung oder in ein mattes, mechaniſches Nachkopiren verfallen. Schon in der Form ſtehen ſie alle tief unter Schiller. Sie haben alleſammt ſeine Jamben, ſeine Diction, ſeine Sentenzen nachgeahmt, aber nirgends finden wir jene ſtahlfeſte, elaſtiſche, wohlklingende Sprache. Am nächſten iſt ihm Theodor Körner gekommen, obgleich der Abſtand ſehr groß iſt. Die übrigen Nachahmer haben entweder mehr philoſophiſche oder mehr hiſtoriſche Trauerſpiele geſchrieben. Unter den erſtern ſteht Raupach oben an. Bei einem großen poetiſchen Talent muß ihm doch vorgeworfen werden, daß er nicht wie Schiller, ideale Naturen geſchaffen, ſondern nur gewiſſe philoſophiſche und namentlich politiſche Begriffe in dramatiſirten Beiſpielen auf den Brettern verſinnlicht hat. Die meiſten andern Jünger der Schillerſchen Schule haben, wie Collin, Klingemann, Öhlenſchläger, hiſtoriſche Stoffe zum Theil im patriotiſchen Sinn, zum Theil des Theaterpompes wegen auf die Bühne gebracht, und nur ſelten ſind wahrhaft ideale Naturen darin nach Schiller's Weiſe verherrlicht worden. Ganz außer den Grän-

zen ſeiner Poeſie ſind die Schickſalstragödien gefallen, wie oben gezeigt wurde.

Die politiſchen und patriotiſchen Schauſpiele ſind an ſich ſehr ſchätzbar, da die Bühne nicht allein einem äſthetiſchen Zwecke huldigen, ſondern auch belehren und für das Leben begeiſtern ſoll. Collin und Theodor Körner haben in dieſer Hinſicht zu ihrer Zeit recht gut gewirkt. Auch iſt die deutſche Geſchichte überreich an Volkshelden, denen ſich eine ideale Seite abgewinnen läßt, in denen eine wahrhaft große und edle Natur ſich offenbart hat. Nur ſtehn die meiſten dieſer deutſchen Helden, dieſer ſittlichen, politiſchen, kirchlichen und militäriſchen Ideale, in einem zu innigen Zuſammenhange mit dem ganzen großen Gemälde ihrer Zeit, das ſich nicht gut mit auf die Bretter bringen läßt. Sie eignen ſich weit mehr für das Epos, als für das Drama. Daher ſind die größten Helden, in denen die Geſchichte ſelbſt ſchon allen poetiſchen Stoff zuſammengehäuft hat, z. B. die Hohenſtauffen, noch immer auf der Bühne nicht einheimiſch geworden. Neulich hat ein junger Dichter einen Verſuch gemacht, aber er ſah ſich genöthigt, einen Cyclus von ſieben Trauerſpielen auf einmal zu geben, und ſo dehnte ſich das Drama zu einer mehr als epiſchen Länge aus. Auch ein beſſerer Dramatiker wird hier Hinderniſſe finden, die einmal im Stoffe liegen.

Wir haben oben als eine dritte Gattung des Romantiſchen diejenige Dichtungsweiſe unterſchieden,

die das Wunderbare im Weltganzen ſucht, deren Gegenſtand die ganze Schöpfung iſt, während der Gegenſtand der eben erwähnten Poeſie immer nur das Höchſte der Schöpfung, der Menſch war. Warum auch ſollte nur der Menſch und nur in den engen Grenzen einer Begebenheit ein würdiger Gegenſtand der Dichtung ſeyn, und nicht die Natur ſelbſt in ihrem ganzen Umfang, als ein einziges großes Wunder.

Wir müſſen zweierlei Arten ſolcher Weltgedichte wenigſtens der Form nach unterſcheiden, die ſyſtematiſchen und die freien, oder die architektoniſchen und pittoresken. Jene betrachten wir hier zuerſt.

Schon im höchſten Alterthum entſtanden große Weltgedichte, Kosmogonien, in denen man die Schöpfung und das Weſen der Welt abſpiegelte. Allen lag ein mehr oder weniger klares Syſtem zu Grunde. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Welt in ein wohlgeordnetes Syſtem zu bringen, war eben die Aufgabe. Aus den Kosmogonien und Religionsſyſtemen giengen die philoſophiſchen Syſteme hervor, ſofern ſie dogmatiſch die Welt zu conſtruiren unternahmen, und nicht bloß kritiſch unterſuchten, was möglich möchte ſeyn, ſondern apodiktiſch verkündeten, ſo iſt es! Alle dieſe dogmatiſchen Syſteme giengen aus einer dichteriſchen Begeiſterung, aus einer höhern Offenbarung, aus Viſionen, aus einer Vorſpiegelung der entflammten Phantaſie hervor, daher ſie auch größtentheils in Bildern und in einer prophetiſchen,

heiligen Sprache verkündet ſind. Niemand ſtreitet ihnen den poetiſchen Charakter und Werth ab, wenn auch die ganze kritiſche Schulphiloſophie den philoſophiſchen Werth derſelben ſchlechterdings abläugnet, ſie gänzlich aus dem Gebiet der Philoſophie verbannt wiſſen will. Dennoch iſt in dieſen poetiſchen Offenbarungen die Wahrheit oft tiefer ergründet, als in dem beſchränkten Kriticismus.

Ihr poetiſcher Werth beruht theils im Inhalt, theils in der Form. Ihr Inhalt iſt das ewige große Wunder der Welt. Sie myſtifieiren uns, ſie zeigen uns ſelbſt im Begreiflichen noch das Wunder, während umgekehrt der Kriticismus ſelbſt das wirklich Wunderbare begreiflich und gemein zu machen ſtrebt. Es iſt ihnen nicht um philoſophiſchen Effect, um Vernichtung des Wunders, um Erklärung für den Verſtand, ſondern nur um poetiſchen Effect, um Verſtärkung des Wunders, um Intereſſe für das Gefühl und die Phantaſie zu thun.

Die poetiſche Form dieſer Weltgedichte iſt weniger in den Bildern und in der feierlichen Sprache zu ſuchen, als in dem architektoniſchen Bau, in der Harmonik des Syſtems. Es ſteht dem Begriff des Schönen durchaus nicht entgegen, daß es auch in einem Syſtem, in einem Gebäude, ſey es logiſch oder materiell, wohnen kann. In tiefen mathematiſchen Combinationen ſchließt ſich der poetiſche Zauber der Harmonik auf, im materiellen Gebiet durch die Baukunſt und durch die Muſik, im geiſtigen Gebiet

durch die Syſteme. Die Materie reicht für die fein⸗ſten Kunſtgetriebe der Harmonik weder in der Muſik, noch in der Baukunſt aus, erſt in der geiſtigen Har⸗monik erreicht dieſe Kunſtgattung ihren Gipfel. Wenn aber die Mathematik in jenen erſten beiden Künſten ſich den Sinnen aufdrängt, ſo bleibt dieſe höhere Harmonik freilich dem leiblichen Aug und Ohr ver⸗borgen, und es bedarf eines höhern Sinnes, ſie zu vernehmen, eines Sinnes, der ſehr ſelten iſt. Man ſucht daher auch an den kunſtreichſten Gebäuden die⸗ſer Art meiſtens nur einzelne Parthien heraus, und das Ganze zu durchdringen, ſeine Conſtruction zu ergründen, fällt den meiſten zu ſchwer, oder ſie den⸗ken nicht einmal an das Daſeyn der ihnen verborge⸗nen Kunſt. Sie ahnen nichts von jener höhern Muſik, wo die Töne Ideen ſind.

Jene prophetiſchen Geiſter ſehen die geiſtige Ideenmaſſe und ihre Reihenfolge, wie die Maſſe der Materie, und wie die Scala an, und begründen darauf nach architektoniſchen und muſikaliſchen Regeln ihre kunſtreichen Syſteme, die wir daher den alten Domen oder den Prachtgebäuden der muſikaliſchen Harmonie vergleichen dürfen. Es iſt dieſelbe Harmo⸗nik, die hier wie dort angewendet wird, wie aber der Ton ſchon geiſtiger iſt, als die architektoniſche Form, ſo wieder die Ideen geiſtiger als der Ton. Die Harmonik kann in keiner feinern Materie wal⸗ten, als in den Ideen. Dieſer Stoff heiligt ſie aber nicht allein, vielmehr giebt ſie ſelbſt ihm erſt den

höhern Werth. Die tiefſten und fruchtbarſten Ideen erhalten ihre höchſte Bedeutung erſt in der Harmonie aller Ideen. Ihre Stellung im Ideengebäude iſt ſo wichtig, als ihr Gehalt, und beſtimmt denſelben erſt völlig. Ihre kunſtreiche Entgegenſtellung macht erſt die große Wirkung, und es giebt einen Contrapunkt in der philoſophiſchen Conſtruktion, wie in der muſikaliſchen.

Dieſe Gattung von Poeſie nimmt alſo ihren Urſprung in der Viſion, ihr Weſen iſt Myſtifikation des Weltganzen, ihre Form Harmonik. Unter uns Deutſchen ſteht in dieſer Gattung Jakob Böhme oben an. Alle ſeine Werke ſind poetiſche Viſionen, darin er die gemeine Natur in einem myſtiſchen Zauberlicht, wie im Goldglanz der Morgenröthe erblickte, und in ihren innerſten Leib und Bau bis zum Herzen und Centrum, wie in ein durſichtiges Kryſtallſchloß hineinſah. Dieſen geheimnißvollen, dem gemeinen Auge verborgenen Bau conſtruirt er nun in den kunſtreichſten Lineamenten und Verſchlingungen, worin ihn noch kein Philoſoph übertroffen hat. Was die Stereometrie, die gothiſche Architektonik und die Fugenkunſt je an kühnen und feinen Conſtruktionen erdacht, das findet ſich in Jakob Böhme's Wunderbau der Natur beiſammen. Bei den neuern Naturphiloſophen überwiegt die materielle Maſſe der Ideen die Kunſt der Conſtruktion. Sie conſtruiren meiſt nur in gemeinen geometriſchen Verhältniſſen, ohne Ahnung der höhern Harmonik. Dagegen gewinnen ſie auf der

proſaiſchen und philoſophiſchen Seite durch eine größere Summe von Erfahrungsbegriffen. Bei Jakob Böhme überwog die Kunſt, bei den neuern Naturphiloſophen überwiegt der Stoff. Er macht aus Wenigem mehr, ſie machen aus Vielem weniger. Selbſt ſeine Irthümer haben einen hohen poetiſchen Zauber, jene dagegen entlehnen ihren Glanz nur von der Wahrheit.

Die ſchönſten neuern philoſophiſchen Gedichte oder dichteriſchen Offenbarungen in ſyſtematiſcher Form ſind die Naturphiloſophien und unter dieſen wieder vorzüglich die von Görres und Steffens. Hier erſcheint die ganze Welt in das Zauberlicht des Wunderbaren getaucht, das Gemeinſte als etwas Bedeutungsvolles und Myſtiſches, alles in Harmonie, alles wie feierlich geſchmückt und geordnet zum Feſt des Höchſten. Wir ſehn in den tiefen Zuſammenhang der Natur wie in ein kunſtreiches Gebäude, und in die Weltgeſchichte, wie in ein Drama. Alles Wirkliche erſcheint als Kunſt, alles Alltägliche wird zum Wunder. Den erhabenſten poetiſchen Eindruck macht der Überblick über das Ganze, aber auch im Einzelnen überraſcht uns die Neuheit der Beziehungen, der nicht geahndete Einklang entfernt ſcheinender Dinge, das Seltſame der Contraſte, das Liebliche des Wiederſcheins. Eine ganz unendliche Fülle von Genuß ſtrömt auf uns heran, und wir glauben in einem Meer von Poeſie unterzugehn. Aber gerade dieſen Genuß verſtehn ſich nur Wenige zu verſchaffen, weil er nur

einem vielumfaſſenden, geiſtigen Organ vermittelt werden kann. Die meiſten Menſchen genießen alles nur aphoriſtiſch, weil ſie nicht im Stande ſind, viel auf einmal zuſammenzufaſſen und zu behalten. Ihnen bleiben daher auch die herrlichſten Wundergebäude der Harmonik verſchloßen. Sie gehn von einem Einzelnen zum andern über, ohne je das Ganze zu überſchauen. Dadurch bleibt ihnen aber auch das Einzelne räthſelhaft. Sie halten daher die einzelnen Parthien eines naturphiloſophiſchen Werks für wunderliche Arabesken ohne Sinn.

Den Übergang von der ſtrengen architektoniſchen zur freien pittoresken Form machte Novalis. Er brachte ſeine Philoſophie in die Form eines hiſtoriſchen Romans, doch ſein wunderliches Gedicht iſt noch ganz architektoniſch conſtruirt, ſeine Perſonen ſind weniger frei handelnde Weſen, als nur perſonificirte Ideen und noch in das ganze Ideengebäude wie in Stein verwachſen. Er hatte den ungeheuern Gedanken, das ganze All von der poetiſchen Seite, ja von jeder möglichen poetiſchen Seite zugleich zu zeigen, alles, was da iſt, Natur, Geiſt und Geſchichte in einer unendlichen Poeſie zu verknüpfen, alles erſinnliche Schöne zumal in einem großen Dom von Poeſie zu verbauen. Darum hat er nicht nur Himmel und Erde in ſein Gedicht aufgenommen, ſondern auch die Anſichten, den Glauben, die Mythen aller Völker. Alles zog er an ſein großes Herz, über alles hat er den Liebesſchein deſſelben ausgegoſſen.

Indem er alles mit ſeiner Liebe verband, war er ſelber der Gott ſeiner unermeßlich reichen Welt. Schon früher iſt angedeutet worden, daß Novalis den Gott Fichtes in die Poeſie überſetzt hat. Jenes göttliche Ich, was bei Fichte der ſtrengen Arbeit der Selbſtſchöpfung oblag, feiert bei Novalis den erſten Sabbath und ſitzt auf dem Throne ſeiner Herrlichkeit, um ſich verſammelnd alle Zauber des Himmels und der Erde, die ihm in Andacht dienen. Was bei Fichte der männliche Wille, das war bei Novalis die Liebe des Menſchen, beide gleich urſprünglich, frei, unendlich, göttlich.

In ganz freier, pittoresker Form hat jene Weltpoeſie den Zauber der Harmonik aufgeben müſſen, doch mit der Veränderung der Form iſt nicht zugleich ihr Geiſt umgewandelt worden. Allegorie oder Beiſpiel ſprechen die ewigen Weltideen nicht minder aus, als jene myſtiſchen Lehrgebäude. In der Perſonification und Mythe walteten noch die alten Götter der Urſymbolik. Wir beſitzen Dramen und Romane, die wir zu dieſer Gattung von Weltpoeſie rechnen müſſen, weil ſie nicht wunderbare Begebenheiten, noch ideale Menſchen, noch Coſtüme gewiſſer Zeiten, ſondern nur das Walten des ewigen Weltgeiſtes ſchildern, das poetiſche Wunder nur im Ganzen der Welt ſuchen, und voll philoſophiſchen Tiefſinns ſind. Unter den Gedichten dieſer Art ſteht Göthe's Fauſt oben an.

Göthen finden wir überall durch einen innigen Zug mit der Natur verbunden. Alle ſeine Gedichte ſind Triumphe, welche die Natur über die Freiheit des Menſchen feiert. Zwar ſucht und findet er überall in der Natur den Menſchen, aber auch nur den Menſchen in der Natur, in den unauflöslichen Banden des Elementargeiſtes. Die kühne Freiheit, in welcher der Menſch ſich zum Gott erhebt, ſchien ihm frevelhaft und thöricht. In der übernatürlichen Erhebung des Menſchen ſah er nur eine unnatürliche Entfremdung, ja Erniedrigung. Alles Menſchliche der Natur fügſam in allen Falten anzuſchmiegen, war die große Idee ſeines Lebens und Wirkens. Wie er ſelber, tief eingewurzelt mit allen Nerven und Adern in das irdiſche Daſeyn, die Natur in ihrer ganzen Tiefe durchſchaut, in ihrer ganzen Fülle genoſſen, ſo hat er ſich zum Canon der Humanität gemacht, und dieſe daher ganz in die Naturgrenzen hinabgezogen. Wohl erkennend aber den Gegenſatz des Idealen und der Natur, hat er jenes Ideal als das trügeriſche Schattenbild des menſchlichen Hochmuths bezeichnet, und das Streben darnach als Unnatur, die nur zum Tode führt, durchaus verworfen. In dieſem Sinne hat er ſeinen Fauſt gedichtet, ſein größtes Gedicht, wie es den größten Gegenſtand hat, und wie es die Eigenthümlichkeit des Dichters im ſtrengſten Gegenſatz gegen andre ausdrückt. Das Gedicht iſt eben dieſes Gegenſatzes wegen ganz negativ, es iſt eine Parodie aller Beſtrebungen menſchlicher Freiheit ſeit

dem Anbeginn der Welt, die größte und beſte Satyre, die jemals auf die Menſchen gemacht worden iſt. Man ſollte meinen, der Erdgeiſt ſelbſt habe dieſes Gedicht ſich zur Luſt und den nach dem Höhern ſtrebenden Menſchen zum Hohn gedichtet.

Neben Göthe's Fauſt glänzen in der deutſchen Literatur noch eine Menge der ausgezeichnetſten philoſophiſchen Gedichte, ſo Leſſing's Nathan, vor allem die neuern Novellen von Tieck und Steffens. In vielen ſolcher Gedichte verſchwindet das philoſophiſche Intereſſe der Idee beinah gänzlich unter dem Poetiſchen der Fabel; in andern herrſcht dagegen das Philoſophiſche vor, es ſind Wiſſenſchaften in der Form des Romans oder Dramas, wie Julius und Evagoras von Fries ꝛc. Zu den letztern gehören denn auch die eigentlichen Lehrgedichte, die naturhiſtoriſchen, moraliſchen, philoſophiſchen und theologiſchen Betrachtungen in Verſen, wie Tiedge's Urania und dergleichen.

Die eigentlich romantiſche, *mittelalterliche* und wieder insbeſondere katholiſche Romantik dürfen wir wohl von allen übrigen Gattungen des Romantiſchen unterſcheiden, obgleich vieles von den andern Gattungen darin enthalten iſt. Das Unterſcheidende iſt das alterthümliche Gepräge, der Charakter des Mittelalters. Die neuern Dichter, wie Tieck und Uhland, welche dieſer Gattung des Romantiſchen huldigen, haben den Stoff und die Form dazu aus dem Mittelalter ſelbſt entlehnt. Ihre Dichtungen ſtehn in ge-

nauer Verbindung mit den Überreſten der mittelalterlichen Poeſie. Der größte Reiz der neuern Dichtungen dieſer Art iſt das Helldunkel des mittelalterlichen Volksglaubens.

Wir müſſen indeß auch in dieſer Gattung wieder unterſcheiden. Die altdeutſche Poeſie ſelbſt enthält zwei Elemente, ein heidniſches und ein chriſtliches, darnach ſich dieſelbe als Sagenpoeſie und als katholiſche Legenden- und Ritterpoeſie ausgebildet hat. Demzufolge hat auch die neuere Romantik entweder mehr die heidniſche Sage und den älteſten Volksglauben, oder das katholiſche Heiligen-, Prieſter- und Ritterweſen in ſich aufgenommen. Ludwig Tieck iſt der Repräſentant dieſer ganzen Gattung in beiden Richtungen. Ihm folgte in der Richtung der Sagenpoeſie vorzüglich Uhland, in der katholiſchen Richtung aber Werner, deſſen ſchon gedacht iſt.

Die alte Volksſage klang mit dem alten Volksglauben und Aberglauben durch alle wechſelnde Melodien des Zeitgeiſtes und der Mode beſtändig als ein lang gehaltner tiefer Ton hindurch. In der franzöſiſchen Aufklärungsperiode ſank ſie am tiefſten und verhallte beinah. Sie diente nur noch dem Witz und der Ironie in Heldengedichten, wie die von Wieland. Erſt Herder machte auf den Werth der alten Sagen aufmerkſam, und nach ihm bemühte ſich beſonders die Schlegel'ſche Schule, die Schätze der alten Volkspoeſie ans Tageslicht zu ziehn. Für die deutſche Sage und den deutſchen Volksglauben geſchah beſonders viel

durch Görres, Arnim, die Brüder Schlegel, von der Hagen, Grimm, Mone, Lachmann rc. Man ſammelte alle Thatſachen des alten Volksglaubens und die mehr oder minder vollkommen erhaltnen Sagen.

Die Poeſie in dieſen alten Sagen machte den mächtigſten Eindruck auf die Zeitgenoſſen. Trotz aller Aufklärung, mit der man prahlte, wurde man unwiderſtehlich von dem heiligen Dunkel dieſer Poeſie angezogen. Die große Wirkung derſelben beruht ohnſtreitig darauf, daß ſie nicht als das künſtliche Machwerk von Menſchen, ſondern als eine unmittelbare Naturoffenbarung erſcheint. Nicht die ſpielende Phantaſie des Dichters hat dieſe Sagen erfunden, ſie ſind unwillkürlich im Gemüth aller Völker entſprungen. Sie ſind mit der Geſchichte, mit dem handelnden Leben der Völker ſo unzertrennlich verbunden, wie es die älteſten Mythen mit der Natur ſelbſt waren. In jenen Mythen ſprach ſich das Daseyn und der Naturtypus der Völker aus, in dieſen ſpätern Sagen offenbarte ſich die lebendige Seele derſelben, gleichzeitig mit ihren Thaten. Wie aber durch alle Mythen derſelbe Zug hindurchgeht, ſo auch durch alle Sagen. Alle Völker ſahen ſich noch um ſo ähnlicher, je näher ſie der gemeinſamen Wiege des menſchlichen Geſchlechtes ſtanden, wie ſich die Blüthen mehr gleichen, als die Früchte. Das Charakteriſtiſche dieſer Sagen iſt die hiſtoriſche Form, in welcher ſie alles Innerliche der Seele auf allegoriſche Weiſe oder in Beiſpielen offenbaren, wie es dieſelben Völker gleich-

zeitig in äußern Handlungen und Thaten offenbarten. Alles Innerliche tritt aus ſich heraus, äußert ſich, wird hiſtoriſch. In dem Doppelbild der Sagen und Geſchichten iſt daher die Seele jener Völker und Zeiten aufgeſchloſſen, liegt uns ihre Philoſophie vollſtändig offen. Zwiſchen der Sage und Geſchichte beſteht ein geheimnißvolles und unzertrennliches Band. Wie die Sage ſtets auf den praktiſchen Boden der Geſchichte zurückführt, ſo die Geſchichte ſtets auf das ideale Gebiet der Sage. Alle Sagen ſind hiſtoriſch, aber alle Geſchichten jener Zeit ſind auch wieder mährchenhaft, bedeutungsvoll und myſtiſch. In beiden ſpricht ſich das Gemüth der Völker in Thaten aus, die ſo wunderbar und ahnungsvoll ſind, als dieſes Gemüth ſelbſt. Alle jene Thaten ſind ſinnlos, wenn man ſie nicht auf jenes Gemüth zurückleitet, daher die gewöhnliche hiſtoriſche Darſtellung des Mittelalters ſeit der Völkerwanderung ſo unerträglich iſt. Man muß ſie im Sinn der Sage als Offenbarungen des Volksgemüthes auffaſſen.

Die Sagen gelten aber nicht nur für ihre Zeit, es liegt etwas Philoſophiſches darin, was für alle Zeiten gilt. Tiefer und zarter als alle unſre ſpeculativen Definitionen ſtellen uns die Sagen in einfachen Bildern die Ideen des Lebens dar. Von dem ungeheuern Gemälde der Niebelungen bis zum leiſeſten Farbenzug eines Volksliedes oder Elfenmährchens entfalten ſie die ganze Tiefe des menſchlichen Lebens. Sie ſind alle bedeutungsvoll, von geheimem

tiefem Sinne, alle an eine ewige Idee geknüpft, die einfachſte kunſtloſeſte Offenbarung derſelben. Darum ſprechen ſie uns ſo an.

Auf dieſe Weiſe ſind die Sagen eine unerſchöpfliche Quelle von Poeſie, und ihr Stoff iſt ſo unermeßlich und im Allgemeinen noch ſo wenig durchgearbeitet, daß die neuern Dichter ſich ſeiner wohl annehmen dürfen. Theils iſt die alterthümliche Form, in welcher ſich vollendet ausgearbeitete Sagen erhalten haben, uns fremd geworden, theils ſind die meiſten Sagen wirklich nur in rohen Grundzügen vorhanden, welche wir erſt aufführen müſſen. So geſchah es, daß unſre vorzüglichſten Dichter wetteifernd den alten goldſchweren Schatz der Volksſage zu heben und neugeprägt wieder in Umlauf zu bringen bemüht waren.

Hiervon nahm zunächſt die neuere Romanze ihren Urſprung, eine Dichtungsart, in deren beſcheidenem Gewande die herrlichſte Poeſie ſich verbirgt. Unſre größten Dichter waren darin ausgezeichnet, und am meiſten, wenn ſie ſich an echte alte Sagenſtoffe hielten. So Göthe, Schiller, Stollberg. Bürger machte ſich die Romanze zur Hauptſache, entſtellte ſie aber durch bäuriſche Derbheit, die er mit dem Volkston verwechſelte. Die trefflichſten Romanzen hat unter den Neuern Uhland gedichtet. Keiner faßte die Ideen der alten Sagen tiefer auf, keiner ſtellte ſie treuer und einfacher im echten alterthümlichen Ge-

wande dar. Darum mahnen ſie uns wie Klänge fern aus grauer Vorzeit.

Größre Sagen in der Form des Heldengedichts und Romans gaben vorzüglich Tieck und Fouqué. Sie bilden zugleich den Übergang von der Sagenpoeſie zur katholiſchen. Wie im Mittelalter ſelbſt die heidniſche Sage mit der chriſtlichen Legende ſich vermiſchte, ſo auch in den neuern Dichtungen, die auf jene gegründet ſind. Indeß bemerken wir einen ſehr großen Unterſchied unter den Darſtellungen des katholiſchen Mittelalters.

Auf Göthe's Götz von Berlichingen, welcher nichts andres bezweckte, als ein charakteriſirendes Gemälde, folgte jene Fluth von Ritterromanen, die nur die Bengelhaftigkeit der gegenwärtigen, keineswegs die Kraft und Milde der vergangnen Zeit ſchilderten. Sie waren weſentlich negative Schilderungen des Mittelalters, gegen den Geiſt deſſelben gerichtet, daher ſie auch beſtändig die Pfaffen zur Zielſcheibe ihres groben Witzes machten. Indeß läßt ſich nicht verkennen, daß ſelbſt in dieſer abgeſchmackten und rohen Auffaſſung des Mittelalters eine Vorliebe für das Romantiſche jener Zeit zu Grunde lag. Eine alte Burg, ein Wald, ein geharniſchter Ritter, ein Burgverließ, ein Eremit reichten ſchon hin, die Phantaſie zu beleben und das Herz mit romantiſchen Schauern zu überſtrömen.

Ludwig Tieck war der Erſte, der den Geiſt des Mittelalters lebendig und rein im ganzen Umfang

ſeiner Erſcheinungen auffaßte, und zwar in der doppelten Richtung der altheidniſchen Sage und des chriſtlichen Romanismus. Wir müſſen ihn aber nicht allein als den Repräſentanten dieſer alterthümlichen Gattung der Romantik betrachten. Er hat eine höhere Bedeutung. Er iſt kein blos antiquariſcher Poet, der mit rückwärtsgedrehtem Halſe in die verlorne Vergangenheit ſieht. Er hat vielmehr die Vergangenheit der Gegenwart lebendig verknüpft, und auf den Grund der alten echtdeutſchen Poeſie die neue fortgebaut. Als Vermittler zwiſchen den beiden großen Bildungsſtufen der deutſchen Nation wird er in der Entwicklungsgeſchichte derſelben ſtets eine der erſten Stellen behaupten. Die neue deutſche Poeſie bildete ſich aus dem Proteſtantismus hervor und nach antiken Muſtern, in ſtrengem Gegenſatz gegen die altdeutſche Poeſie. Die einſeitige proteſtantiſche, allem Wunderbaren abholde Dichtungsweiſe wurde durch unſre größten Dichter zu einer humanen, kosmopolitiſchen veredelt, ſchweifte jedoch noch häufig von der deutſchen Eigenheit ab und folgte fremden Muſtern. Aber mehr und mehr gewann unſre Poeſie mit ihrer Selbſtändigkeit auch wieder ihre nationelle Phyſiognomie. Aus eigner innrer Kraft ſtieß ſie das Fremde von ſich und das Eigenthümliche, das ſo lange verachtet geweſen, machte ſich durch ſeinen eignen Werth wieder geltend. Da mußte die Zeit endlich kommen, in welcher die innerliche Verwandtſchaft der neuen und alten Deutſchen klar wurde. Das deutſche Ge-

müth hatte ſich ſelbſt wiedergewonnen. Es fühlte jenen alten Geſinnungen und Empfindungen, in grauer Vorzeit dem unſterblichen Geſang vertraut, innigſt ſich verwandt. Welche höhere Entwicklung wir auch im Verfolge der Zeiten gewonnen, welches Fremde zur andern Natur uns geworden, das urſprüngliche Naturell war uns dennoch geblieben. Sobald wir dies erkannt, war die nothwendige Folge, daß wir unſre Poeſie auf den Ton der alten, oder vielmehr unſer Herz auf die Empfindungsweiſe des alten zurückſtimmten. Im Contraſt dieſer Richtung der Poeſie mit der frühern proteſtantiſchen und antiken mußten ſich ſchneidende Gegenſätze und Übertreibungen ergeben. In der Überſchwenglichkeit des Enthuſiasmus, womit die Deutſchen alles zu ergreifen pflegen, mußten antiquariſche Schwärmer und Pedanten die altdeutſche Poeſie ausſchließlich über jede andre erheben, während ihre Gegner ſie ſchlechterdings als eine Barbarei verdammten. In der Mitte der Extreme jedoch mußten andre die natürliche Vermittlung des Alten und Neuen begründen. Vor allen war Tieck zu dieſer wichtigen Vermittlung berufen. In dieſem nationellſten unſrer Dichter wurde der Genius des alten Deutſchlands wiedergeboren und wie ein Phönix verjüngt. Seine Dichtungen ſind ſo ſehr echtdeutſch, daß ſie die Probe beider fern von einander liegenden Zeiten aushalten. Sie ſind dem Mittelalter ſo verwandt, als uns. Die tief bedeutſame und wunderreiche Erſcheinung dieſes Dichters bezeichnet einen

Wendepunkt in unſrer neuen Bildung. Sie wird ihre Wirkungen weit in die Zukunft verbreiten.

Tieck trat mit ſeiner echtdeutſchen Poeſie in eine natürliche Oppoſition gegen die herrſchenden Schulen, und namentlich gegen die proteſtantiſche und antike Bildung und Geſinnung. Darum ſind ſeine Dichtungen nur zum Theil poſitiv, zum Theil negativ. Er offenbarte nicht nur den echten, bisher verkannten deutſchen Genius; er fehdete zugleich auch mit allen Waffen eines tiefen Gefühls und überlegnen Geiſtes die Verirrungen der Zeit an.

Die Bearbeitungen alter Volksſagen ſind Tieck's vorzüglichſte Dichtungen, worin er auf poſitive Weiſe ſich ausgeſprochen. Doch auch ſchon in dieſen ernſten Dichtungen hat er den Contraſt gegen das Moderne zu bezeichnen geſucht, indem er nach dem Beiſpiel Shakeſpeare's das Komiſche dem Tragiſchen vermiſchte. Immer ſtellt Tieck die poetiſchen Elemente des Mittelalters der entarteten Proſa der neuen Verſtandesperiode gegenüber, zunächſt die kräftige, geſunde Sinnlichkeit und Kraft, woraus alle übrigen Tugenden jener frühern Zeit herfloſſen, der Unnatur und Schwäche, welche die Grundlage unſrer Fehler und Laſter bilden. Hierin iſt Tieck ſehr nahe mit Schiller verwandt. Auch Tieck ſchildert die edelſten und kräftigſten Naturen, nur macht er aus ihnen nicht, wie Schiller, allgemeine Ideale der Humanität, ſondern er läßt ſie nur als Repräſentanten der Vorzeit und einer beſtimmten Volksnatur erſcheinen. In dieſen

erhabenen Charakteren contraſtirt er ſodann die alte edle Einfalt und Unſchuld mit der Überfeinerung und Affectation der neuern Zeit, die alte Ehrlichkeit mit der neuen Pfiffigkeit, die alte Beſcheidenheit mit der neuen Eitelkeit, die alte Wahrheit mit der neuen Lüge. In der Tiefe und Wärme des Gemüths aber bezeichnet er die Hauptverſchiedenheit des Mittelalters von unſrer Zeit. Dieſes Gemüth offenbarte ſich in Andacht, Liebe, Ehre, und der Verſtand unſrer Zeit hat ihm leider das Gegentheil jener Tugenden, Unglauben, Egoismus und Schamloſigkeit entgegenzuſetzen. Tieck malt mit tiefglühenden, brennenden Farben die Frömmigkeit und religiöſe Innigkeit der alten Zeit, im herben Gegenſatz gegen die moderne Aufklärung und deren albernen oder frechen Unglauben. Mit eben ſo warmen Zügen ſchildert er die Liebe jenes mildkräftigen Geſchlechts der Vorzeit, und kein Dichter außer Shakeſpeare und Schiller hat die Liebe, den ewigen Gegenſtand der Poeſie, ſo tief und wahr geſchildert. Endlich malt uns der Dichter die ritterliche Männertugend der alten Zeit in den kräftigſten Zügen, den angebornen Adel und die bewußtloſe Großmuth der Helden.

Jenes gewaltige Leben der Vorzeit hatte weſentlich zwei Brennpunkte, die Religion auf der einen, Ritterthum und Minne auf der andern Seite, d. h. das Herz offenbarte ſich in doppelter Richtung gegen das Überirdiſche und Irdiſche, und ſeine Flammen loderten hier im reinen Lilienlicht der Andacht, dort

im warmen Roſenlicht der Liebe und Lebensluſt. Demnach ſind auch die zwei größten Dichtungen Tieck's an jene beiden Brennpunkte geknüpft. Seine Genoveva und ſein Octavian bilden vereinigt in einem ellyptiſch verſchlungenen Ganzen, ein vollſtändiges Gemälde des mittelalterlichen Geiſtes. Genoveva iſt die Lilie, Octavian die Roſe. Mit dem Zauberſtab der Poeſie ſchließt uns Tieck in dieſen Dichtungen die geheimſten Tiefen und Schätze einer vergangnen Welt auf, aber dieſen Zauberſtab gewinnt auch nur, wer reines Herzens iſt und fromm. Dieſe zarteſten und tiefſten aller Dichtungen werden daher von dem großen Haufen unſrer Aufgeklärten als katholiſche Contrebande verfolgt, als Schwärmerei bedauert, als Kinderei beſpöttelt.

In ſeinen Luſtſpielen verfährt Tieck negativ, und opponirt dieſer falſchen Aufklärung. Es ſind die beſten Luſtſpiele, die wir haben; vom Grund aus bis zum leiſeſten Zuge der Ausführung erfüllen ſie alle Forderungen des echten Luſtſpiels. Da ſie aber gegen die Thorheiten unſrer Zeit gerichtet ſind, wollen wir ihrer erſt bei der modernen Poeſie gedenken. In ſeinen ſpätern Novellen hat Tieck ſich ebenfalls mehr an das moderne Leben angeſchloſſen. In allen ſeinen Werken aber klingt der Grundton des Mittelalters hindurch. Über allen ſeinen Gebilden iſt ein reiner tiefer Himmel ausgebreitet.

Tieck ſteht in der lebendigen Mitte des Mittelalters und der neuern Zeit, und verbindet beide,

darum vereinigt er auch in ſeinen Dichtungen je das Herrlichſte der Dichter beider Zeiten. Was die Provenzalen Glänzendes, die Normannen Ritterliches, die Bretonen Zartes, die Engländer Schauerliches, die Deutſchen Süßes und Tiefes geſungen, klingt in ſeinen Dichtungen wieder, und wem unter den Neuern ſteht er nach? Von Leſſing hat er den feinen Spott und Sarkasmus, von Göthe die warme lebendige Darſtellung der Natur und Menſchen, von Schiller das Hohe, Edle, Ideale, von Jean Paul die bunte überſtrömende Phantaſie. Er hat aber mehr als ſie alle, ein Gemüth und Talent, das ohne alle fremde Beimiſchung die deutſche Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Tiefe und im weiteſten Umfang erfüllt und offenbart.

Unter den Dichtern, welche Tieck in der Richtung nach der mittelalterlichen Poeſie gefolgt ſind, ſteht ihm Arnim zunächſt, deſſen beinah völlig vergeſſenes dramatiſches Gedicht « Halle und Jeruſalem » wohl nur in der Form, nicht aber an zartem und tiefem Sinn hinter den Werken ſeines großen Vorgängers zurückſteht. Auf keinen Fall hat dieſer Dichter die Undankbarkeit verdient, mit welcher man ſeine Werke weniger aufgenommen, als verſchmäht und vergeſſen hat.

Fouqué war der Mann, durch welchen das Beſtreben Tieck's erſt Popularität erhielt. Es pflegt immer ſo zu gehn, daß man das Tiefe erſt verflachen muß, wenn es den Kurzſichtigen bemerklich wer-

den ſoll. Die Grundlage der meiſten Dichtungen Fouqué's iſt allerdings der romantiſche Goldgrund des Mittelalters, und Glaube, Liebe, Ehre ſind die Hauptfarben in allen ſeinen Gemälden. Er geht aber vom innern Geiſt ſchon mehr auf das Äußerliche, auf das Coſtum des Mittelalters über. Richtige und tiefe Auffaſſung der Charaktere gilt ihm ſchon weit weniger, als genaue und umſtändliche Zeichnung der Sitten und Trachten. Dieſe Vorliebe artet leicht in Kinderei aus. Sie verbietet ihm, das Alterthümliche auch auf die neuere Zeit überzutragen. Er ſieht ſich ſelbſt gern als einen Sprößling der alten ritterlichen Barone an und affectirt, wo er nur von ſich ſelbſt ſpricht, die alte Rittermäßigkeit. So erhalten auch alle ſeine Darſtellungen moderner Adelsfamilien und Officiere einen alterthümlichen Anſtrich, und ſomit unwillkürlich etwas von Don Quixote. Auf der andern Seite trägt er aber auch viel Modernes auf ſeine Darſtellungen des Mittelalters über. Wie ſeine Officiere Ritter ſeyn ſollen, ſo haben auch ſeine Ritter etwas von dem Weſen der modernen Officiere an ſich, etwas Garniſonsmäßiges, Ziererei, Luſt an Putz, Selbſtgefälligkeit, Koketterie mit den Waffen, Pferden und Hunden. Er ſelbſt iſt zu ſehr in dieſer niedlichen Pedanterei befangen, um den Contraſt derſelben mit dem alten Ritterthum zu begreifen. Eben ſo verfehlt er den Ton der alten Galanterie und überhaupt die ganze alte Redeweiſe. Wenn ſeine Helden auch oft ganz mittelalterlich handeln, ſo ſprechen

ſie doch nicht ſo. Ihre ſüßliche, manierliche Sprache hat nicht das Mindeſte mit dem einfachen, natürlichen, warmen und kräftigen Ton der alten Ritter gemein, und die alterthümlichen Stichwörter, Wendungen und Redensarten, deren Fouqué ſich gern bedient, ſind nur eine Hülle ohne weſentlichen Inhalt, und enthalten ſo wenig den Geiſt des Mittelalters, als die Voſſiſchen Affectationen des antiken Styls den Geiſt des Antiken. Die vielen Nachahmer, die wieder Fouqué gefunden, ſind der Rede nicht werth.

Die fünfte und letzte Hauptgattung des Romantiſchen ſucht das Wunderbare im Nationellen. Sie hängt mehr oder weniger mit allen übrigen Gattungen zuſammen, da, was immer für ein Held im Vordergrunde der Dichtung ſteht, irgend ein Land und Volk immer den Hintergrund und Rahmen derſelben bildet. Insbeſondre aber iſt ſie wieder von allen unterſchieden, ſoferne ſie nur das Nationelle zu ihrem Gegenſtande macht, und die volksthümlichen Eigenheiten, die in andern Dichtungen mehr verſchwinden, gerade als Hauptſache behandelt. Auch ſie ſtellt den Menſchen dar, aber nicht mehr in ſeiner idealen Humanität, ſondern in der Gattung. Ihr gilt das Individuum nur noch als Repräſentant der Gattung, eines beſtimmten Volkes.

Dieſe Poeſie iſt gegenwärtig die herrſchende geworden, ohne daß man ſich noch darüber Rechenſchaft gegeben zu haben ſcheint. Früher war ſie unter der

humanen, idealiſirenden Poeſie verſteckt oder gänzlich unbekannt. Man wählte zwar Menſchen und Begebenheiten aus allen Nationen zu den Darſtellungen in Schauſpielen und Romanen, doch unterwarf man ſie einer allgemeinen Norm. Man wollte Menſchen darſtellen, und das Coſtum war nur eine unbedeutende Nebenzierde oder wurde gänzlich vernachläſſigt. Bei Leſſing und Wieland iſt dieſe Unterordnung noch unverkennbar. Erſt Herder machte auf die poetiſche Tiefe im Volksthum, im Naturell der Nationen aufmerkſam. Zwar wird das ganze Streben dieſes großen Mannes durch die reinſte und echteſte Humanität bezeichnet, und er ſuchte auch in den Völkern immer nur den Menſchen, aber er füllte die Kluft aus, die bisher zwiſchen dem wirklichen und nationaliſirten Menſchen und zwiſchen dem Abſtraktum eines idealen Menſchen beſtanden hatte. Er arbeitete jener freimaureriſchen Anſicht, die den Menſchen von der Nation, dem Zeitalter und der Natur losreißen und als Glied einer höhern allgemeinen Geſellſchaft hinſtellen will, mit der weit natürlichern Anſicht entgegen, daß die Humanität ihren Entwicklungsgang nur innerhalb der Nationalität und des Volksnaturells, wie der Saft im Baume nehmen könne.

Die Humanität hat nothwendig zwei oberſte Richtungen. Die eine führt in die Höhe; ſie ſucht das Ideal, das Ziel im Wahren, Schönen und Guten, denn nur in dieſem Ideal oder in dem Streben darnach iſt das einige Band um die Menſchheit geſchlun=

gen. Die andre Richtung führt in die Weite; ſie ſucht überall, in der Tiefe der Menſchenbruſt, in der Natur, in der Geſchichte, bei allen Nationen jenes Ideal, und verbindet durch daſſelbe alles Getrennte.

Herder's Genius nahm beide Richtungen vollkommen in ſich auf. Er war aber eben deßhalb nicht blos Dichter; er war Menſch im reinſten Sinn, Bürger, Philoſoph und Dichter. Die Poeſie im engern Sinn galt ihm nicht blos als einem produktiven Dichter, er ſuchte ſie auch bei allen andern Nationen auf und vermittelte ſie dem Bedürfniß ſeiner Landsleute. Dabei galt ihm auf gleiche Weiſe die Philoſophie und das praktiſche Leben, und er war ein Bekenner des Wahren und Guten, wie des Schönen. Wer aber in dieſer Harmonie die höchſten Ideale für die höchſten Äußerungen der menſchlichen Seele als eine Gottheit in dreifacher Erſcheinuug verehrt, ihnen die Flammen ſeines Herzens auf einem Altar lodern läßt, deſſen ganzes Weſſen muß von Poeſie durchdrungen, muß ſelbſt Poeſie ſeyn. Eine ſolche Vereinigung iſt nur im poetiſchen Gemüthe möglich. Der Urquell aller dieſer Richtungen und Beſtrebungen, der Urquell einer ſo allumfaſſenden Sehnſucht und Liebe iſt nur das Herz. Wie in ihrem innerſten Lebensprincip für ſich, ſo in ihrer Erſcheinung für andre iſt ſie poetiſch. Darum hat Jean Paul, Herder's innigſter Verehrer, den kurzen und treffenden Ausſpruch gethan: er war mehr ein Gedicht, als ein Dichter.

Die große Wirkung, die Herder's Schriften auf die Deutſchen gemacht, wird ſeinem Genius im Ganzen verdankt, nicht einzelnen dichteriſchen Schöpfungen.

Was Herder mit dem Ausdruck Humanität, als das Ziel ſeines ganzen Strebens ſich bezeichnet, war die Blüthenkrone alles Menſchlichen, das Ideale, Reine, Edle, Schöne, zu dem alle Zeiten und Völker, alle Inſtitute führen ſollen, für deſſen Erreichung die Menſchheit zu leben, das ihren Fortſchritt zu bedingen ſcheint. Er ſah in der Welt ein organiſches Ganze, eine Pflanze, die in ihrer fortſchreitenden Entwicklung jene Blüthe des Edlen und Schönen tragen ſoll. Entwicklung, Evolution war ihm das Weſen der Welt, kein Stillſtand, kein Zwieſpalt ohne höhere Bindung. In dieſer Anſchauung eines lebendigen Werdens der Welt, ihres Wachsthums, ihrer Veredlung, ging ſeine Philoſophie der von Schelling voran, die eben durch dieſe Anerkennung der Evolution ihren Vorzug errungen.

Er ſah alle Individuen und Völker nur als die Materie, alle Lebenskreiſe und Inſtitutionen nur als die Form an, in welcher jene Evolution verwirklicht wird. Er verband ſie durch dieſelbe alle in einem Geiſt und Leben. Seine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit zeigen uns ſeinen Genius im weiteſten Umfang und umfaſſen der Anlage nach alle ſeine Anſichten und Richtungen. Aber die Ausführung konnte dieſem Plane nicht genügen. Keine Form wäre derſelben gewachſen geweſen. Er fühlte

dies wohl, bezeichnete das Fragmentariſche im Titel, und überließ es dem richtigen Takt der Mit= und Nachwelt, alle ſeine übrigen Schriften als Anhänge oder fortgeſetzte Fragmente dieſes Werks anzuerkennen.

Er begann ſein großes Gemälde von der Entwicklung der Welt mit der Darſtellung der phyſiſchen Welt als eines Werdenden. Wir dürfen nicht verkennen, daß er dadurch eine höchſt poetiſche Wirkung auf ſein Zeitalter hervorgebracht, und nicht minder die Wiſſenſchaft, wenigſtens ihre Methodik bereichert. Ein großes lebendiges Gemälde der Natur, das auch dem Profanen verſtändlich und eindringlich geweſen wäre, fehlte den Deutſchen bisher. Die umfaſſende Anſicht des Ganzen, das Entwickeln des Schönen im Einzelnen verſchwiſtert ſich hier zum glänzendſten Effect. Wenn andere das All der Natur uns als ein mechaniſches Räderwerk kalt conſtruirt, hauchte er ihm ein organiſches Leben ein und weckte das warme Gefühl dafür in jeder Bruſt. Wenn andre die einzelnen Erſcheinungen der Natur wohl numerirt und claſſificirt uns hintereinander an den Fingern abgezählt, ließ er ſie alle als Glieder eines Organismus erſcheinen und hob jede durch ihre natürliche Stellung. Der Stein erſchien nicht in der Baumwolle des Mineralienkabinets, ſondern im lebendigen Schooß der Erde, da er gewachſen; die Pflanze nicht welk im Herbarium, ſondern friſch auf der Wieſe, am Bergeshang noch an der feuchten

Wurzel mit dem Erdgeruch; das Thier nicht ausgeſtopft oder im Käfig, ſondern in der Freiheit des Waldes und des Feldes, der Luft und der Gewäſſer; das Auge nicht im Ringe, ſondern im ſchönen Angeſicht; der Menſch nicht in der Einſamkeit des Studierzimmers, ſondern wie Adam unter den Kreaturen der erſten Schöpfungstage, wie Cäſar unter Menſchen, wie Chriſtus im Himmel.

Über der Natur erhaben, aber nur wie die Blüthe über dem Stengel, und von dem gleichen Leben durchdrungen, erſchien ihm die ſittliche Welt. Daſſelbe Werden und Entwickeln, nur auf höherer Stufe, galt ihm auch in dieſer höhern Natur, und er ſprach die große Anſicht aus, daß das Leben des einzelnen Menſchen und das Leben der ganzen Menſchheit gleichen Geſetzen der Evolution unterworfen ſey. Er ſtellte eine Vernunſt der Menſchheit der Vernunft des Menſchen an die Seite. Jene von einer ewigen Vorſehung im Völkerleben unmittelbar gelenkt, dieſe dem Menſchen als göttliches Erbtheil mitgegeben und nur Ausfluß der höchſten einen Weltvernunft, ſtreben beide ineinander wirkend zu dem höchſten Ziele der Veredlung des menſchlichen Geſchlechts, zur Verſchönerung des menſchlichen Lebens. Dahin blühen alle Kräfte der Menſchheit aus. Von dieſem erhabenen Sinne geleitet, forſchte Herder in den Tiefen der menſchlichen Seele, verfolgte er die Entwicklung des Privatlebens, der Sitten, der Erziehung, der Staaten, der Religionen, der Wiſſenſchaften und Künſte,

die Geſchichte der Inſtitutionen, der Völker und der ganzen Menſchheit, und zeigte überall die gleiche Richtung, das eine Lebensprincip. Alles Einzelne galt ihm nur als Glied des Ganzen. Seine zahlreichen fragmentariſchen Schriften beſchäftigen ſich immer mehr, die Verbindung der einzelnen Erſcheinungen im menſchlichen Leben zu zeigen, als ihre Beſonderheit.

Unter die Schriften, worin er das allgemeine menſchliche ohne Rückſicht auf beſondre Völker zum Gegenſtande ſeiner Betrachtung macht, zeichnet ſich nach den Ideen hauptſächlich die Metakritik für Philoſophie, die Kalliope für Äſthetik aus. Engere Kreiſe ziehen ſich die Schriften über die Bibel, über Politik, Erziehung und Sitte, womit ſich vorzüglich ſeine zahlreichen kleinern Aufſätze und Fragmente beſchäftigen. In der Adraſtea hat er, ein Kind ſeiner Zeit, ſich gedrungen gefühlt, der neuern Geſchichte eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen. Alle dieſe Werke zeichnen ſich, wie durch die tiefe Wahrheit und Reinheit der unmittelbaren Anſchauung, ſo vorzüglich dadurch aus, daß ſie nie etwas vereinzeltes ſind, nie ein unbefriedigtes Gefühl übrig laſſen, ſondern ſich ſtets auf eine große harmoniſche Weltanſchauung beziehen, und uns im Einzelnen das Ganze erblicken laſſen, ſo wie ſie vereint erſt das Ganze bilden.

Herder's erhabener Genius blieb aber nicht dabei ſtehn, die Entwicklung der Seelenkräfte, wie ſie in den einzelnen Menſchen liegen, bis zu der Vollendung der Blüthe zu verfolgen, zu der ſie dieſe

Einzelnen bringen können. Er erkannte vielmehr, daß eine noch höhere Entwicklung in der Verſchiedenheit der Naturen, ſo der Völker, ſo der Individuen, erreicht wird. Hierin ſchien ihm die höchſte und letzte Form zu liegen, welcher der Entwicklungsgang der Menſchheit ſich unterwirft, und darum war die Würdigung derſelben auch die Krone ſeines Syſtems. In der Nationalität erkannte Herder die Wiege einer noch höhern Ausbildung, als ſie den Menſchen an ſich zu erreichen möglich wäre, die Wiege der höchſten aber war ihm die Verſchiedenheit der menſchlichen Natur. Wie er die ſittliche Welt der Menſchen über die Natur ſtellte, ſo das gebildete, humane Volk über das rohe, ſo den Genius über den Gemeinen. Dieſe höchſte Anſicht ſtand ihm aber in innigſter Verbindung mit ſeinem ganzen Syſtem, und er entwickelte den Geiſt der Völker nur in ſeiner Bedeutung für den Geiſt der Menſchheit und der Welt, und den Geiſt großer Genien nur in der Beziehung wieder auf jene alle.

Dieſer letzten Anſicht verdanken wir ſeine vorzüglichſten Schriften, und das vorzüglichſte in allem. Mit einer Wärme, wie ſie nur den Deutſchen möglich iſt, wie ſein Beiſpiel ſie den Deutſchen zum bewußten Willen und Geſetz gemacht, drang er in das beſondre Weſen wie der deutſchen, ſo jeder fremden Nation und ihrer Genien ein, und zeigte, wie in ihnen die duftigſten Blüthen jedes Edlen und Schönen hervorgebrochen. Aus allen dieſen Blüthen windet

für das Naturſchöne immer unerreichbar bleibt. Seine zerſtreuten Schilderungen von Volksfeſten ſind ſchon Muſter in der Manier, die jetzt durch Walter Scott ſo weite Verbreitung erlangt hat. Auch darf der geniale Verſuch, alle nationellen Eigenthümlichkeiten im Mittelalter in ein großes Gemälde zu faſſen und durch Contraſte zu erheben, in Fouqués Zauberring, nicht vergeſſen werden, wenn auch die Ausführung ſelbſt die Idee nicht erreicht.

Nachdem bei allen europäiſchen Völkern in Folge der Zeitereigniſſe offenbar eine Neigung für das Volksthümliche und Phyſiognomiſche herrſchend geworden war, trat in England Walter Scott auf, und befriedigte dieſe Neigung auf die glänzendſte Weiſe, indem er ſie zugleich aufklärte, befeſtigte, erweiterte. Unter den Kindern der Zeit iſt immer eins, das ſie zum Liebling ſich auswählt, und dieſe Lieblinge wechſeln wie die Zeit ſelbſt. Die unſere hat ihre ganze Zärtlichkeit jenem Britten zugewendet, den man noch immer gern den großen Unbekannten nennt, um ihn als den Dalai Lama der Dichter zu bezeichnen. Walter Scott iſt aber nicht nur in dem Maaße der Liebling unſrer Zeit, als andere Dichter die Verehrung früherer Zeiten genoſſen haben, ſondern unzweifelhaft in einem weit höhern Maaße. Noch nie iſt ein Dichter ſo allgemein bei allen Nationen der gebildeten Welt, ich will nicht ſagen beliebt, nur überhaupt bekannt geworden, als Walter Scott. Der erſten Bekanntſchaft mit ihm iſt aber

wirklich überall eine gränzenloſe Werthſchätzung und Vorliebe gefolgt. Nur einzelne Männer haben dieſem Strome der Begeiſterung ſich widerſetzt, die große Maſſe des Publikums iſt überall davon fortgeriſſen worden, und mit Erſtaunen ſehn wir zum erſten Mal alle noch ſo verſchiedenen Völker in ein und demſelben Geſchmack übereinſtimmen. Noch wichtiger iſt der Umſtand, daß ſeine Manier überall nachgeahmt wird, und daß er der Vater einer neuen, die halbe Welt überſchwemmenden Literatur geworden iſt. Nachahmer hat es immer gegeben, aber ſo zu Hunderten ſind ſie doch nie aus allen Winkeln der Erde hervorgeſchoſſen, und noch nie hat ein Dichter oder eine Dichtungsart ſich ſo auffallend vervielfältigt. Man muß bei dieſem Romanenkraut, das ſo leicht in jedem Boden Wurzel faßt und um ſich wuchert, unwillkürlich an die Kartoffeln denken, die ſich einſt aus demſelben Lande und auf dieſelbe Weiſe über ganz Europa verbreiteten. Alles baut jetzt die wohlfeile Frucht, und die literariſche Ökonomie erlebt eine der größten Kataſtrophen. Das neue Nahrungsmittel für die Seelen führt zugleich im Geſchmack, und ich möchte ſagen, in der ganzen Conſtitution derſelben eine eben ſo große Kataſtrophe herbei. Kaum hat ein Menſch davon gekoſtet, ſo muß er immer wieder koſten, und die verſchiedenſten Nationen ſitzen ohne Neid und Eckel brüderlich an einer Schüſſel, und eben ſo brüderlich der Ladendiener, der die Neunkreuzerausgabe nur mit der Elle meſſen kann, und der tiefſinnigſte

darauf ankam, in ihm irgend ein Ideal aufzuſtellen. Wunderbare Begebenheiten aus der wirklichen Welt wurden geſchildert, aber auch nur, weil ſich eine Lehre daraus ziehen ließ. Überall diente die Geſchichte höhern Zwecken, ſie wurde nicht ſelbſtſtändig, frei, rein um ihrer ſelbſt willen von den Dichtern behandelt, man ſuchte darin nur Stoffe, um ſie mit einem fremden Geiſt zu beleben, nicht den ihr eigenen Geiſt. Die Hiſtorienmalerei war in der italieniſchen Schule befangen, und idealiſirte nur. Die Geſchichte lag wie ein großer wilder Garten vor den Dichtern ausgebreitet, aber ſie ſuchten nur hier nach den ſchönſten Blumen der Unſchuld und Tugend, dort nach den heilſamſten Kräutern ſittlicher Lehren und nach den Rieſenbäumen großer Charaktere. Ein Landſchaftmaler mußte kommen, und unſchuldig und naiv an allem ſich laben, was in dem großen Garten durcheinander rankte, und dieß war Walter Scott. Er zuerſt wendete den ſinnigen Blick von den glänzenden Hauptpartien der Geſchichte auch auf die unſcheinbaren Winkel derſelben, und ſuchte nichts beſondres darin, ſondern nahm alles, wie es war, und ſiehe, es war poetiſch. Es gibt allerdings eine naive Anſicht der Geſchichte die ſie in allen ihren natürlichen Erſcheinungen auffaſſen und den darin waltenden Geiſt, die ſtille wunderbare Vegetationskraft der Nationen an und für ſich poetiſch finden kann und muß, ohne die Poeſie von höhern Idealen entlehnen zu dürfen, die nur zu oft dieſe natürliche

Poeſie in den Schatten ſtellen. Es iſt gut und ſchön, wenn wir uns über die beſchränkten Lebenskreiſe einzelner Zeiten und Völker zum Idealen erheben können, aber die naive, kindliche, gläubige Weltanſicht, die in jenem engen Kreiſe befangen bleibt, die Illuſion beſchränkter Nationalitäten, Gegenden, Klimate, Kulturſtufen und Zeitalter behält ihren hochpoetiſchen Werth nicht nur für die Befangenen, ſondern auch für alle, die darüber ſtehn, und gleichſam in die Kindheit des Menſchengeſchlechts zurückblicken.

Das innerſte Weſen des hiſtoriſchen Romans iſt in etwas ganz anderem zu ſuchen, als worin die hiſtoriſchen Darſtellungen bisher befangen geweſen ſind. Im Drama hat man die Geſchichte bloß zu einer Probe der menſchlichen Kraft, und zur Folie der Ideale gemacht. Im Epos hat man eine göttliche Vorſehung über der Geſchichte angenommen, und die Proſa der Wirklichkeit durch Wunder von oben einigermaßen erfriſcht und belebt. Dort ſtand der Menſch frei auſſer der Geſchichte und ihr kämpfend gegenüber, hier aber fügte die Gottheit die Geſchichte ebenfalls von auſſen, und behandelte ſie als einen todten Stoff. Etwas ganz anderes zeigt uns der hiſtoriſche Roman, in dem Sinne, wie Walter Scott ihn aufgefaßt. Hier iſt der Menſch nur ein Product der Geſchichte, gleichſam eine Blüthe, die aus ihrer Mitte hervorvegetirt, von ihren Säften genährt, und von ihren geheimen Kräften feſtgehalten. Aber auch die Gottheit iſt nicht getrennt von dem in der Ge-

[illegible] Noch mehr aber ſiegt die Sprache über die Farbe, der Dichter über den Maler, wo es gilt, den individuellen Geiſt einer Gegend zu bezeichnen. Dieſer individuelle Geiſt, wenn ich mich eines ſolchen Ausdrucks bedienen darf, iſt gewöhnlich das Intereſſanteſte, Reizendſte, und das vorzüglichſte Poetiſche in einer Gegend. Er wird ihr gleichſam eingehaucht durch den Geiſt der Bewohner. Nicht nur das Volk nimmt eine gewiſſe Eigenthümlichkeit von ſeinem Boden an, ſondern auch dieſer von ihm, wenigſtens in unſrer Einbildung.

in den Vordergrund ſich herausſtellt, ſind immer nur ſeine Organe, aus ſeiner Mitte, aus allen ſeinen Claſſen, ja aus ſeiner Hefe herausgegriffen. Darum ſind die Helden aller walterſcottiſirenden Romane niemals Ideale, ſondern nur ſchlichte Menſchen, Repräſentanten einer ganzen Gattung, und ſofern ein ſolcher Held den ganzen Roman zu beherrſchen ſcheint, dient er doch nur als ein Faden, um daran die Länder=, Völker= und Sittengemälde aufzureihen.

Von jeher war das Thema aller Poeſie der Menſch, und auch die neue Romanpoeſie kann davon nicht abweichen; ſie faßt aber den Menſchen mehr in der Gattung auf, während er früher mehr in der Individualität aufgefaßt wurde. Ihr Held iſt alſo eigentlich nicht mehr der einzelne Menſch, ſondern das Volk. Dadurch wird ſie aber eng an die Natur und die wirkliche Geſchichte gebunden, denn die Gattung folgt unwandelbar dem ſtillen Zuge der Natur, nur der Einzelne reißt ſich los und ſtrebt nach Idealen. Aus dem Einzelnen kann der Dichter machen, was er will, aber ein Volk muß er nehmen, wie es iſt. Hier bleibt ihm nur übrig, das Poetiſche in der Wirklichkeit zu erkennen, nicht es eigenmächtig zu erſchaffen. Wie glücklich man den Menſchen idealiſirt hat, ſo iſt es doch nie gelungen, die Gattung im Ganzen oder nur ein beſtimmtes Volk zu idealiſiren. Die Träume von Muſtervölkern ſind immer ſehr leer und aufgeblaſen, die Verſchönerungen wirklicher Völker, z. B. die Schweizeridyllen eines Clauren, im=

mer ſehr albern geweſen. Sobald der Dichter ein Volk ſchildert, muß er es treu ſchildern, wie die Natur.

Die Elemente einer ſolchen Volkspoeſie liegen in der Natur vorgezeichnet. Das Volk wurzelt einer Pflanze gleich in einem beſtimmten Boden und Clima. Das Land iſt die Bedingung ſeines Charakters wie ſeiner ganzen Exiſtenz, und bietet dem Dichter zunächſt die Gelegenheit dar, mit dem Landſchaftmaler zu wetteifern. Hier iſt dieſer Wetteifer, den man ſonſt getadelt hat, an ſeiner rechten Stelle. Allerdings ſind die idylliſchen Bildchen, welche nur die Abſicht haben, Landſchaftsgemälde zu geben, gewöhnlich nur Tändeleien, und der Maler übertrifft den Dichter immer, wo dieſer nur ihn erreichen will. Anders verhält es ſich ſchon mit jenen großen Naturanſichten Humboldts, indem hier ein philoſophiſcher Geiſt hinzukommt, den der Maler nicht mehr ausdrücken kann, wohl aber der Dichter. Noch mehr aber ſiegt die Sprache über die Farbe, der Dichter über den Maler, wo es gilt, den hiſtoriſchen Geiſt einer Gegend zu bezeichnen. Dieſer hiſtoriſche Geiſt, wenn ich mich eines ſolchen Ausdrucks bedienen darf, iſt gewöhnlich das Intereſſanteſte, Reizendſte, und das vorzugsweiſe Poetiſche in einer Gegend. Er wird ihr gleichſam eingehaucht durch den Geiſt der Bewohner. Nicht nur das Volk nimmt eine gewiſſe Eigenthümlichkeit von ſeinem Boden an, ſondern auch dieſer von ihm, wenigſtens in unſrer Einbildung.

Dadurch unterſcheidet ſich jeder hiſtoriſche Boden von dem neuentdeckten, noch unbevölkerten; und dadurch unterſcheidet ſich auch ein bewohntes Land von dem andern weit mehr, als durch ſeine bloß phyſiſchen Eigenſchaften. Wir denken uns kein ſolches Land, ohne zugleich an das Volk, ſeinen Charakter und ſeine Geſchichte zu denken, und dadurch erſt erhält es den romantiſchen Reiz für uns. Dieſen Reiz nun kann niemand beſſer erwecken, als der Dichter, der nicht bloß die Gegend malt, ſondern das Volk und ſeine Geſchichte dazu, der uns in die lebendige Mitte nicht nur der Natur und des Raumes, wie der Maler, ſondern auch der Zeit und der Begebenheiten verſetzt. Der Dichter hat dabei noch den Vortheil, daß er uns Gegenden höchſt intereſſant macht, die es nie ſeyn würden, wenn nur ein Maler ſie abbildete.

Ein zweites Element bietet der phyſiſche Charakter des Volkes ſelbſt dar, die Nationalphyſiognomie, die Stammesnatur, das Temperament, worin die Natur eine unerſchöpfliche Fülle von intereſſanten Eigenthümlichkeiten und tiefromantiſchen Reizen entfaltet. Hier ſchließt ſich dem Dichter ein unermeßliches Feld auf, das noch ſehr wenig bebaut worden iſt. Gleichſam nur unwillkürlich haben bisher die Dichtungen verſchiedener Völker ein nationelles Gepräge getragen. Das Streben der Dichter ging nicht dahin, das Nationelle zu bezeichnen, vielmehr etwas Humanes, allgemein Menſchliches davon auszuſcheiden. Man kann die unzählbare Maſſe von Helden,

welche die Poeſie ſeit Jahrtauſenden erſchaffen hat, beſſer nach den Claſſen eines pſychologiſchen Syſtems, worin ein Normalmenſch als Typus des ganzen Geſchlechts erſcheint, als nach den Fächern der Geographie und Geſchichte eintheilen, oder, um mich eines philoſophiſchen Ausdrucks zu bedienen, beſſer nach der Analyſe des Möglichen, als nach der Syntheſis des Wirklichen. Die meiſten Poeſien tragen nur etwas allgemein Menſchliches in eine Fabelwelt hinüber, die nirgends exiſtirt, und halten ſich nicht an einen wirklichen Ort auf der Erde, an einen wirklichen Zeitraum in der Geſchichte. Ihre Helden ſind ſo, wie ſie im ſüßen Traum des Weltverbeſſerers erſcheinen, nicht wie ſie das wirkliche Leben zeigt. Es ſind die Ideale aller Tugenden oder auch Laſter, aller Vollkommenheiten und Genüſſe, oder auch Leiden, die menſchenmöglich ſind, nicht der treue Spiegel deſſen, was wirklich iſt. Was iſt auch wohl natürlicher und unſchuldiger, als die Freuden in der Einbildung zu genießen, die uns in der Wirklichkeit fehlen, und was giebt es Höheres für den Menſchen, als in der Poeſie ſich ſelbſt zu idealiſiren, zu veredeln und zu vergöttlichen, ſo lange dieß ihm nicht im Leben ſelbſt gelingt. Die Poeſie bezeichnet dem Menſchen die Bahn zu jeder Größe, Tugend und Heiligkeit, und er ſoll nicht verkümmern in gemeiner Gewohnheit des Alltäglichen. Aber gerade je freier ſich ſein Geiſt erhebt, deſto weniger wird er die Natur und jene erſten heiligen Bande, die uns an das

Wirkliche feſſeln, mit einem feindlichen Auge betrachten können. Er wird ſich mit der Nothwendigkeit verſöhnen, und was ihm darin Anfangs hart, drückend, beengend, klein und gemein erſchien, wird ſich mit neuen Reizen überkleiden. Das Wirkliche, dem er in das Land der Ideale zu entfliehen geſucht, wird einen ſtillen und allmächtigen Zauber für ihn gewinnen. Ahnungsvoll wird er in dem Walten der Natur das Heilige wieder zu finden glauben, was er vielleicht in ſeinen kühnſten Träumen vergeblich geſucht und aufgegeben. Dieß wird ihn auch bald dahin führen, im großen Garten des Lebens alles nach ſeiner Art intereſſant zu finden, beſonders aber das Ganze in ſeinem harmoniſchen Zuſammenhange und in ſeiner reizenden Mannigfaltigkeit. Eine kleine Blume, die er ſonſt wohl verachtet hat, wird ihm werth werden durch die Bedeutung, die ſie im Ganzen hat. So wird er nun das wirkliche Leben der Gegenwart und Vergangenheit, die Menſchen und ihr Treiben, wie es wirklich iſt, wunderbar anziehend finden, und die Zukunft und ihre Ideale darüber, wenn nicht vergeſſen, doch nicht mehr allein gelten laſſen. Dem Dichter wird es nun gelingen, das bisher ſo Unſcheinbare, das man nicht einmal mitleidswürdig genug fand, um es in einer Idylle oder in einer Poſſe brauchen zu können, auf eine neue und dankbare Weiſe für die Poeſie zu gewinnen. Er wird den gemeinen Menſchen aus dem Volke herausheben können, bloß weil er zu dieſem Volke, zu dieſem Stande, in

dieſe Gegend, in dieſe Zeit gehört, und dieß wird ihm einen romantiſchen Reiz verleihen, der auſſerdem gar keine ausgezeichnete Perſönlichkeit vorausſetzt. Wir werden in ihm nicht die Perſon, den Helden, den Schäfer oder die Karrikatur, ſondern nur den Repräſentanten ſeines Volks und ſeiner Zeit und ihrer Sitten ſehn. Der romantiſche Reiz, den ihm ſchon dieſe Phyſiognomie verleiht, wird durch Contraſte noch erhöht, und endlich ſehn wir nicht bloß ſolche Menſchen mit verſchiedenen Geſichtern, Geberden und Trachten, wie in einer Kinderfibel beiſammen, ſondern ſie leben und handeln in ihrer Zeit, und vergegenwärtigen uns dieſelbe in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Man hat das Nationelle bisher zu ſehr als etwas Zufälliges oder Gleichgültiges behandelt, oder alle Nationen nach einem idealen Muſter beurtheilt, und nur das gelten laſſen, worin ſie einander gleich waren, oder ſie gleich machen, mit dem großen Hobel der Kultur und Aufklärung ſie planiren wollen. Aber in der Eigenthümlichkeit, Verſchiedenheit, Sonderung der Völker liegt ſchon jenes allgemein Menſchliche ſo wunderbar verborgen, wie in den Farben das Licht, und kann niemals davon geſchieden werden. Jeder phyſiſchen Verſchiedenheit der Völker entſpricht ein gewiſſes Temperament, eine Stimmung, Richtung und Kraft der Seele, und der Inbegriff aller dieſer Richtungen offenbart uns erſt den unendlichen Reichthum und die Tiefe des Menſchlichen.

Hieran knüpft ſich das dritte Element, der geiſtige Charakter des Volks, die Seele deſſelben. Sie läßt ſich ſchwerer malen, als das Äußere eines Volks, wenn man ihre geheimſten Nuancen verfolgen will, aber was in ihr ſo unerſchöpflich iſt, das iſt eben die Poeſie. Die Nationen ſind ſich auch beinahe alle gleich in dieſer Unergründlichkeit ihres Charakters, in der romantiſchen Tiefe, die uns den Keim ſo eigenthümlicher Bildungen verbirgt. Der Dichter findet in jedem Volk etwas Heiliges und Unbegreifliches, was da iſt, aber man weiß nicht wie und warum, was ſo wirklich und natürlich iſt, als etwas, aber zugleich ſo wunderbar. Die Sitten und Inſtitutionen prägen bei weitem noch nicht alles aus, was in der Seele der Völker ſchlummert, ja die Geſchichte ſelbſt läuft daran nur ab, zeigt uns nur wechſelnde Momente an einem Beharrenden. Jeden Augenblick ſchließt die Geſchichte den Kreis, und was vergangen iſt, kehrt nie wieder, aber im Volkscharakter ſelbſt fließt ewig die Quelle neuer Bildungen aus unergründlicher Tiefe hervor. Die neuern Griechen geben uns das ſchönſte und augenfälligſte Beiſpiel deſſen, was Nationalität, eingeborne, unverwüſtliche Volksnatur und Volksgemüth iſt. Es läßt ſich zwar nicht läugnen, daß ein Überblick über die Völker der Erde dem Menſchenfreunde manchen traurigen Anblick darbietet; aber auf der andern Seite findet ſich auch wieder «jedwedes Hohe, Herrliche auf Erden» an das unſchuldige jungfräuliche Daſeyn edler Völker=

ſtämme geknüpft, in denen die Naturkraft unmittelbar gewirkt, was die höchſte Kultur nicht wieder erſetzt hat. Und geſetzt, es gäbe eine gleichgebildete, allgemeine Menſchheit, in der alle Unterſchiede der Völker aufgehoben wären, einen Freimaurerbund über die ganze Welt verbreitet, wie uniform, farblos und öde müßte derſelbe gegen den vollen bunten Völkergarten der Vergangenheit erſcheinen, und ſollten die Philoſophen wirklich alle Völkerſtröme zuletzt in den Ocean einer einigen und gleichen Brüdergemeinde der allgemeinen Menſchheit leiten können, die Dichter würden an den Strömen aufwärts gehn und in jene Gebirge zurückkehren, die am Horizonte der Geſchichte ſtehn.

Als das letzte Element betrachten wir das Schickſal, die Thaten, die Geſchichte der Völker. Wenn Schiller ſagt: «in deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne!» ſo gilt dies auch von ganzen Völkern. Die Natur beſtimmt ſich ſelbſt, die Seele baut ſich ihren Leib, die Seele des Volks verkörpert ſich in eigenthümlichen Organen, die wir als Sitten, Stände, Staaten erkennen. In dieſen Organen iſt es thätig oder leidet, und ſeine innerſte Eigenthümlichkeit iſt zugleich ſein äußeres Verhängniß. Dieſe Anſicht, die ſogar der Geſchichtforſchung nicht mehr fremd iſt, empfiehlt ſich noch weit mehr dem Dichter, denn ſie iſt durchaus poetiſch, ja der einzige poetiſche Schlüſſel zur Geſchichte. Der Dichter kann aber ſeinen Standpunkt auf verſchiedene Weiſe nehmen, er kann ſich

mitten in ein Volk verſetzen, oder ſich daruͤber ſtellen, oder zwiſchen die Voͤlker, und auf jedem Standpunkte ſtellt ſich ihm die Geſchichte in einem neuen Reize dar. Verſetzt er ſich mitten in die Seele ſeines Volks, ſo wird ſeine Dichtung von jenem patriotiſchen Feuer gluͤhen koͤnnen, das jedes Herz in gleicher Gluth entzuͤndet, und von jeher eine unwiderſtehliche poetiſche Kraft behauptet hat, und dies iſt die Lyrik des hiſtoriſchen Romans. Stellt ſich der Dichter uͤber das Leben und die Zeit, ſo wird er ihr Bild am reinſten auffaſſen koͤnnen. Der Geiſt der Voͤlker antwortet auf unſere Fragen am beſten in einiger Entfernung, wie das Echo. Darum ſpricht er aus der Vergangenheit am vernehmlichſten. Die Zeit bewirkt ſchon, was dem Dichter erforderlich iſt; ſie draͤngt naͤmlich das Bild der Voͤlker und der Geſchichte zuſammen. Auch verbreitet ſchon ihre Ferne von ſelbſt uͤber jeden Gegenſtand einen magiſchen Duft und Schleier, der ihm ein ruͤhrendes Intereſſe verleiht, und es bedarf nicht erſt der elegiſchen Mittel des Dichters, uͤber ein Gemaͤlde des Alterthums den ſanften Reiz der Wehmuth auszugießen. Vorzuͤglich untergegangene Nationen, aber uͤberhaupt jede Vergangenheit erſcheint uns ſchon an ſich poetiſch, und nur in der Gegenwart thront die gemeine Alltaͤglichkeit und Proſa; ſo wie wir auch nur in dem Lande, darin wir leben, gelangweilt werden, waͤhrend uns das große Panorama der Voͤlker rings umher Erſtaunen und Sehnſucht einfl:ßt und die Seele mit einer un-

endlichen Fülle von Bildern und Empfindungen ſättigt. Aus dem ganzen Umkreis des Entfernten und Vergangenen wählt nun der Dichter helle zuſammenhängende Bilder aus, und ſtellt ſie uns in einem gefälligen Rahmen vor die Augen. Wir blicken in die fremde Gegenwart hinein, in eine andere Welt, in der doch alles ſo natürlich iſt, als ob es noch lebte, und dies iſt das Epos des hiſtoriſchen Romans. Endlich führt der Dichter verſchiedene Nationen zuſammen, und wählt dazu Momente der Geſchichte, in welchen ſie wirklich in lebhaften Conflikt gekommen ſind. Hier hebt ſich jede Eigenthümlichkeit durch den Contraſt, und die Reibung ruft die höchſte Thätigkeit des Nationalgeiſtes hervor. In Kriegen und Revolutionen ſpielen und glühen alle Farben durcheinander, ſchärft ſich die Phyſiognomie, erwachen die ſchlummernden Kräfte und offenbaren in großen Leidenſchaften, was im Gemüth der Völker zu Grunde liegt. Das iſt das Dramatiſche des hiſtoriſchen Romans und ſeine Vollendung.

Ziehen wir alles dies in Betrachtung, ſo ergibt ſich, daß es immer nur das Volk iſt, was als der eigentliche Held des hiſtoriſchen Romans betrachtet werden muß. Davon hängt nun auch das Geſetz ab, daß der Dichter ſich einer möglichſt objectiven Darſtellung befleißige, denn wenn es ihm vergönnt iſt, einem Menſchen ſeine Geſinnungen und Empfindungen unterzulegen, ſo kann dies doch nicht bei einem Volke oder deſſen Repräſentanten Statt finden. Das Volk

muß treu nach der Wahrheit geſchildert werden, und der Dichter darf ſich nie erlauben, ſeine Geſchichte willkürlich zu entſtellen. Wir finden dergleichen Entſtellungen in mehreren Romanen. Gewiſſe Dichter tragen die Intereſſen, Geſinnungen und Parteiansichten der gegenwärtigen Zeit in die Vergangenheit hinüber, und dies iſt eine poetiſche Sünde. Jede Zeit hat ihre eigene Poeſie und ſie darf nicht verfälſcht werden. Dem Dichter ſteht eine zweite phantaſtiſche Welt offen, dahin kann er alles verpflanzen, was er erfindet, aber auf dem Boden der Wirklichkeit muß er die Poeſie ſo laſſen, wie ſie demſelben ſchon von Natur eingepflanzt iſt.

Außerdem hat der Dichter noch zwei Extreme zu vermeiden, wenn er die Poeſie der Völker charakteriſtiſch bezeichnen will. Er muß ein zu Hohes und ein zu Niederes ſcheuen. Zu hoch ſind gewiſſe Helden der Geſchichte, die gleichſam aus dem Kreiſe der Nation heraustreten, in denen der Genius der ganzen Menſchheit waltet, deren überwiegende Kraft die Bande der Gewöhnung, des Ländlichen und Sittlichen zerreißt. Solche Helden ziehen, wo ſie erſcheinen, alle Augen allein auf ſich, und das Volk tritt in den dunkeln Hintergrund. Wer alſo das Volk ſchildern will, muß es in ſeiner Mitte, nicht in ſolchen ausſchweifenden Höhenpunkten ergreifen. Aber es gibt auch eine zu niedrige Sphäre, in der man es ebenfalls nicht vorzugsweiſe auffaſſen darf, ohne es ganz zu verkennen. Dann malt der Dichter nur

wie ein Tenier und Oſtade an jener letzten Gränze des Menſchlichen, wo es ins Bären- und Affenmäßige übergeht.

Ich kann nicht umhin, noch zwei andre Extreme zu rügen, in welche die Walterſcottiſche Schule häufig verfallen iſt. Gewiſſe Dichter verweilen gar zu ausführlich bei dem Ausmalen der Lokalitäten, der Sitten und des Coſtums, und geben das, was man in der Malerei Stillleben nennt; das iſt aber keine wahre Poeſie, und verbirgt ſchlecht den Mangel an lebendiger Darſtellung des Volksgeiſtes. Auf der andern Seite hat man denſelben Mangel durch abenteuerliche Frazzen zu erſetzen geſucht, und Walter Scott ſelbſt hat dafür den Ton angegeben.

Fragen wir nun zuletzt noch, in welcher Weiſe die neuen Romane mit dem Zeitgeiſt übereinſtimmen, und woher es komme, daß ſie gerade jetzt und ſo allgemein beliebt werden, ſo wird ſich uns bald entdecken, daß hier nicht blos von einem flüchtigen Rauſch der Mode die Rede ſey. Vielmehr greift dieſe poetiſche Gattung tief in das Weſen der Zeit ein, und iſt eine unzertrennliche und nothwendige Erſcheinung, ein echtes und nothwendiges Erzeugniß des neuen Kulturzuſtandes, ganz ungleich jenen Manieren oder Manieen, mit denen man bisher ein wechſelndes und tändelndes Spiel getrieben hat.

Niemand zweifelt länger, daß die Richtung des gegenwärtigen Zeitalters eine weſentlich praktiſche und politiſche iſt. Dies muß auf die Poeſie Einfluß

Gervinus!

üben, und wer kann ihn in den hiſtoriſchen Romanen verkennen? Man irrt ſich, wenn man befürchtet, die praktiſche Richtung der lebenden Generation laufe der Poeſie ſchnurſtraks entgegen; ſie reißt ſie vielmehr mit ſich fort, wie alles andere. Wenn man auch in unſerer bewegten politiſchen Zeit nicht mehr mit rechter Luſt und Muße die alten poetiſchen Ergötzungen forttreiben kann, ſo bieten ſich uns doch andere dar, die mehr in dieſe Zeit paſſen. Da noch alles um uns her ſo friedlich war, konnten wir auch mit all unſerer Poeſie gleichſam in der Familie leben. Jetzt iſt es anders geworden. Wie wir ſelbſt aus dem Schooße des Friedens und der Familie auf die große politiſche Laufbahn fortgeriſſen worden, ſo hat auch unſere Poeſie den Kreis erweitert. Das zärtliche Paar, um das ſich bisher faſt alle Poeſie gedreht, iſt zu einem Volk erwachſen. Unſre poetiſchen Helden haben ſich im Volk verloren, wie die wirklichen. Sind alle großen Männer der Zeit, ſelbſt der größte, unter den Völkerrieſen erlegen, die aus dem alten Schlummer erwachen, wie ſollte die Poeſie dem Geiſt der Völker nicht auch huldigen? Wir haben dieſen Geiſt über die Weltbühne ſchreiten ſehn, mit eignen Augen haben wir Revolutionen, Völkerzüge, wunderbare Verhängniſſe, ungeheure Thaten und Leiden geſehn; und wie klein erſcheint gegen dieſe große Wirklichkeit alles, was wir bisher im ſtillen Familienkreiſe gedichtet und geträumt! Soll ſich nun die Poeſie nicht ſchämen, ſo muß ſie der Geſchichte

nacheifern, und ſoll ſie dem Zeitgeiſt huldigen, ſo muß ſie das hiſtoriſche Element in ſich aufnehmen, wie ſie ja auch im vorigen Jahrhundert ein philoſophiſches mit ſich vermählt hat. Der hiſtoriſche Roman iſt mithin das echte Kind ſeiner Zeit.

Wir haben ſchon oben in jenem hiſtoriſchen Element zugleich ein demokratiſches erkannt, und eben dadurch unterſcheidet ſich die neue Gattung von Romanen von den ältern hiſtoriſchen Darſtellungen. Die Poeſie zeigt hier daſſelbe Verhältniß, wie die Politik. Die walterſcottiſirenden Romane repräſentiren das Volk, die ältern Heldengeſchichten die Monarchie oder Ariſtokratie. Dieſe Wechſelbeziehung iſt natürlich. Beides, die neuen Verfaſſungen und die neuen Romane beruhen auf der Wichtigkeit, welche die Völker neuerdings erlangt haben.

Natürlich ſteht der hiſtoriſche Roman in einem ſehr nahen Verhältniß zur Geſchichtſchreibung, und wenn er auch vorzugsweiſe das Schöne oder nur das Intereſſante, Reizende, die ſtrenge Geſchichte dagegen das Wahre, abgeſehn von jenem Reiz, auffaßt, ſo iſt doch der Stoff immer der nämliche. Wirklich gränzen aber beide im Gebiet der Specialgeſchichte ſo nahe zuſammen, daß ſie eigentlich in einander übergehn. Die Weltgeſchichte iſt bereits ſo angewachſen, daß wir Mühe haben, ſie nur in ihren wichtigſten Thatſachen zu überblicken. Das Detail müſſen wir ſondern, wir können es nicht mehr dem Bau des Ganzen in der welthiſtoriſchen Darſtellung ein=

fügen. Die Sammlungen in hundert und mehr Quartbänden, welche die Weltgeſchichte im Detail behandeln, und ungern einen aſſyriſchen König oder deutſchen Kurfürſten auslaſſen, ſind wegen ihrer monſtröſen Unbehülflichkeit mit Recht aus der Mode gekommen. Man ſucht das Wichtigſte der Weltgeſchichte in gedrängtem Zuſammenhange zu begreifen, und das Einzelne gleich Bildern in kleine Rahmen zu faſſen, in Biographien, Sittengemälden, Memoires. Dies ſind allein die Formen, in welchen man das auf eine befriedigende Weiſe ſchildern kann, was die Geſchichte ganzer Zeiten und Völker oder gar des ganzen Menſchengeſchlechts unbeachtet laſſen muß. Wer den Gang der Geſchichte im Großen verfolgt, kann ſein Intereſſe nicht endlos zerſplittern; dem Intereſſe für das Einzelne wird aber vollkommen Genüge geleiſtet, wenn wir den höhern Standpunkt verlaſſen, und uns nur in einen Moment der Geſchichte, in eine beſtimmte Gegend und in den Geſichtskreis eines oder weniger Menſchen verſetzen. Hier geht nun aber die Specialgeſchichte unmittelbar in den Roman über. Es iſt wenig Unterſchied, ob der Biograph die Wirklichkeit in allen ihren reizenden, romanhaften Einzelheiten ſchildert, oder ob der Romandichter ſein Werk dem Geiſt und Ton eines beſtimmten Zeitalters genau anpaßt. Iſt nicht ein gewöhnlicher Liebeshandel oder irgend eine philoſophiſche Idee der Zweck des Dichters, will er nur den alterthümlichen Geiſt, die Erinnerung an vergangene Tage heraufbeſchwören, und

ſucht er den Ruhm darin, der Natur und Wirklichkeit treu zu bleiben, ſo reiht er ſich wirklich an den Hiſtoriker an. Der Roman iſt ſodann nur eine freiere Form der Geſchichtſchreibung, aber eine Form, worin ſich der Geiſt der Geſchichte oft treuer ſpiegelt, als in bloßen trocknen Berichten. In gewiſſen altfranzöſiſchen und altengliſchen Romanen werden wir beſſer über die Sitten der Zeit und über die Phyſiognomie der Nation unterrichtet, als in irgend einem Hiſtoriker; oder denken wir an Cervantes Novellen, welcher ſpaniſche Geſchichtſchreiber hat uns ſo lebendig in die Mitte jener Zeit und Lokalität verſetzt? Man darf alſo wohl behaupten, daß der Hiſtoriker nicht unrecht thut, wenn er den Romanſchreiber zu Hülfe ruft. Dies iſt in der neuen Zeit um ſo nöthiger, als in derſelben der Stoff der Geſchichte unermeßlich zugenommen hat, und vom Standpunkt des Romandichters, Biographen und Memoiriſten aus allein in ſeiner Vielſeitigkeit genügend aufgefaßt werden kann. Seit der Reformation iſt die Geſchichte immer verwickelter geworden, der Geſchichtſchreiber kann ſich nur an den Gang der Hauptbegebenheiten halten, die unzählbaren kleinen Epiſoden, worin das Einzelne zu beleuchten iſt, muß er den Biographen und vorzüglich den Romanſchriftſtellern überlaſſen, die ſolche kleine Detailgemälde in den ſchicklichſten Rahmen zu faſſen wiſſen, und in deren Werken die Nachwelt ſich das Vergangene lebendiger vergegenwärtigen wird, als in unſern Zeitungen.

Aus allem bisher Geſagten erhellt nun wohl von ſelbſt, warum der hiſtoriſche Roman gerade in unſrer Zeit und ſo allgemein und bei allen gebildeten Völkern übereinſtimmend kultivirt wird. Obgleich die Engländer den Ton angegeben haben, ſo verſteht ihn doch nicht blos das engliſche, ſondern jedes Ohr. Den Engländern gebührte der Vorgang, weil ſie von jeher auf Nationalität beſſer gehalten haben, als andre Völker. Es iſt aber hier nicht von engliſcher Volkspoeſie die Rede, ſondern von Volkspoeſie überhaupt. Man ahmt in Walter Scott nicht den Engländer, ſondern den Dichter der Vergangenheit nach, und jede Nation hat die ihrige. Darum haben gegen Walter Scott alle die nationellen Vorurtheile geſchwiegen, die ſich ſonſt ſo laut gegen andre fremde Dichter geltend gemacht haben. Walter Scott's Manier iſt überall nationell, wo eine Nation ſich ſelber fühlt und begreift, und nur aus ſolchen Ländern vernehmen wir kein Echo ſeiner Stimme, in denen das Volk unter despotiſchem Druck noch ſchläft, noch nichts von ſich ſelber weiß. —

Wir wenden uns nun zur modernen Poeſie, die wir oben als die dritte Hauptgattung und Schule unſrer Poeſie von der antiken und romantiſchen unterſchieden haben. Das charakteriſtiſche Unterſcheidungszeichen derſelben iſt, daß ſie ſich lediglich an die Gegenwart hält, und nur die heutigen Menſchen und ihre Verhältniſſe ſchildert. Sie ſtellt die Gegenwart dem Alterthum und Mittelalter, die wirkliche

Welt dem Wunderbaren, das Alltägliche dem Idea-
len entgegen. Sie iſt nicht der Spiegel einer ver-
gangnen oder einer idealen Welt, ſondern der Spie-
gel unſres eignen gegenwärtigen Lebens und Treibens.

In gewiſſer Hinſicht ſcheint dieſe moderne Poeſie
allerdings die einzige natürliche, nationelle und zeit-
gemäße Poeſie zu ſeyn, das natürliche Gewächs auf
unſerm eignen Boden, in derſelben Weiſe, wie die
griechiſche Poeſie und die romantiſche des Mittelal-
ters ganz ihrer Zeit angehörte. Und wer wollte läug-
nen, daß nicht auch wirklich troß aller Verzerrungen
der Mode und der verdorbnen oder überfeinerten
Sitten noch ſehr viel Poetiſches an uns iſt, das wir
als unſer nächſtes und gewiſſeſtes Eigenthum zu pfle-
gen haben. Wir verwechſeln aber leider nur zu oft
das Schöne, was wirklich iſt, mit dem Wirklichen,
was wir für ſchön halten. Grade das Nächſte, uns
vor Augen Liegende verblendet und täuſcht uns. Was
wir ſelbſt ſind, haben und genießen, wünſchen oder
thun, ſcheint uns ſchon deßwegen ſchön. Egoismus,
Gewohnheit und Mode laſſen uns über das Fehler-
hafte an uns ſelbſt hinwegſehn und verderben unſern
natürlichen Geſchmack. Wir halten uns ſelbſt, oder
das, was wir haben oder begehren, für ſchön und
einverleiben es unſrer modernen Poeſie oder finden
Gefallen daran, wenn uns Ähnliches auf dem Thea-
ter oder in Romanen begegnet. Unſre eigne Eitel-
keit oder unſer Eigennutz täuſcht uns über den poe-
tiſchen Werth dieſer Erſcheinungen. Eben ſo ſtark

wirkt die Gewohnheit. Vieles Häßliche und ganz Unpoetiſche bemerken wir blos darum nicht, weil wir von Jugend auf daran gewöhnt ſind, oder wir dulden es, weil es mit einer Neigung übereinſtimmt, die wir ſelbſt groß gezogen haben. Endlich übt die Mode den verderblichſten Einfluß auf unſern Geſchmack. Wir halten etwas für ſchön, weil es neu iſt, weil es allgemein gefällt und nachgeahmt wird, und umgekehrt etwas für häßlich, was altmodiſch iſt und allgemein beſpöttelt wird, ſey jenes auch ſehr abgeſchmackt und dieſes vortrefflich.

Daher iſt es denn gekommen, daß unſre moderne Poeſie ein wunderliches Gemiſch von echter Poeſie und von Eitelkeit, Gewohnheit und Modethorheit geworden iſt. Man fühlt dieſen Übelſtand, denn das äſthetiſche Gewiſſen läßt ſich ſo wenig wie das moraliſche gänzlich übertäuben. Darum hat ſich auch allgemein die Tradition unter uns verbreitet, daß die moderne Welt bei aller höhern Bildung doch weniger poetiſch ſey, als die alte, und es herrſcht ein gewiſſes Gemeingefühl, daß unſre moderne Poeſie weniger heilig und adelig, weniger vornehm ſey, als die antike und romantiſche, daß ſie gleichſam plebejiſch ſey.

Dieſes Gemeingefühl äußert ſich am deutlichſten darin, daß wirklich die größten unſrer Dichter ſich der antiken oder romantiſchen Poeſie zuwenden und die moderne meiſt dem Dichterpöbel und den Weibern überlaſſen. Es äußert ſich ferner in dem Umſtande, daß gerade die beſten modernen Poeſien humoriſtiſche

und ſatyriſche ſind, welche das moderne Leben ironiſiren oder verſpotten. Das eben hat unſerm Humor eine ſo große Bedeutung gegeben, daß er unſer ganzes gegenwärtiges Daſeyn bemitleidet oder verachtet, während die ältern Satyriker nur einzelne Schlechtigkeiten geißelten.

Wir unterſcheiden nun weſentlich dreierlei Gattungen der modernen Poeſie, eine didaktiſche oder pſychologiſche, eine ſentimentale und eine humoriſtiſche. Man ſchildert das moderne Leben, um Belehrungen daran zu knüpfen, oder um ſich mit ſelbſtgefälliger Sentimentalität daran zu ergötzen, oder um es zu ironiſiren.

Die älteſte dieſer Gattungen war die didaktiſche. Man entwarf Sittengemälde, moraliſche Erzählungen, um entweder die Sittengeſetze durch den Reiz der modernen Darſtellung zu empfehlen, oder dieſen Darſtellungen durch einen moraliſchen Reiz Eingang zu verſchaffen. Es hielt in der That ſchwer, Schilderungen aus dem gemeinen Leben der Gegenwart in die Poeſie zu bringen, die man für viel zu vornehm dazu hielt. Man wollte auf der Bühne wie in den Romanen nur Götter und Helden oder Schäfer, nicht aber gewöhnliche neumodiſche Menſchen ſehn. Die Engländer waren ſowohl von Natur als durch ihren großen Shakeſpeare ſolchen Vorurtheilen entgegen. Sie verwarfen den franzöſiſchen Geſchmack, der ſich auch bei ihnen beſonders durch Pope eingedrungen, und kehrten zur eignen Natur zurück. Nur

verfielen ſie in die proteſtantiſche und moraliſche Niederländerei und die erſten modernen Romane, die ſie einführten, waren ſehr langweilig und pedantiſch, wie die Zeit ſelbſt, und noch unerträglicher durch den theologiſchen und moraliſchen Beiſchmack. Das Beiſpiel der Engländer feuerte auch die Deutſchen an, Sittengemälde im Gewande der Zeit zu entwerfen, und namentlich ſetzte der Prediger Hermes der engliſchen Clariſſa ſeine preußiſche Sophie an die Seite. Auch auf die Bühne kamen Sittengemälde, die man Luſtſpiele nannte. Anfangs hatten dieſe modernen Darſtellungen einen ganz moraliſchen Charakter und einen ganz engliſchen Zuſchnitt. Nur dadurch verſchafften ſie ſich Eingang. Nachdem man ſich aber einmal an die Erſcheinungen der alltäglichen Welt in Romanen und Schauſpielen gewöhnt hatte, fand man bald Gefallen daran. Von den moraliſchen Gemälden gieng man ſofort zu pſychologiſchen über, wie man in der Philoſophie den gleichen Weg nahm. Der Wolfiſchen Zeit gehörte noch der moraliſirende Hermes an. Die pſychologiſchen Romane und Schauſpiele ſchloſſen ſich an die Kantiſche Periode.

Jene didaktiſche Poeſie zerfällt alſo in eine moraliſche und pſychologiſche. Die moraliſche war die erſte, hat ſich aber auch noch bis auf heute fortgepflanzt. Man hat lange darüber geſtritten, ob nicht überhaupt die Poeſie nur ein Mittel ſey, die Sittlichkeit zu befördern, und man hat deßfalls in allem Ernſt das Theater der Kanzel an die Seite geſetzt

und die moraliſchen Erzählungen den Predigten, ja bei Hermes, Nicolai, Stilling und andern war der Roman wirklich mit Predigten oder wenigſtens ſehr ähnlichen Raiſonnements durchflochten, daſſelbe findet noch jetzt häufig ſtatt, z. B. in dem Roman: Wahl und Führung. Die pſychologiſchen Schilderungen begannen mit Leſſing und verbreiteten ſich vorzüglich in Norddeutſchland in der Form theils der Luſt- und Rührſpiele, theils der Romane. Sie gingen aus dem Beſtreben hervor, die Natur in ihren feinſten Falten zu belauſchen. Ihr äſthetiſcher Grundſatz war derjenige des Batteux, daß die Poeſie die Natur vollkommen copiren müſſe. Die Wahrheit war das Kriterium ihres poetiſches Werthes. Unter den Romanſchreibern bildete Miller z. B. in ſeinem Siegfried von Lindenberg, unter den Dramatikern vorzüglich Iffland dieſe Gattung aus. Das Höchſte hat Göthe darin geleiſtet, beſonders im Werther, im Wilhelm Meiſter und in den Wahlverwandtſchaften, obgleich dieſe Dichtungen nur zum Theil dem pſychologiſchen Intereſſe angehören, und weſentlich zu der ſentimentalen Gattung gerechnet werden müſſen. In den jüngſten Zeiten haben ſich beſonders Weiber auf die pſychologiſchen Schilderungen eingelaſſen, während die Männer ſich auf den hiſtoriſchen Roman in der Manier Walter Scotts geworfen haben. Doch dieſe Damenromane ſind wie die Göthiſchen, nach denen ſie ſich gemodelt haben, mehr ſentimental, als pſychologiſch. An die pſychologiſchen Schilderungen im poe-

tiſchen Gewande haben ſich politiſche, pädagogiſche, philoſophiſche rc. angereiht. Alle Meinungen der Zeit ſind auf der Bühne oder in Romanen abgehandelt worden. Jede Art von Didaktik hat ein poetiſches Gewand geborgt, ſich eindringlicher zu machen.

Jene didaktiſche Poeſie hat mehr wiſſenſchaftlichen als poetiſchen Werth. Dagegen hat die ſentimentale Darſtellung des heutigen Lebens nur einen poetiſchen, oder gar keinen. Ihr Zweck iſt, das Wirkliche und Gegenwärtige als etwas Reizendes und Gefälliges darzuſtellen. Dieſe Art von Poeſie behauptet einen großen Vorzug vor den antiken und romantiſchen Nachbildungen des vergangnen Lebens. Dieſe können nämlich immer nur auf eine ſubjective Schönheit Anſpruch machen, nie vollkommen auf eine objective. Sie können das vergangne Leben nie ganz treu copiren, nie rein objectiv darſtellen, ſie haben das Object nicht vor Augen, nur in ihrer ſubjectiven Vorſtellung, und müſſen ihm mehr die Reize ihrer Phantaſie und ihrer Empfindungen leihen, als ſie ſich auf die ihm eigenthümlichen Reize in reiner Copirung beſchränken können. Die moderne Poeſie dagegen kann vollkommen objectiviſiren, ſie hat ihr Original vor Augen, ſie copirt das Wirkliche und braucht von der Phantaſie und dem Gefühl keinen Reiz zu borgen, um ihr Gemälde anziehender zu machen. Ihr kommt jeder Vorzug der objectiven Wahrheit zu. Wenn man aber das Schöne nur in den Gränzen der Natur, der objectiven Wahrheit, dar-

ſtellen ſoll, ſo doch auch die Natur, das Wirkliche, nur in den Gränzen des Schönen, und hier läßt es die moderne Poeſie nur zu häufig fehlen. Sie hat nicht den richtigſten und reinſten Begriff vom Schönen und von den Schranken, in welchen ſie die Natur copiren darf. Ihr Urtheil über das Schöne, ihre Auswahl deſſelben, erſcheint nur zu oft beſtochen durch Nebenrückſichten. Sie hält für ſchön, was ganz andern Bedürfniſſen, als dem äſthetiſchen ſchmeichelt. Reize der Gewohnheit, Mode und Eitelkeit gelten ihr für äſthetiſch und ſie miſcht in ihre Gemälde ſehr gemeine und unäſthetiſche Farben und Züge mit denen, die der Schönheit allein zukommen dürfen. Dieſe Gemälde ſind weit weniger Darſtellungen des Schönen in unſerm modernen Leben, als Beſchönigungen und ſentimentale Beliebäugelungen der Schwächen, Irrthümer und Laſter deſſelben.

Gewohnheit und Eigenliebe unterſtützen dieſen Mißbrauch der poetiſchen Darſtellung. Man erkennt das Falſche und Häßliche darin nicht, weil man es gewohnt iſt, weil man es von jeher gebilligt hat, oder man erkennt es zwar in ſeiner wahren Natur, billigt es aber doch und ergötzt ſich daran, weil es irgend einer Neigung ſchmeichelt und ſie beſchönigt. Das für ſchön geprieſene Nichtſchöne läßt ſich auf folgendes zurückführen, und es iſt der Mühe werth, näher auf unſre Selbſttäuſchung einzugehn, weil ſie in ihren weitverbreiteten Wirkungen uns zum Schaden jetzt, und zum Schimpf bei der Nachwelt gereicht.

Zuerſt iſt es die Schwäche, die wir in der poetiſchen Darſtellung beſchönigen. Jede nur erdenkliche Charakſchwäche, Unbehülflichkeit und Erbärmlichkeit der geiſtigen Hämlinge unſrer Zeit, wird in Schauſpielen und Romanen bemäntelt, oder gar als das einzig Ziemliche geprieſen. Die jämmerlichſten Romanhelden werden von den Dichtern für die vortrefflichſten, edelſten und muſterhafteſten Perſonen nicht nur ausgegeben, ſondern ſogar gehalten. Schwäche iſt, wenn kein Laſter, doch die Wurzel des Laſters und der nationellen Schande, und wer ſie beſchönigt und die Nerven der Jugend durch die weichliche Speiſe erſchlaffen macht, verdient keine beßre Schonung, als wer abſichtlich die geſunden Seelen vergiftet. In jenen ſentimentalen Dichtungen werden Helden und Muſter aufgeſtellt, die faſt immer nur die Portraits ihrer jämmerlichen Urheber ſind, moderne Schwächlinge, aufgeſteift mit etwas Moral oder Vorurtheilen. Aus bloßem Mangel an Helden haben ſehr viele Dichter in die antike und romantiſche Welt flüchten müſſen. In der unſrigen, gegenwärtigen ſind ſie ſo rar, daß man zu allen möglichen theatraliſchen Mitteln greifen muß, Wechſelbälge herauszuſtutzen, um wenigſtens die Lücke derſelben auszufüllen. Die wahren Helden der neuern Zeit, wie Napoleon, paſſen nicht recht in die Poeſie, und die Poeſie paßt nicht in jene Surrogate von Helden und Heldinnen, die der Toilette, dem Ball, der Parade oder den Großvaterſtühlen und Kinderſtuben entnommen ſind. Das

daß ſie irgend ein vornehmer Bankert iſt, oder der Arme, den man der Armuth wegen verſchmäht, wird plötzlich reich ꝛc. Wo dieſer Glückswechſel nicht Statt findet, läßt man das heilige Vorurtheil beſtehn, und die Unglücklichen müſſen auf eine ſogenannte heroiſche Weiſe entſagen.

Die zweite Gattung der modernen Helden beſteht aus Sonntagskindern und Glücksrittern, die auf Genialität Anſpruch machen, und die alle einen gewiſſen Anſtrich von Don Juan haben. Bald ſind es gewandte Diplomaten, bald herkuliſche Officiere, bald glatte Gräfchen und Barone, bald wandernde Maler, Dichter und dergleichen. Ihr Vorbild aber iſt und bleibt Don Juan. Sie ſind nicht empfindſam, gutmüthig, thränenreich, wie die erſtgenannten Helden, vielmehr haben ſie etwas Diaboliſches, Freches, und ſollen bald mehr offen, bald mehr verſteckt, immer den Triumph der Kraft über die Sittlichkeit ausdrücken. Dieſe Kraft iſt aber nichts als Unkraft, Nachgiebigkeit gegen die eigne Eitelkeit oder gegen die gemeinen Neigungen und Appetite einer entkräfteten Natur und verderbten Phantaſie. Jene Helden ſind in keiner Hinſicht kräftig. Fehlt es an geiſtiger Kraft, ſo kann die ſinnliche, fehlt es an moraliſcher, ſo kann die rein teufliſche Kraft noch intereſſant und in ihrer Art zu reſpectiren ſeyn. Aber unſre Dichter wagen es nicht einmal, uns einen ganzen blos ſinnlich-kräftigen Don Juan, oder einen ganzen Teufel zu geben. Ihre Helden bleiben in der Mitte, in der

beliebten Halbheit ſtehn, nicht kalt, nicht warm; frech genug, um die Sinne zu verführen, anſtändig genug, um die Moral zu beſtechen.

Mit einem Wort, die Kraft reicht weder zur wahren Tugend, noch zum wahren Laſter aus. Nur in der Darſtellung der Leiden und Verruchtheiten, die aus der Schwäche, Sinnlichkeit und Erbärmlichkeit dieſer Helden hervorgehn, übertreffen wir jede frühere Poeſie. In der Grauſamkeit haben wir es am weiteſten gebracht. Unſre belletriſtiſchen Schriften wimmeln von Schlachtopfern niederträchtiger Neigungen und Vorurtheile, die ſämmtlich aus Unkraft und Schlechtigkeit der nur allzutreu der Wirklichkeit nachcopirten Menſchen hervorgehn. Unſre Dichter haben dieſe Grauſamkeit recht eigentlich zu ihrem Studium gemacht, und in den Seelenmartern übertreffen ſie alles, was früher von körperlichen Qualen uns bekannt worden iſt. Sie begnügen ſich nicht, die empfindlichſten Leiden zu erſinnen, ſie präpariren ſich auch erſt ihre Opfer dergeſtalt zu, daß ihnen ſelbſt geringe Leiden die ärgſten Schmerzen bereiten müſſen. Sie benützen jede Schwäche, jedes Vorurtheil, um ein Gift daraus zu ziehn.

Alles dieſes trägt den Charakter der Ohnmacht, einer abgeſchwächten Zeit. Mit dieſer Schwäche verbindet ſich ſodann ein andrer, nicht minder beachtenswerther Charakterzug unſrer modernen Dichtungen. Man ſucht nämlich die erſchlaffte und verderbte Natur mit einem Surrogat zu erſetzen, mit jener

Cultur und Convenienz, die wir uns zur andern Natur gemacht haben. Die Mängel und Gebrechen der wahren Natur werden mit dem Schleier dieſer künſtlichen Natur zugedeckt. Die Dichter wählen daher ihre Nachbildungen der Wirklichkeit am liebſten aus den Kreiſen, in welchen jene Kultur und Convenienz bereits am meiſten herrſchend geworden iſt, aus dem Leben der höhern Stände. In dieſer Hinſicht betrachtet man die Dichter auch als Lehrer des Anſtandes und der feinen Sitte, und empfiehlt ihre Darſtellungen den minder gebildeten Ständen und Lebensaltern zur Nacheiferung. Der Bürgerliche ſtudirt ebenſowohl aus Romanen und Schauſpielen, als aus dem Leben das Betragen der höhern Stände, und den Jünglingen und Mädchen giebt man dieſe Dichtungen weit öfter in der Abſicht in die Hand, ſie zu cultiviren, als in der Abſicht, ſie blos poetiſch zu ergötzen.

Wer wollte die Geſittung, den feinen Anſtand des äußern Betragens, die Zeichen wohlwollender Geſinnung tadeln! Obwohl ſie nur Schein ſind, ſo iſt ein ſchöner Schein doch immer beſſer als ein häßlicher. Wiewohl ſie nur ein Vorurtheil für den Menſchen erwecken, das oft trügt, ſo iſt dieſes Vorurtheil doch ein günſtiges, und die Humanität verlangt, daß wir es für jeden uns unbekannten Menſchen hegen. Es iſt ein großer Fortſchritt der menſchlichen Bildung, daß wir dahin gelangt ſind, äußerlich alle Menſchen mit Wohlwollen zu behandeln und ein ähn-

liches Wohlwollen bei ihnen vorausſetzen. Doch iſt eben ſo wenig zu läugnen, daß dieſe höfliche und feine Sitte ſehr häufig unter ihrem äußern Schein die häßlichſte Natur verbirgt. Zwei Übel ſind von ihr unzertrennlich, die Lüge und die Gemeinheit. Man nennt mit Recht unſer Zeitalter das der Lüge. Unſre Sitten bringen es mit ſich, daß wir uns kaum auf der Straße begegnen können, ohne uns anzulügen. Möchte die Wahrheit wenigſtens ins Gebiet der Dichtung flüchten können, aber auch dahin bringen wir unſre Lüge mit, und ſtellen hier erſt recht eigentlich die Muſter derſelben auf. Unſre Lügen ſind indeß durch die Gewohnheit in ſtehende Vorurtheile verwandelt worden, über deren lügenhaften Urſprung man gar nicht einmal mehr nachdenkt, die uns gleichſam angeboren, wenigſtens anerzogen werden, und in deren Schmutz wir wie in einem Gewande der Unſchuld unbefangen und fröhlich einhertreten. So hat man die Pedanterei in Würde, die Koketterie in Naivetät, die Eitelkeit in Ehre, den Hundemuth in Treue, die Feigheit in chriſtliche Gelaſſenheit, die Pfiffigkeit in Weisheit hineingelogen, und jede Tugend mit einer Untugend legirt, wie Gold mit Zinn. Man will damit nicht immer betrügen, man hat dies gar nicht nöthig, denn es iſt ſchon alles betrogen. Die ewige Lüge iſt nur die Folge des ewigen Selbſtbetrugs.

Die Gemeinheit geht der Lüge zur Seite. Gemeinheit iſt ein Begriff, der nur für cultivirte Zei-

ten paßt. Er bezeichnet den Rückfall aus der Cul-
tur in die urſprüngliche Rohheit, die ſich aber, eben
weil ihr die Cultur zur Seite ſteht, zu beſchönigen
ſucht. Der rohe, uncultivirte Menſch kann nie ge-
mein ſeyn, aber wer cultivirt iſt, und dennoch die
urſprüngliche Rohheit nicht laſſen kann, ſich ihr über-
läßt, und ſie nur beſchönigt, der wird gemein. Die
Gemeinheit iſt ein Hauptübel unſrer Zeit. Trotz al-
ler Cultur fühlt der Menſch ſich nach wie vor [illegible]
Menge wilder Leidenſchaften hingegeben, und [illegible]
Leidenſchaften haben ſich unter dem Druck der [illegible]
Geſittung nur noch mehr vervielfältigt und [illegible]
entzündet. Die ſchmachvollen Krankheiten un[illegible]
ſind der redende Beweis davon. Aber [illegible]
heit wird, wie deren Urſach verheimlicht, [illegible]
und vorzüglich die Dichter haben das Am[illegible]
genommen, jeder Gemeinheit den Schleier [illegible]
zu leihen, jede gröbſte Neigung der rohe[illegible]
arteten Natur dem Anſtand und der Cultur, [illegible]
und wohl gar der Religion zu verkup[illegible]
Kuppler werden dann, wie billig, hoch ge[illegible]
erndten den reichlichen Lohn, den ſo [illegible]
gern gewähren. Es ſind neue Ablaßkra[illegible]
die Sünden im Namen der Poeſie ver[illegible]
wede Gemeinheit wiſſen ſie zu etwas [illegible]
Billigem, Wünſchenswerthem herausz[illegible]
Sünde niedlich und liebenswürdig [illegible]
alles Gehäſſigen zu entkleiden. Haß [illegible]
ten ſie nur auf die ſogenannte engher[illegible]

auf die Pedanterei und Genußloſigkeit unſchuldiger Sitten. Im Gewande des feinen Anſtandes, der höhern Bildung und Vornehmigkeit führen ſie die Gemeinheit ein, und wenn das Sündhafte nicht ganz ſich verſtecken läßt, ſo wird es als ſüße Schwäche mit allen Grazien und Amoretten überkleidet, oder als Genialität, kühne Freiheit und erlaubte Ausnahme zur Bewunderung hingeſtellt. Das Gewand einer vornehmen Feinheit ſchickt ſich am beſten zur Beſchönigung der niedrigen Lüſte, weil ſich dieſe wirklich verfeinert haben, weil ſie wirklich in der vornehmen Welt am meiſten zu Hauſe ſind. Je feiner verſchleiert, deſto reizender ſind ſie auch, und der Dichter hat den Vortheil, zugleich auf die verderbten Sinne am eindringlichſten zu wirken, indem er dem Anſtand und der Moral am meiſten nachzugeben ſcheint. Nur die grobe Rohheit würde den moraliſchen Tadel nach ſich ziehen, aber auch den feinen Gaumen nicht mehr ſchmeicheln. Die feine Gemeinheit dagegen entgeht jenem Tadel, und ſie iſt es, die doch am meiſten reizt.

So iſt nun die ſentimentale Gattung der modernen Poeſie, welche das moderne Leben als ein poetiſches billigt und treu nachcopirt, theils ein idylliſches Beliebäugeln der noch herrſchenden Gutmüthigkeit, Familien- und Philiſtertugend, theils eine Beſchönigung der herrſchenden Laſter, Lüſte und Gemeinheiten. Sie iſt ein Spiegel des Zeitgeiſtes, der herrſchenden Sitten und Geſinnungen. Man darf

aber behaupten, daß die Wirklichkeit in vieler Hinſicht beſſer iſt, als dieſes Spiegelbild. Es ſind eben nicht die größten Dichter, welche ſich zu dieſer Gattung von Poeſie berufen fühlen, und ſie ſehn im Spiegel der modernen Welt zunächſt immer nur ſich ſelbſt, ihre eignen Schwächen, Vorurtheile, Eitelkeiten, Lüſte, Gemeinheiten. Vielleicht ein Drittheil unter den Urhebern ſolcher ſentimentalen Schilderungen ſind Weiber, und dieſer Umſtand allein erklärt uns, was wir von ihren Schilderungen zu erwarten haben. Wenn ſie auch gewiſſe Kreiſe des modernen Lebens und vielleicht ganz ſeine Oberfläche ſchildern, ſo dringen ſie doch nicht in alle Kreiſe und nicht in die Tiefe dieſes Lebens ein. Eine ſolche Tiefe giebt es, ſo lange noch wahre Helden, Philoſophen und Künſtler unter uns hervorgehn. Sie hat aber nichts gemein mit jener glatten Oberfläche und den Dichtern, die allein auf ihr herumgaukeln. Jene Tiefe dauert, die Oberfläche wechſelt; darum wechſeln auch ſo raſch die gaukelnden Erſcheinungen, die ſie in der Literatur abſpiegelt. Wer lieſt jetzt noch die empfindſamen Romane des vorigen Jahrhunderts, wer wird im künftigen noch die vornehmen Ehebruchs- und Glücksrittergeſchichten des unſrigen leſen? Nur vorragende Talente können wenigen Geiſtesprodukten dieſer Art die Unſterblichkeit ſichern, die ihr trivialer Gegenſtand niemals anſprechen dürfte. Der große Haufen der Dichter ſtirbt mit den Modethorheiten, denen er anhängt.

Göthe muß in vieler Hinſicht als einer der erſten und vorzüglichſten Schöpfer der modernen Poeſie und in jeder Hinſicht als ihr höchſtes Muſter betrachtet werden. Seine ſentimentalen Schilderungen des modernen Lebens bilden die Krone ſeiner Dichtungen. Im Modernen hat dieſer vielſeitige Dichter doch das Höchſte erreicht, worin ihm kein andrer gleich kommt, daher iſt hier der ſchicklichſte Ort, ihn im Allgemeinen zu charakteriſiren.

Die Bewunderung, die Göthe verdient, iſt, wie dies in Deutſchland gewöhnlich geſchieht, in blinde Vergötterung ausgeartet. Kaum geht ein Licht unter uns auf, ſo blendet es die Leute, daß ſie nichts mehr ſehn, als eitel Glanz und Schimmer. Iſt einer reich, gleich creditirt man ihm alles. Darüber darf ſich niemand wundern, der die Natur der Menſchen, beſonders der guten Deutſchen kennt, und ſo iſt es auch ſehr natürlich, daß um Göthe's gefeiertes Dichterhaupt jener Nimbus ſich gebildet, vor dem nun alles auf den Knien liegt. Jede hervorragende Erſcheinung in der Wirklichkeit verwandelt man mit geſchäftiger Phantaſie in das höchſte Ideal. Der Inſtinkt der Maſſe, der als Weihrauch aufdunſtet, bläht in ein rieſenhaftes Nebelbild ſich auf, und dann wird vor dem ſelbſtgeſchaffenen Phantom der Drang der Andacht ausgetobt. Die Deutſchen hatten auf ihrer Wanderſchaft ins gelobte Land des guten Geſchmacks mehr als ein goldnes Kalb. Auch in andern Gebieten haben wir ähnliche Erſcheinungen ſchon öfters die wilde Winds-

braut der deutſchen Literatur vorüberjagen ſehn. Friedrich der Große und Napoleon ſind in ihrem Kreiſe nicht minder zu Idealen verklärt worden, als Göthe in dem ſeinigen.

Das Höchſte, wozu es die Bewunderung möglicherweiſe bringen kann, iſt Göthe wirklich zu Theil geworden. Man hat in ihm das Ideal eines Dichters zu erkennen geglaubt, und die Aufgabe, das Problem ſeiner Erſcheinung zu löſen, mit der, das Problem aller Poeſie zu löſen, ohne weitres identificirt. Sie nennen ihn mit einer charakteriſtiſchen Übereinſtimmung den König der Dichter, um in ihm das legitime Princip, die höchſte aus ſich ſelbſt ſchöpfende Autorität zu bezeichnen. Als eine vollkommene Incarnation der Poeſie iſt er ihnen auch Geſetz, König, Meſſias und Gott in allen poetiſchen Dingen. Die Gläubigen wurden in ihrer Andacht nicht wenig dadurch beſtärkt, daß der Gefeierte ſelbſt ſie billigte, ſich dabei benahm, als müßt' es ſo ſeyn, und mit Mienen der Huld und Gnade jedes Lob, das ihm zufloß, beſtätigte, die Lobenden wieder lobte, und die ihm verliehene Königskrone nicht ohne Majeſtät und imponirende Sicherheit auf dem Haupte trug. Göthe ließ, wie der Homeriſche Gott den lieblichen Fettgeruch von allen Altären behaglich ſich gefallen, und lächelte beſtändig, da man ihn beſtändig lobte. Nur dann zog ſeine Stirne ſich in böſe Falten und eine kleine Doſis Gift im Bonbon eines Bonmots, ſogenannte zahme Xenien wurden als lettres de cachet

ausgegeben, wenn ein Hochverräther die Autorität anzutaſten ſich erfrecht.

Göthe weiß aber ſelbſt am beſten, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Fauſt wird ſeines Pudels Knecht. Eine Kraft wird Ohnmacht, wenn ſie die natürlichen Gränzen überſchreitet. Vor Weihrauch ſieht man das Feuer nicht mehr, vor den Orden das Herz nicht mehr, daß ſie bedecken. Übermuth macht die Kraft, Eitelkeit die Schönheit zuletzt verächtlich. Übertriebenes Lob trägt den Tadel im Schooß. Nur um ein kleines darf der Ruhm höher ſteigen, als der Werth, ſo wird die Rüge, wenn auch ſpät, in demſelben Verhältniß den Werth herabſetzen. Darum ſehn wir jetzt ſchon mehrere Leute, welche ſich gegen die Götzendienerei erklären, und Göthen ſogar verunglimpfen, wo er es gewiß nicht verdient.

Die blinden Anbeter Göthe's bilden eine herrſchende äſthetiſche Kirche, die ihren Papſt, ihre Kirchenväter und Scholaſtiker, ja ſogar ihre Kirchenverſammlungen hat. Natürlich findet dieſe Kirche nun auch eine Oppoſition. Sie iſt aber, gleich jeder herrſchenden Kirche, blind und fanatiſch, und ſpricht durchaus unbedingte Autorität an, verketzert jeden, der dieſe Autorität antaſtet. Das iſt ſchlimm und erweckt nothwendig einen hartnäckigen Widerſpruch; aber es iſt natürlich. Die Leute glauben einmal an die Unfehlbarkeit ihres Meiſters, an ſein Monopol in der Poeſie, an ſeine Legitimität, und dieſer Glaube

ſtellt. Das Weſen des Talents beruht alſo in der Darſtellung, in der Einkleidung, im Vortrag.

Das Hervortreten des Talents bei Göthe hat ſchon Novalis in ſeinen Fragmenten ſcharf und richtig bezeichnet *). Göthe ſelbſt giebt es zu, und hält

*) So ſonderbar, als es manchem ſcheinen möchte, ſo iſt doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Äußere, die Melodie des Styls iſt, welche zur Lektüre uns hinzieht, und uns an dieſes oder jenes Buch feſſelt. Wilhelm Meiſter's Lehrjahre ſind ein mächtiger Beweis dieſer Magie des Vortrags, dieſer eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer dieſe Anmuth des Sprechens beſitzt, kann uns das Unbedeutendſte erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden. Dieſe geiſtige Einheit iſt die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns daſſelbe perſönlich und wirkſam vorkommt. —

Göthe iſt ganz praktiſcher Dichter. Er iſt in ſeinen Werken, was der Engländer in ſeinen Waaren iſt: höchſt einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutſchen Literatur das gethan, was Wedgewood in der engliſchen Kunſtwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer einen natürlich ökonomiſchen und einen durch Verſtand erworbenen edlen Geſchmack. Beides verträgt ſich ſehr gut, und hat eine nahe Verwandtſchaft im chemiſchen Sinn. In ſeinen phyſikaliſchen Studien wird es recht klar, daß es ſeine Neigung iſt, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchſte Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen, und etwas zu thun, wovon man voraus wiſſen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß unge-

die Schönheit nur für ein Werk des Talentes, denn mit ſeiner Zuſtimmung ſteht in Kunſt und Al-

---

ſchickt bleibt, und das man es nie darin zu einer meiſterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meiſter's Lehrjahre ſind gewiſſermaßen durchaus proſaiſch und modern. Das Romantiſche geht darin zu Grunde, auch die Naturpoeſie, das Wunderbare. Das Buch handelt blos von gewöhnlichen menſchlichen Dingen, die Natur und der Myſticismus ſind ganz vergeſſen. Es iſt eine poetiſirte bürgerliche und häusliche Geſchichte, das Wunderbare wird ausdrücklich als Poeſie und Schwärmerei behandelt. Künſtlicher Atheismus iſt der Geiſt des Buchs. Die Ökonomie iſt merkwürdig, wodurch es mit proſaiſchem, wohlfeilem Stoff einen poetiſchen Effect erreicht. —

Wilhelm Meiſter iſt eigentlich ein Candide gegen die Poeſie gerichtet; das Buch iſt undichteriſch in einem hohen Grade, was den Geiſt betrifft, ſo poetiſch auch die Darſtellung iſt. Nach dem Feuer, Wahnſinn und den wilden Erſcheinungen in der erſten Hälfte des dritten Theils ſind die Bekenntniſſe eine Beruhigung des Leſers. Die Oberaufſicht, welche der Abbé führt, iſt läſtig und komiſch; der Thurm in Lotharios Schloſſe iſt ein großer Widerſpruch mit ihm ſelbſt. Die Muſen werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poeſie ſpielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt ſich fragen, wer am meiſten verliert, ob der Adel, daß er zur Poeſie gerechnet, oder die Poeſie, daß ſie vom Adel repräſentirt wird. Die Einführung Shakeſpeare's macht eine faſt tragiſche Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Ökonomie, und die ökonomiſche Natur iſt endlich die wahre, übrigbleibende. —

terthum, Bd. 2. S. 182. das Reſultat einer glücklichen Behandlung iſt das Schöne.

Das Talent iſt an ſich univerſell, und muß ſich als ſolches in der größten Vielſeitigkeit der Anwendung erproben. Es giebt nichts in der Welt, dem nicht das Talent einen poetiſchen Anſtrich geben könnte. Wie jener Tonkünſtler mit Recht behauptete, es ließe ſich alles in Muſik ſetzen, ſelbſt ein Thorzettel, ſo kann ein talentvoller Dichter mit der Sprache nicht weniger Wunder thun. Daher war auch Göthe ſo vielſeitig. Er konnte alles, auch das Geringſte und Gemeinſte durch den Zauber ſeiner Darſtellung reizend machen.

Das Talent gefällt ſich in der Vielſeitigkeit. Jeder Virtuoſe ſtrebt ſo viel als möglich allſeitig zu ſeyn, ſein Talent auf alle mögliche Weiſe ins Licht zu ſetzen, durch den Reichthum der Anwendung durch die Herrſchaft über die reichſte Claviatur und ihre Schlüſſel, durch den kühnen und gewandten Wechſel der Tonarten, und durch die Fertigkeit des Tauſendkünſtlers, der auf einem Bein ſtehend zwölf Inſtrumente zugleich ſpielt, in Erſtaunen zu ſetzen. Dieſe Neigung wohnt dem Talente deßhalb bei, weil es charakterlos, von einer feſten dauernden Beſtimmung unabhängig iſt. Der Künſtler, in welchem das Talent ausſchließlich vorherrſcht, wird weder durch eine beſtimmte Richtung der Empfindung, noch durch einen beſtimmten Gegenſtand ausſchließlich gefeſſelt. Es treibt ihn nicht, ſein volles Herz auszuſtrömen,

und ein Heiliges und Geliebtes, das er erkannt hat, äußerlich darzuſtelleu, vielmehr iſt ihm jede Empfindung und jeder Gegenſtand an ſich völlig gleichgültig, und gilt ihm nur etwas, ſofern er ihn darſtellt; nur die Darſtellung gilt ihm, was auch immer das Dargeſtellte ſey. Darum wird er auch durch keinen beſondern Gegenſtand beherrſcht, er herrſcht vielmehr über alle, und gefällt ſich im Wechſel derſelben, der ſeine Herrſchaft beurkundet. So ſehn wir Göthe beſtändig wechſeln, und es iſt eben deshalb thöricht, irgend eine beſondere Darſtellung, irgend eine Rolle an ihm feſthalten zu wollen. Gerade darin beſteht das Weſen ſeiner Poeſie, daß er mit den Rollen beſtändig gewechſelt hat, und noch ferner unaufhörlich wechſeln würde, wenn nicht jede Thätigkeit endlich ihr Ziel in der Ohnmacht fände. Er ſpricht dieß ſelbſt ſehr deutlich aus, indem er in einer ſeiner zahmen Xenien ſagt:

„Die Feinde, ſie bedrohen dich,
Das mehrt von Tag zu Tage ſich,
Wie dir doch gar nicht graut!“
Das ſeh ich alles unbewegt,
Sie zerren an der S c h l a n g e n h a u t
Die jünſt ich abgelegt,
Und iſt die nächſte reif genug,
Abſtreif ich die ſogleich,
Und wandle neu belebt und jung
Im friſchen Götterreich.

In Göthe’s beſtändigem Rollenwechſel liegt das eigentliche Geheimniß ſeiner Poeſie und das Weſen

des Talentes aufgeſchloſſen. Das Talent an ſich iſt ganz theatraliſch, es iſt die abſolute Maskirung. Oben haben wir unſre ganze neuere Poeſie als die theatraliſche charakteriſirt, und hier finden wir daſſelbe in ihrem großen Repräſentanten Göthe wieder. Er vereinigt beinahe alle Rollen der übrigen Dichter in ſeinem Spiel allein. Daher kommt es denn auch, daß man Göthe für den Repräſentanten aller Poeſie überhaupt halten konnte, indem man unſchuldigerweiſe die Poeſie der Darſtellung mit derjenigen der Empfindung und des Gegenſtandes, das Kleid mit dem Weſen verwechſelte.

Das Talent iſt eine Hetäre und giebt ſich Jedem Preis. Unfähig ſelbſtändig zu ſeyn, hängt es ſich an alles an. Indem ihm ein innerer Haltpunkt ein inneres Motiv ſeiner Äuſſerung mangelt, iſt es jedem äuſſern Eindruck hingegeben, und wird von einem zum andern fortgezogen. So ſehn wir Göthe's Talent, wie das Chamäleon, in allen Farben wechſeln. Heute beſchönigt er dieß, morgen jenes. Alle ſeine Widerſprüche erklären ſich aus dieſem Rollenwechſel und umſonſt verſucht man ſie anders zu erklären oder gar zu vereinbaren. Man hat wohl eine Philoſophie, eine Politik, ja ſogar eine Religion aus Göthe's Schriften extrahiren wollen. Auf einem ſolchen Wechſelbalge müßten ſich aber z. B. die Parallelſtellen über Politik im Götz, Egmont, Taſſo, Wilhelm Meiſter, dem Bürgergeneral, Epimenides Erwachen rc. zu einer artigen Hanswurſtjacke zuſam-

menſlicken, und an dem platoniſchen Gaſtmahl, da ſeine moraliſchen Anſichten ſich geſellig vereinigen ſollten, müßte zweifelsohne neben jedem Engel ein Teufel, neben jeder Grazie ein bocksfüßiger Satyr Platz nehmen. Von Religion aber kann in Göthe's Dichtungen nie die Rede ſeyn. Sie, die ſich in die innerſte Tiefe der Empfindung verbirgt, iſt am weiteſten von jener Oberfläche, von jener Maske der äuſſern Darſtellung entfernt.

Sofern das Talent charakterlos jeder äuſſern Beſtimmung folgt, wird es vorzüglich von der Gegenwart und ihren herrſchenden Moden beſtimmt und geleitet. Darum hat Göthe allen Moden ſeiner Zeit gehuldigt, und jeden Widerſpruch derſelben zu dem ſeinigen gemacht. Er ſchwamm immer mit dem Strom und auf der Oberfläche, wie Kork. Wenn er einem guten Geiſt, großen Ideen, der Tugend gehuldigt, ſo that er es doch nur, wenn ſie an der Tagesordnung waren, denn umgekehrt hat er auch wieder jeder Schwäche, Eitelkeit und Thorheit gedient, wenn ſie in der Zeit nur ihr Glück gemacht, und kurz er hat, wie ein guter Schauſpieler, alle Rollen durchgemacht. Rollen waren es auch nur, nur Eingehn in die Moden der Zeit, wenn er hier mehr dem antiken, dort mehr dem romantiſchen Geſchmack gehuldigt. Weil aber das moderne Leben das vorherrſchende war, darum wurde Göthe's Talent auch vorzüglich durch daſſelbe beſtimmt.

Das Talent gefällt ſich beſonders in der Copie der Natur, des Wirklichen. Es fehlt ihm die innere Beſtimmung durch das Genie, durch Begeiſterung, durch innern ſchöpferiſchen Drang, darum hält es ſich an das Vorhandene, Wirkliche. Das Genie kann ſich nur in neuen Schöpfungen offenbaren, das Talent offenbart ſich ſchon in der bloßen Copie, in der künſtleriſchen Darſtellung des Wirklichen. Das Talent liebt ſogar die Darſtellung des Gemeinen und Alltäglichen vorzugsweiſe, weil ihm daſſelbe als Folie dienen muß. Je geringfügiger der dargeſtellte Gegenſtand an ſich, auſſerhalb der Darſtellung in der Natur iſt, deſto glänzender hebt ſich die Darſtellung als ſolche hervor. Endlich bedarf das Talent überall der äuſſern Anerkennung, denn wie es ihm an innerer Selbſtbeſtimmung fehlt, ſo auch an innerer Selbſtzufriedenheit. Es ſtrebt nach Ruhm. Das iſt das Charakteriſtiſche aller Virtuoſen. Darum aber ſchmiegt es ſich auch den Neigungen derer an, von denen es bewundert ſeyn will. Es iſt ſchmeichelhaft, es begünſtigt die, von welchen es begünſtigt ſeyn will. Es ſtellt vorzugsweiſe dasjenige dar, was ſeinem Publikum gefällt. Aus allen dieſen Umſtänden zuſammengenommen erklärt ſich das Phänomen, daß ein vorherrſchendes Talent ſich vorzugsweiſe in der Darſtellung und Beſchönigung des gegenwärtigen Lebens gefällt, und ſich durchaus nicht an das Unpoetiſche und Gemeine deſſelben ſtößt.

Göthe widmete ſich demzufolge vorzüglich der modernen Poeſie, und gebrauchte ſein unübertreffliches Talent zur Darſtellung des modernen Lebens. Er hielt ſich an die Natur, an die nächſte, an die eigne. Seine eigne Natur ſtand mit der herrſchend gewordenen der modernen Welt im genaueſten Einklang. Er war der reinſte Spiegel des modernen Lebens, in ſeinem Leben wie in ſeiner Dichtung. Er hat nur ſich ſelbſt zu ſchildern gebraucht, um die moderne Welt, ihre Geſinnung, ihre Neigungen, ihren Werth und Unwerth zu ſchildern. Daſſelbe Talent, das er in ſeinen Dichtungen offenbarte, machte ſich auch in ſeinem Leben vorherrſchend geltend, und wer kann läugnen, daß es wirklich die allgemeine Lebensmaxime der modernen Welt geworden iſt? Das Talent des äußern Lebens, die Kunſt des Bequemen, Leichten und Feinen und die Virtuoſität des Genuſſes, war ſein Talisman in der Wirklichkeit und ſchien ihm auch wieder der würdigſte Gegenſtand in der Dichtung, indem er die Vorzüge, die er ſelbſt darſtellte, nur abſpiegelte. Die meiſten Dichtungen Göthe's enthalten nur ſein Portrait, aber es iſt ein Muſterbild für das moderne Leben, jeder erkennt es dafür an.

Desfalls war es ihm auch möglich, eine Popularität zu gewinnen, die kein antiker oder romantiſcher Dichter, mit Ausnahme Schiller's errang. Für Schiller entſchied ſich alles Edle und Menſchliche in der Nation, für Göthe die herrſchende Stimmung

und Sitte des Augenblicks. Schiller gilt für die Edlen aller Zeiten, Göthe war der Abgott ſeiner Zeit, und konnte dieß nur ſeyn, indem er ſich der Schwäche, der Unnatur nicht minder hingab, als dem Edlen, das ſich noch geltend zu machen wußte. Er iſt der Abgott, aber auch das Geſchöpf ſeiner Zeit. Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß die Gemeinheit ihm ſelbſt erſt geſchmeichelt, ſich ihm lieb und werth und ſogar poetiſch dageſtellt hat, ehe er ihr ſelbſt ſchmeichelte, ihr ſich ſelber lieb und werth machte, und ſie mit dem Zauber einer unübertr[illegible]h poetiſchen Darſtellung beſchönigte. Er iſt nicht der Verführer, ſondern ſelbſt verführt von ſeiner Zeit. Wie nach Schiller's Gedicht jeder der olympiſchen Götter dem Genius ein Zeichen aufdrückt, ſo hat die moderne Zeit ihren Sohn und Liebling gezeichnet, jede herrſchende Richtung dieſer Zeit, jeder Abgott des Publikums hat dem Dichterkönig einen Talisman verabreicht, und wie die Mode das Volk beherrſcht, ſo hat er die Mode regiert.

Den feinſten Ton der heutigen Welt ſucht und findet man bei Göthe. Den äuſſern Anſtand, die Vornehmigkeit, die heitre Maske beim geſelligen Umgang, das Inſinuante, die Delikateſſe, die ſcheinheiligſte Bosheit, die aqua toffana, die gleichſam als kaltes Blut durch den Körper der gebildeten und vornehmen Geſellſchaft kreist, dieſe Zauberkünſte des Talentes kann man bei Göthe muſterhaft entwickelt finden. Er bildet daher eine Schule der geſelligen

Cultur. An ſeinen Werken bildet, verfeinert man die Sitten. Sie empfiehlt man als das Muſter aller Geſittung. Um ihn her ſchaart ſich ein unzählbares Heer gebildeter Jünglinge, die Jünger und Apoſtel dieſer Lehre des Anſtandes, die muthigen Bekämpfer der alten Rohheit, Frerons vergoldete Jugend in Deutſchland.

Unter der glatten gefälligen Maske verbirgt ſich aber ein raffinirter Epicuräismus, eine Sinnlichkeit und Genußſucht, die, ſo fein ſie auch iſt, doch immer unwürdig bleibt, des Ernſten und Heiligen ſpottet, und die Leichtverführten in ein irdiſches Paradies verlockt, in den Venusberg, aus dem kein Ausgang mehr ans Licht iſt.

Göthe's Dichtungen ſind als die Blüthe des in der modernen Welt herrſchenden Materialismus zu betrachten, der ſich auf der unterſten Stufe in dem phyſiokratiſchen Syſtem geltend macht. Sein Talent iſt die höchſte Erſcheinung der Fabrikation. Es dient, alles zum feinſten Genuß zu präpariren. Dieſer Genuß iſt doppelter Art. Der Wolluſt geſellt ſich ſchon
224 bei den Thieren Grauſamkeit bei, und dieſe Verwandtſchaft beider geht in die feinſten und zarteſten Genüſſe der Menſchen über.

Jene Wolluſt iſt um ſo raffinirter, als ſie der Eitelkeit dient. Daher ſind beinahe alle Helden Göthe's kleine Sultane, um welche ſich die Mädchen und Weiber bemühen müſſen. Sie werden geliebt, und ihre Gegenliebe erſcheint nur als ein behagliches

Hätte Menzel das sog. Tagebuch gekannt!

Spiel mit dem Genuß. Sie laſſen ſich von den Weibern aufſuchen, und nehmen die Huldigungen derſelben gnädig an. Das iſt ihr ſtehender Charakter. Clavigo, Weißlingen, Egmont, Fernando, Wilhelm Meiſter ſind ein und dieſelbe Perſon. Wie wahr immer die feine Sinnlichkeit ſolcher Helden der Natur abgelauſcht ſeyn, wie ſehr ſie den meiſten Männern ſchmeicheln mag, ſie iſt etwas Gemeines und dieſes Aufwandes des verſchönernden Talentes nicht werth. Sie iſt um ſo widerlicher, als die Eitelkeit eine gewiße Andacht daraus macht. Wir finden die Geſchlechts- und Eheverhältniſſe bei den Dichtern fremder Nationen leichtſinnig und frivol behandelt, aber nirgends iſt eine ſolche Sentimentalität mit dieſer Frivolität verbunden, wie in Deutſchland. Bei den Spaniern hat von jeher die flammende Leidenſchaft, bei den Italienern liebliche Phantaſie und Sinnlichkeit, bei den Franzoſen Feinheit und Witz, der Geiſt der Reine Margrithe, bei den Engländern der tragiſche Contraſt den eckeln Eindruck der Wahlverwandtſchafts- und Ehebruchsgeſchichten gemildert. Die Deutſchen aber haben ſie ſeit Göthe wie ein Handwerk mit ehrbarer Miene, oder wohl gar wie eine Religion mit Andacht getrieben. Wenn Sinnlichkeit und niedre Leidenſchaften bei andern Völkern immer dem Edlen und Heiligen untergeordnet geblieben ſind, wie ſtark ſie auch vorgeherrſcht haben, ſo ſind wir Deutſche, die wir weit nüchterner ſind, dennoch ſo verkehrt geweſen, jene Sinnlichkeit mit dem Heiligen

zu verwechſeln, und zu einer Göttin zu erheben, was in Frankreich ewig nur eine Luſtdirne bleibt. Die Sinnlichkeit wird zuerſt von der Eitelkeit gerechtfertigt, dann vom Talent auch andern ſogar zur Bewunderung aufgeſtellt, aber was im Urſprung gemein iſt, bleibt es auch in der glänzendſten, täuſchendſten, rührendſten Hülle. Die Kunſt iſt dem Edlen gewidmet, und wenn ſie in vieler Hinſicht in Göthe den Liebling erkennt, ſo giebt ſie ſich doch nicht allen Launen ſeiner Muſe Preis, und weiſet die Gemeinheit verderbter geſelliger Verhältniſſe, die überzuckerte Darſtellung des modernen Laſters, die Gourmandiſe eines unnatürlichen Appetites, die Mückenfängerei wollüſtiger Reminiszenzen, die Koketterie der Männer und den Ritterdienſt der Damen um die Männer, die Toilette des Mannes von fünfzig Jahren, die ſybaritiſchen Wahlverwandtſchaften und die Verhimmelung ſo manches Don Juan dem, ein ganz anderer Platz gebührt hätte, völlig über ihre Grenzen hinaus. Muß ſchon die Kunſt gegen dieſen Mißbrauch ihrer edelſten Kräfte vertheidigt werden, ſo hat allerdings auch die Moral ein heiliges Recht, das ſchlechthin Unwürdige daran zu verdammen.

So wenig ſich dieſe Schattenſeiten bei Göthe verbergen, ſo täuſchen ſich doch die meiſten Leſer ſelbſt darüber, indem ſie entweder aus unbegreiflicher Gutmüthigkeit nicht ſehn wollen, was ſie ſehen, oder ſich bei der ſchwachen Seite faſſen und beſtechen laſſen. Göthe beſaß im höchſten Grade das Ta-

lent, den Leſer zu ſeinem Mitſchuldigen zu machen, ihm ein billigendes Gefühl abzuzwingen. In ſeiner Hand war der Talisman, der alle Herzen lenkt. Kein Dichter hat ſich des in der Sprache liegenden Zaubers ſo ganz bemächtigt. Er iſt überall und immer gefällig, überredend. Wir können uns der ſüßen Luſt nicht erwehren, mit der er unſer Weſen befängt, uns ſelbſt zum Gegentheil von alle dem verführt, was wir ſonſt geglaubt und gefühlt. Sehen wir auch die Sünde, die Gemeinheit klar vor Augen, er zwingt uns mit zu ſündigen, mit gemein zu werden, und wir entkommen ihm nicht, ohne die Scham, uns einen Augenblick vergeſſen zu haben.

Es bedürfte wohl eines Platon, um gewiſſe Wahrheiten über Göthe, die an ſich leicht erkennbar ſind, doch auch mit derjenigen Mäßigung und Feinheit zu rügen, welche die dem großem Dichter gebührende Achtung nicht verletzt. Man müßte wie Platon gegen Homer folgendermaßen reden: „Ich muß wohl damit heraus, wiewohl eine gewiſſe Zärtlichkeit und Schamhaftigkeit, die ich von Jugend auf gegen den Homer gefühlt habe, es mir ſchwer macht, von demſelben zu reden. Denn er ſcheint unter allen guten tragiſchen Dichtern der Vorſänger und Anführer zu ſeyn. Weil indeſſen ein Menſch nicht höher, als die Wahrheit, geſchätzt werden darf, ſo muß ich auch reden, wie ich denke. — Wenn dir alſo, lieber Glaukon, Lobpreiſer des Homer vorkommen, welche ſagen, daß dieſer Dichter ganz Griechenland

unterwieſen habe, und daß es ſich wohl der Mühe verlohne, ihn zu ſtudieren; weil man durch ihn die menſchlichen Angelegenheiten gut zu verwalten, und ſich ſelbſt dabei gut zu betragen lerne, und man daher nach den Leitungen dieſes Dichters ſein eignes Leben anordnen und führen müſſe, ſo kann man ſolchen Leuten zwar nicht böſe ſeyn, ſondern muß ihnen mit aller Freundlichkeit begegnen, weil ſie nach ihrem beſten Vermögen treffliche Männer zu ſeyn ſuchen, und man muß ihnen einräumen, daß Homer ein höchſt dichteriſcher Geiſt, und das Haupt der tragiſchen Dichter ſey; dabei aber zugleich merken, daß in den Staat ſelbſt von der Poeſie nichts weiter aufgenommen werden dürfe, als Geſänge zum Lobe der Götter und zur Erhebung edler Thaten. Sobald du hingegen die ſüßliche Muſe darin aufnimmſt, ſie ſey von lyriſcher oder epiſcher Art, ſo werden auch die willkürlichen Wallungen der Fröhlichkeit und Traurigkeit, ſtatt Geſetz und Vernunft herrſchen.“

Schon Platon tadelt mit ſtrengem Ernſt die Entweihung der Dichtkunſt durch die Enthüllung unnatürlicher Gelüſte. Er wirft es dem Heſiod und Homer vor, daß ſie ſo viele obſcöne und naturwidrige Dinge von den Göttern erzählen. Er ſagt mit vollem Recht: »wenn ſich dergleichen auch in der Natur vorfände, ſo muß man ſie doch unmündigen und jungen Leuten nicht vorerzählen, ſondern mehr als irgend etwas verſchweigen. Sollte jedoch irgend eine Nothwendigkeit eintreten, davon zu reden, ſo

müßten dieſe Dinge nicht anders, denn als Myſterien gehört werden, von ſo wenigen als möglich, welche dazu vorher nicht ein ſchlechtes Schweinferkel, ſondern ein gewiſſes großes und koſtbares Opfer gebracht haben müßten, damit ſo wenige als möglich von ſolchen Sachen zu hören Gelegenheit hätten." Es iſt wahr, daß ſich jene geheimnißvolle Wahlverwandtſchaft, das Princip des Ehebruchs, es iſt wahr, daß ſich Gelüſte, dergleichen in der Stella geſchildert ſind, wirklich in der Natur vorfinden, aber als Auswüchſe, und wir ſollen uns über die Natur, oder vielmehr über die Unnatur dieſer Dinge nicht durch eine einnehmende poetiſche Beſchönigung, durch eine Verwechslung derſelben mit den heiligſten Gefühlen reiner Liebe täuſchen laſſen, denn, wie Plato weiter fortfährt: »Niemand will in ſeinem herrlichſten Theile und über die höchſten Dinge gern einer Lüge Raum geben.«

Noch müſſen wir jener Grauſamkeit gedenken, welche mit zum feinen Genuß gehört. Göthe ſchildert mit Vorliebe die menſchlichen Schwächen und Vorurtheile, und weidet ſich an den daraus entſpringenden Leiden, ſo im Werther, Clavigo, Taſſo, der natürlichen Tochter, den Wahlverwandtſchaften &c. Die grauſame Wolluſt liegt darin, daß der Dichter ſich an den Verſchuldungen und Leiden ergötzt, ohne ſie durch irgend etwas zu verſöhnen. Oft erſcheint dieſe Grauſamkeit abſichtlich, oft nur unwillkürlich als Folge der Gleichgültigkeit, mit welcher der Dich-

ter die Welt überſah. Die Ruhe und Klarheit, mit welcher Göthe ſeine Schilderungen entwirft, erſcheint oft als völlige Indifferenz, nicht als die göttliche Ruhe, die aus der Fülle der Idee entſpringt. Sie wirkt alſo auch nur wie das todte Naturgeſetz, nicht wie die innere Befriedigung der Seele. Daher bei Göthe ſo viel Mißtöne, die nicht aufgelöst ſind.

Wir maßen uns indeſſen nicht an, von Göthe zu verlangen, daß er hätte anders ſeyn ſollen, als ihn die Natur hat werden laſſen. Göthe konnte ſeine Natur nicht ändern, nur ausbilden, und er hat mit dem ihm verliehenen Talent in der That bewundernswürdig gewuchert. Kraft ſeines Talentes ſteht Göthe ohne Frage über allen andern deutſchen Dichtern, und ſeine Gewalt über die beweglichen Gemüther war in dem Maaß nachdrücklicher, als das Talent überhaupt die ausübende Macht in der Poeſie bezeichnet. Schiller, Klopſtock, Herder, Novalis und manche andere gelten nur als wohlwollende Könige, denen es an Macht gebricht, der Welt ſo viel Segen zu gewähren, als ſie gern möchten, weil die Herrſchaft ihrer Ideen ſich nur über eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Menſchen erſtreckt, die dafür empfänglich ſind. Göthe dagegen ſtellt ſich als ein alles bezwingender Uſurpator dar, der mit ſeinem Talent die Gemüther eben ſo beherrſcht hat, wie Napoleon die Körper. Der beſte Wille bezaubert weniger als eine That, wenn ſie auch eine ſchlechte wäre. Zumal in unſerer Zeit gilt der Augenblick und wer

uns ihn genießen läßt, weit mehr als ein auf die Ewigkeit berechnetes Streben. Ein Schauſpiel, des Mimen wechſelnde Kunſt, nimmt unſern Sinn mit allerlei Thorheit gefangen, und wir ſind zu matt und faul geworden, dieſen Sinn zu ſammeln, und Werke der Ewigkeit zu gründen, oder nur zu verſtehen. Die Kunſt iſt zu einer Unterhaltung herabgeſunken, und alles Tiefe, Heilige macht den Tagedieben Langeweile, da ſie durch Göthe und unzählige ſeiner Nachäffer einmal gewöhnt worden ſind, ſich bedienen zu laſſen, ſich jede Anſtrengung zu erſparen. In der That iſt es leichter, das Gemeine, wozu jeder ohnehin geſtimmt iſt, als das Erhabene, das nur den edelſten völlig vertraut wird, bei der Maſſe zu vertreten, und wenn erhabne Ideen überdem das gemeine Geſchlecht ſtrafen ſollen, ſo werden ſie am allerwenigſten mit jenen Schmeicheleien rivaliſiren können. Mit Widerwillen wendet ſich der Haufen von den finſtern Propheten ab, und lauft zu den Marktſchreierbuden ſeiner freundlichen immer lächelnden Demagogen, und dieſen gelingt es ohne Mühe, durch ſchimmernde Sophismen jene Propheten, die oft vom Göttlichen, eben weil es göttlich iſt, nur ſtammeln, aus dem Felde zu ſchlagen.

Göthe beherrſchte ſeine Zeit, indem er ihr huldigte, er feſſelte ſie, indem er ſich in alle ihre Falten einſchmiegte. Da aber der Geiſt ſeiner Zeit jener ewig wechſelnde, ſchaffende und zerſtörende, ſtets gegen ſich ſelbſt revolutionirende und proteſtirende

geweſen, ſo hat er in Göthe ſich ganz ſo wiedergeſpiegelt, und dort wie hier iſt der Charakter Charakterloſigkeit. Göthe gilt ganz ſo als Univerſalerbe der moraliſchen Revolutionen unſrer Zeit, als Napoleon Erbe der politiſchen geweſen. Auch der Gewinn dieſer Concentration iſt für die moraliſche und politiſche Welt ziemlich derſelbe. Wie im Leben des großen Corſen das ganze politiſche Leben des Jahrhunderts, in praktiſcher Ausführung aller ſeiner Theorien, von der Anarchie bis zu den beiden Extremen der Republik und des Despotismus und wieder in der verſöhnenden Mitte der conſtitutionellen Monarchie ſich gleichſam perſonificirt hat, ſo in Göthe's Werken die Bewegungen der ſittlichen Welt, die eben ſo ein ſchilderndes poetiſches Talent in Anſpruch nahmen, als jene politiſchen ein praktiſches, handelndes, die einen Dichter verlangten, wie jene einen Helden. So wird die Erſcheinung Göthe's lediglich aus den Erſcheinungen der Zeit erklärt und alle ſeine Werke laſſen ſich folgerecht mit den verſchiedenen Moden, in denen der ſittliche Geiſt ſeiner Zeit gewechſelt, paralleliſiren. Daß ihn dabei das Glück begünſtigt, wie den Napoleon, iſt unverkennbar. Er fand ſeine Zeit gerade ſo, wie ſie ihn und er ſie brauchte und hatte keinen ſtarken Gegner zu bekämpfen. Alle jene Richtungen der Zeit huldigten dem Spiele des Talentes und waren dem Ernſt tiefer Ideen entfremdet. Die Sentimentalität, der im leeren Harniſch fortſpukende Rittergeiſt, die Theaterwuth, die Geheim-

x) vgl. Hiſt. Rede 159.

nißkrämerei, der Myſticismus, die Gräkomanie, Anglomanie, Gallomanie, die italieniſchen Reiſen, der erſte republikaniſche Rauſch von Nordamerika her, das Familienweſen, die Sinnlichkeit halbnackt in der Gallomanie und aller Schaam entblöst in der Gräkomanie, alle dieſe Richtungen erzeugten ſich im tiefen und langen Frieden ſeit dem ſiebenjährigen Kriege nur wie Spiele, um die Langeweile zu tödten, x) regten nirgends die innerſte Tiefe des Nationalgeiſtes auf, konnten darum weder haften noch dauern und verdrängten ſich untereinander wie ſie gekommen waren. Das war grade die rechte Zeit für Göthe, und ſein Talent bemeiſterte ſich leicht aller dieſer Richtungen und er war der große Spielmeiſter dieſer tändelnden Zeit. Als aber der Ernſt zurückkehrte zunächſt in jener großen philoſophiſchen Richtung der Deutſchen, dann mit Blut und Flammen im politiſchen Leben und zuletzt mit der Religion, deren Troſt die Noth der Zeit nicht länger entbehren mochte, da war Göthe glücklich genug, ſeine Ernten ſchon geſammelt zu haben, denn ſeine ſpäten Saaten fanden kein Gedeihen mehr. Er verſuchte zwar ſein Talent auch an dem Ernſt der neuern Zeit, aber es beſtand die Probe nicht. Wie ſehr er bemüht war, auch der philoſophiſchen Richtung ſich zu bemeiſtern, indem er ſie von der Seite der Natur angriff, die ihm die natürlichſte war, ſo hat er ſich doch immer mit der dritten und vierten Rolle abfinden laſſen müſſen. Noch weniger haben ſeine äſthetiſchen Urtheile durchdringen

können, weil ſie gänzlich des Princips entbehrten. Am allerwenigſten aber mochte ſich das wilde Roß der Politik vor ſeinen Triumphwagen ſpannen laſſen, und ſeine diesfälligen Verſuche haben ihn nur darum nicht blamirt, weil man bei der alten Achtung ſeines Namens nicht Ärgerliches daran finden wollte. Es entſpricht ſeinem ganzen Weſen, daß er immer nur die herrſchende Partei ergriff. Darum beſang er den Napoleon, aber ſein Lied war der Welt lange nicht mehr ſo wichtig, als eine bloße Zeitung. Später wieder, als die Zeiten gewechſelt, ſollte ſein Siegslied Epimenides ein Kanon der deutſchen Begeiſterung werden. Aber der kleine Umſtand, daß der Barde hinter und nicht vor dem Heere zog, daß er geſchwiegen, wo ſein Wort ein Schwert geweſen wäre, und erſt zu reden anfieng, als die Schwerter ſchon laut genug geſprochen hatten, ließ wie billig die Herzen kalt, und die erbärmliche Steifigkeit und Ungelenkſamkeit jenes Dramas zeigte ohnehin, daß es mechaniſches Machwerk des Talentes, nicht organiſches Leben der Begeiſterung ſelbſt war. In dieſem Verſuch, der über den Kreis des Talentes hinauslag, mußte dieſes ſelbſt ſich fremd werden. So vermißt man in Epimenides auch das bekannte Talent des Dichters. Nach ſolchem Mißgeſchick konnte Göthe dennoch der Luſt nicht entſagen, auch den zuletzt eingetretenen religiöſen Sinn der Zeit bemeiſtern zu wollen. Wie fremd ihm aber dieſe Sphäre bleibt, davon

geben die ſchwachen Verſuche, z. B. in den Wanderjahren Zeugniß.

Überhaupt verläugnet ſich die Anmuth der Götheſchen Sprache in ſeinen ſpätern Hofpoeſien und kritiſchen Schriften. Sie ſind ſteife Paradewerke, über das Kreuz gefeſſelt durch die Rückſichten, die er zu nehmen hatte, und durch ſeine eigne Selbſtſchätzung, die ſich nur noch auf dem hochtrabenden Pferde oder in ſpaniſcher Grandezza ſehn ließ und noch auffallender wurde, wenn ſie ſich etwa väterlich deutſch den Schlafrock überhieng. Seit Wahrheit und Dichtung iſt Alles, was man von Göthe hört, bis auf das letzte Heft von Kunſt und Alterthum in einem gewiſſen vornehmen officiellen Kabinetſtyl geſchrieben. Man denkt unwillkürlich an den Muſenkönig oder infallibeln Papſt im Reich der Kunſt. Die Erſcheinung wird erklärbar, wenn man bedenkt, daß Göthe früher ein Schmetterling auf allen Blumen des Sinnen- und Herzensgenuſſes geweſen, ſpäter aber lebendig unter die Götter verſetzt worden, worin die Aufforderung lag, alle ſeine Gefühle in das einzige der Ehrfurcht vor ſich ſelbſt zu concentriren.

In der Schule der modernen Poeſie, welche Göthe gebildet, ſind beſonders die bürgerlichen, familienmäßigen Luſt- und Schauſpiele und die Romane cultivirt worden. In der erſten Gattung hat ſich vor allen K o t z e b u e ausgezeichnet, der auch nächſt Göthe der geliebteſte Günſtling des Publikums geworden iſt. Wir können auch auf ihn ein Portrait anwenden,

222. das uns Platon gibt: « Aber in jammertönender, von Alter und Armuth hergenommener Reden Kunſt hat doch offenbar geſiegt des Chalkedoniers Kraft. Auch im Erzürnen der Menge iſt dieſer Mann gewaltig und wiederum die Erzürnten bezaubernd zu kirren, wie er ſagt; und im Verläumden, und auch Verläumdungen abzuwälzen, woher es irgend gehe, iſt er der Erſte. » Wie Kotzebue den moraliſchen Schmutz, ſo hat Iffland die Schwächlichkeit ſeines Jahrhunderts zu einem poetiſchen Wechſelbalg aufgeſtappelt, und beiden ſind in der Romanenwelt vorzüglich Lafontaine und Clauren an die Seite getreten. Der erſtere hat wie Iffland ſeine Zeit mit einem ſüßlichen Milchbrei, wie ein greinendes Wickelkind ſtillen zu müſſen geglaubt. Sie haben der lieben Natur, dem lieben Herzen, der lieben Familie alles Hohe und Große aufgeopfert. Ihre Helden ſind ein memmenhaftes, weibiſches Pygmäengeſchlecht, Jünglinge mit Mädchenwangen und Mädchenherzen, Männer in Schlafmützen, gut genug, die Kinder zu wiegen, aber kaum gut genug, ſie zu zeugen. Aus der Noth haben ſie eine Tugend gemacht und die Schwäche geprieſen, weil ſie nichts Großes kannten. Kotzebue und Clauren dagegen haben nicht blos an die Schwäche, ſondern auch an die Gemeinheit, das häßlichſte der Laſter, appellirt, und ſich mit Leib und Seele dem Pöbel ergeben, gleichviel ob dem vornehmen oder zerlumpten. Mit allen geheimen Lüſten und Laſtern ſteht die Muſe dieſer äſthetiſchen Demagogen in

einem geheimen Bunde und beſticht durch die Größe ihrer Unverſchämtheit und durch die Menge ihrer Mitſchuldigen.

Göthe ſpielte mit der noch vorhandnen Unſchuld des Jahrhunderts, wie ſein Fauſt mit Gretchen, Kotzebue aber behandelte ſie wie eine Kupplerin die Novize und konnte ſie nur beflecken, ohne ſie zu genießen. Was ſeiner ſchmutzigen Leidenſchaft unerreichbar war, das riß doch ſein Neid herunter.

Den ſentimentalen Beſchönigungen des modernen Lebens und ſeiner Schwächen, Mängel, Irrthümer und Laſter gegenüber hat ſich mit Nothwendigkeit eine ganz entgegengeſetzte Gattung von Poeſie bilden müſſen, die wir die humoriſtiſche zu nennen pflegen. Sie hält jener ſentimentalen Poeſie die Waage, denn wenn jene die Bejahung des modernen Lebens iſt, ſo iſt ſie die Verneinung deſſelben. Dort wird dieſes Leben geprieſen, hier wird es beklagt und verſpottet. Dort erſcheint es als das einzig Natürliche und Geziemende, hier als Unnatur und Verkehrtheit.

Der Humor iſt das Bewußtſeyn um die irdiſche Unvollkommenheit und ſeine äſthetiſche Wirkung das Tragikomiſche. Das Tragiſche des Humors geht aus dem ſchmerzlichen Gefühl hervor, daß wir ſelbſt mitten in der Unvollkommenheit leben, in die Schranken des Irdiſchen gebannt ſind, ſelbſt an den Krankheiten der Zeit leiden. Das Komiſche des Humors entſpringt aber aus dem Gefühl, daß wir zugleich auch über dieſer Unvollkommenheit und über dieſen Schran-

ken ſtehn. Beide Gefühle wechſeln oder durchdringen ſich beſtändig und ſind unzertrennlich von einander. Wir beklagen und verſpotten uns zugleich, unſre Luſt iſt unſer Schmerz.

Iſt der Menſch auf der höchſten Stufe der ihm möglichen Vollkommenheit, oder iſt er nur ſo glücklich befangen, daß er mit ſeinem, wenn auch beſchränkten, Zuſtande doch vollkommen zufrieden iſt, ſo kommt dieſer Humor gar nicht zum Vorſchein. Sobald aber ein Mißverhältniß zwiſchen des Menſchen Wunſch oder Ideal und ſeinem wirklichen Zuſtand eintritt, ſobald er etwas Höheres erkennt, das ſeine Kräfte nicht erreichen können, und ſobald er eben darum das Unvollkommene ſeines Zuſtandes und ſeines Vermögens einſieht, ſo äußert ſich dieſe Erkenntniß auch bald in der humoriſtiſchen Weiſe. Im Alterthum und im Mittelalter gab es in dieſem Sinn noch keinen Humor, weil damals die Völker in ihrer Beſchränkung zufrieden waren und über die Schranken nicht hinausblickten, weil ſie ganz in der Gegenwart, nicht wie wir auch im Sehnen nach der Zukunft lebten. Man verſpottete damals nur einzelne Mängel oder Laſter, nie das ganze Zeitalter. Man kannte daher auch nur das Komiſche, nicht das Tragikomiſche. Je ſchlechter die Zeiten wurden, deſto mehr regte ſich der Spott, ſo namentlich vor und während der Reformation, aber erſt in der neuen Zeit erhob ſich der Humor zur tragikomiſchen Selbſtändigkeit. In dieſer Art iſt er unſrer Zeit ausſchließlich eigen.

Darüber dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir alle Erſcheinungen dieſer Zeit überblicken. Nirgends finden wir etwas Harmoniſches, Zuverläſſiges, Dauerndes, Vollkommenes, überall nur Zerſtörung, Feindſchaft, Wechſel, Mängel, Irrthümer. Die Zerriſſenheit im Ganzen wiederholt ſich in jedem Einzelnen. Urſprünglich war der Verſtand dieſe zerreißende Kraft, aber eben derſelbe Verſtand tröſtet uns auch wieder und giebt uns mitten in der Verwirrung ein ſtolzes Bewußtſeyn. Daher wird der Humor beſtändig zwiſchen zwei Gefühlen ſchwebend erhalten. Er kann nie ganz in tragiſche Wehmuth verſinken, denn im komiſchen Frohſinn findet er immer wieder die freie Stelle, wo er über dem beängſtigenden Getümmel der Welt erhaben ſteht. Er kann aber auch nicht blos lachen, denn das, worüber er lacht, iſt ſein eigner Mangel.

Wir unterſcheiden die komiſche Poeſie, welche die Thorheiten und Laſter des modernen Lebens verſpottet, von der humoriſtiſchen, die dem Spott die tragiſche Wehmuth beigeſellt. In der erſten Art haben ſich eine große Menge Dichter verſucht. Reinecke Fuchs und Eulenſpiegel begannen den burlesken Zug in Deutſchland. Sebaſtian Brand, Fiſchart und viele andere geißelten alle die Narrheiten und Frevel, die den Anfang des modernen Lebens bezeichneten. Pater Abraham a Santa Clara iſt ſchon etwas tragikomiſch; ein ernſter, oft wehmüthiger Zug läßt ſich in allen ſeinen ſonſt ſo poſſenhaften Grimaſſen nicht verkennen. Später verſank man ſo ſehr in die Anbetung des

franzöſiſchen Geſchmacks, daß man auch nur nach deſſen Muſter, beſonders in ſatyriſchen Briefen oder komiſchen Heldengedichten zu ſpotten wagte, wie Zachariä. Dieſem Geſchmack huldigten zum Theil auch noch Thümmel und Wieland. Dann folgte die Anglomanie und Rabener copirte den Swift, Miller, Nicolai, Schummel den Sterne und Smollet. Seit Molliere und Hollberg kamen endlich auch gute Satyren auf die Bühne, und indem die komiſchen Romane abnahmen, vervielfältigten ſich die Luſtſpiele, welche Karrikaturen aller Art dem Leben entlehnten. Da indeß die Dichter ſelten frei genug waren, um die wahre Thorheit im wirklichen Leben zu erkennen, da ſie nur allzuhäufig ſelbſt in Thorheiten ſteckten, oder ſich von der Mode beherrſchen ließen, ſo war ihr Spott gewöhnlich ſehr zahm, und nicht ſelten ſogar ungerecht, wie man dies am beſten bei Kotzebue erkennen kann, welcher ſo ziemlich der Repräſentant dieſer ganzen Gattung iſt. Oft wurde die unbehülfliche Ehrlichkeit vom verſchmitzten Laſter, oft das Unglück vom Hochmuth, oft die Größe vom Neide, oft die Unſchuld vom Teufel verſpottet.

Unter allen Komikern, welche das moderne Leben verſpottet haben, ſteht Tieck oben an. Seine Satyren gegen die Thorheiten, welche die moderne Aufklärung hervorgerufen hat, greifen den Schaden bei der Wurzel an, und der Witz wird in demſelben Maaße beſſer, als er treffender iſt. Indeß ſind Tieck's Luſtſpiele eben ſo wenig für die Bühne berechnet, als

ſie überhaupt auf große Popularität Anſpruch machen können. Ein Theil des Publikums verſteht den Dichter gar nicht und der andre fühlt ſich von ihm beleidigt. Die Leute ſehn ihre Thorheit nicht eher ein, und lachen über ihre abgeſchmackten Moden nicht eher, als bis ſie dieſelben abgelegt haben, und wer den Spott anticipirt, kommt übel weg.

Der freie unintereſſirte Spott der Dichter ſteht im Allgemeinen hinter dem intereſſirten der wiſſenſchaftlichen und politiſchen Parteien zurück, eben weil nur die wenigſten Menſchen wirklich eine freie Stellung in unſrer Zeit behaupten, die meiſten zu irgend einer Partei gehören. Jede Partei greift die andre auch mit den Waffen des Spottes an, und da jetzt die Politik an der Tagesordnung iſt, ſo iſt auch der politiſche Spott der vorherrſchende. Wir beſitzen ſehr gute Satyren gegen unſre politiſchen Sünden und Gebrechen, gerade die beſten aber ſind dem gemeinen Verſtande zu hoch, oder werden von der Cenſur verpönt.

Die tragikomiſche oder eigentliche humoriſtiſche Poeſie unterſcheidet ſich von jenen blos komiſchen Spöttereien und Satyren durch die Beimiſchung ſentimentaler Wehmuth. Hippel verband zuerſt Schmerz und Spott, Weinen und Lachen. Der Heros des Humors aber war Jean Paul, der ewig einzige und unvergeßliche. Er iſt neben Göthe der größte Dichter in der modernen Gattung. Jean Paul und Göthe ſind die eigentlichen Dioskuren der modernen

Poeſie. Beide ſchildern das Leben, in dem ſie ſelber lebten, das moderne, aber nach zwei verſchiednen Anſchauungsweiſen. Göthe beliebäugelte, billigte, pries dieſes Leben und faßte daſſelbe in ſeiner Einheit als ein Ganzes auf; Jean Paul degegen ſah es humoriſtiſch halb mit Wehmuth, halb mit Spott an, und faßte es in ſeiner Zerriſſenheit, in dem unendlichen Widerſpruch auf, der durch daſſelbe hindurchgeht, und der eben unſre Zeit ſo ſehr von dem in ſich ſichern und befriedigten Mittelalter unterſcheidet. Auch darin ſtimmen beide Dichter überein, daß ſie ſo vielſeitig waren und gern ihre Perſönlichkeit vorwalten ließen, ſich ſelbſt gern zum Gegenſtand ihrer Darſtellung machten. Göthe war vielſeitig, weil es das Talent iſt, und ſtellte ſich in ſeinen Liebhabern und Helden gern ſelbſt dar, weil alle Virtuoſen ſich gern im Spiegel beſehn. Jean Paul war vielſeitig, weil die humoriſtiſche Weltanſicht durch alles hindurchdringt, und er zeichnete gern ſich ſelbſt, weil in der Selbſterkenntniß der Schlüſſel zu aller Menſchenkenntniß liegt, und weil er als echter Humoriſt die tragikomiſche Doppelnatur der Außenwelt nur die ſeines eignen Innern wiederſpiegeln ſah.

Dieſe Doppelnatur iſt das Unterſcheidende bei Jean Paul. Ihr erſtes Moment iſt die Senſibilität, die leidende Empfindung, die wieder doppelt theils zur tragiſchen Wehmuth und erhabenen Klage ſich ſteigert, theils in idylliſcher Empfindſamkeit und kindlicher Rührung ſich beſänftigt. Hierin ſpricht ſich ein

echt muſikaliſches Steigen und Fallen der Empfindung aus. Bald vernehmen wir bei Jean Paul die Klage und den tiefen Schmerz über die Schwäche der menſchlichen Natur, über das irdiſche Elend, über das Laſter und die Unnatur, beſonders der verderbten geſelligen Verhältniſſe, und er ſchildert jede Art des modernen Jammers und der modernen Verruchtheit mit den lebendigſten und wahrſten Farben und mit der innigſten Empfindung. Bald geht ſein heißer Schmerz in ſanfte Wehmuth über und er rettet ſein beleidigtes Zartgefühl in die Unſchuldswelt, welche dicht an der wilden Heerſtraße des Lebens noch immer ihre kleinen idylliſchen Gärten baut. Er ſchildert unverdorbene Seelen, Kinder, reine Menſchen, das Land- und Stillleben. Doch herrſcht auch in dieſen Schilderungen immer ein Zug entweder von Wehmuth, oder in der andern Richtung, von ſcherzender Ironie.

Das zweite Moment jener Doppelnatur iſt der Spott, der mehr männlicher Natur ſich über die Welt und den eignen Schmerz erhebt, und dieſelben Mängel und Laſter, die dem Dichter ſo wehmüthige Empfindungen aufgedrungen, mit den Waffen des Witzes thätig angreift. Auch in dieſem Spott unterſcheiden wir eine ſteigende und fallende Bewegung. Bald verſteigt ſich der Dichter bis zum bitterſten Sarkasmus, bis zu einer auf die Knochen brennenden Satyre, bald ſpielt er nur mit heitrer Ironie. Jener Sarkasmus iſt am häufigſten mit ſeinem tra-

giſchen Schmerz, dieſe Ironie am häufigſten mit ſeiner idylliſchen Empfindſamkeit gepaart.

Beide Momente durchdringen ſich faſt in allen Darſtellungen Jean Pauls dergeſtalt, daß er oft auf derſelben Seite die rührendſten Schilderungen mit den lächerlichſten wechſeln läßt. Man hat ihm dies zum Vorwurf gemacht, ohne zu bedenken, daß gerade hierin die Wahrheit des Humors und ſeine größte Wirkung beſteht. Scheidet man die Doppelnatur des Humors, ſo hört ſein Weſen auf. Im Humor durchdringen ſich die beiden Gegenſätze ſo innig, daß die Sprache nicht einmal im Stande iſt, dieſe innige Verbindung oder den ſchnellen Wechſel der Empfindungen treu genug auszudrücken.

Mit größerem Rechte macht man Jean Paul den Vorwurf, ſeine Darſtellung ſey da, wo ſie doch objectiv ſeyn ſolle, zu wenig objectiv, namentlich in der Wahrheit und Haltung ſeiner Charaktere. Es iſt nicht zu läugnen, daß mancher ſeiner Helden und Heldinnen, beſonders die ernſthaften und rührenden oder idealiſirten, und wieder beſonders im Titan, zu wenig innre Wahrheit und Natürlichkeit haben, zu auffallend blos gedichteten, nicht wirklichen Weſen ähnlich ſehn; aber auch hier kann man den Dichter entſchuldigen. Es lag nicht in ſeinem Plan und nicht im Weſen ſeiner Poeſie, Einheiten zu geben. Wo ſie bei ihm vorkommen, erſcheinen ſie nur als äußere Rahmen für die Fülle ſeiner Sentiments und Witze. Dieſe ſind die Hauptſache. Der Humor verfährt überall

analytiſch, und zerſetzt die gegebne Einheit des Lebens wie der Charaktere. Er dringt mit der Empfindung in die tiefſten Falten der feinſten Theile ein. Nur indem Jean Paul die äußere Haltung aufgiebt, kann er in ein pſychologiſches Detail eingehn, und wenn er wirklich ſeine Charaktere gehörig hätte abrunden und in die Anordnung ſeiner Romane mehr Symmetrie und Proportion bringen wollen, ſo würde er von ſeinem ſchönſten und reichſten Detail, von ſeinen Ausſchweifungen und Epiſoden gerade das beſte haben wegſchneiden müſſen. Überdem herrſcht im Humor die ſubjective Anſicht durchgängig vor, und es wäre einſeitig, zu den Schönheiten, welche ſie darbietet, noch andre zu verlangen, welche mit ihr im Widerſpruch ſtehn, und welche wir bei andern Dichtern ſuchen und finden können. Was man übrigens von der Fehlerhaftigkeit ſeiner allzu häufigen und gelehrten Metaphern geſagt hat, ſo kann man dieſelbe wohl zugeben, ohne ſich allzuſehr daran zu ſtoßen. Wir würden jedem gern ſeine Manier verzeihen, wenn er nur ein Jean Paul wäre, und ein Fehler des Reichthums iſt immer beſſer, als einer der Armuth.

Das Rühmlichſte, was wir Jean Paul nachſagen müſſen und was ihn mit den edelſten Männern der Nation in eine Reihe ſtellt, iſt der Adel ſeiner Geſinnung, ſeine reine Tugend, und das Feuer edler Leidenſchaft, der ethiſche Ingrimm gegen das Laſter, jene erhabenen Eigenſchaften des Charakters, die er vorzüglich mit Schiller getheilt hat. Auch Jean Paul

ſtellt wie Schiller überall die Unſchuld dem Laſter gegenüber, und das Recht dem Unrecht. Es iſt faſt kein Gebrechen der Zeit, das ſein Scharfblick nicht entdeckt, vor dem ſein liebevoller Sinn nicht freundlich gewarnt, oder das ſein geiſtreicher Spott nicht treffend gegeißelt hätte. Es iſt aber auch nichts Unſchuldiges und Schönes, und keine Tugend dieſer Zeit, die Jean Paul nicht erkannt und in rührenden Bildern zu Muſtern aufgeſtellt hätte. Er fand an allem die lichte und die dunkle Seite heraus, und es giebt wenige Zeitgenoſſen, die ihre Zeit ſo fein beobachtet und ſo richtig gewürdigt haben.

Manche finden dieſen liebenswürdigen Dichter zu weich und weiblich, und ärgern ſich an ſeinen zu häufigen Rührungen. Es iſt wahr, ſein weiches Herz ſchwärmt zuweilen, und ſeine Empfindung leidet nicht ſelten an übertriebner krankhafter Reizbarkeit; doch überläßt er ſich dieſer ſüßen Melancholie nur dann, wenn er ungeſtört für ſich empfindet, und ſie weicht einer tüchtigen männlichen Erhebung ſogleich, wenn ihn eine höhere Idee aufruft, zu belehren oder zu ſtrafen. Von Natur weich geſchaffen, wird er doch männlich ſtark durch jede fromme und ſittliche Idee, und dann fehlt ihm nie die Leidenſchaft der Tugend, die edle Zornesgluth und die rückſichtsloſe Wahrheitsliebe. Die ihm angeborne Sanftmuth aber erzeugt bei ihm eine Toleranz, wie ſie in unſrer Zeit ſehr ſelten geworden iſt, jene Duldung nämlich, die ohne indifferent zu ſeyn, doch über alle Parteiungen hin-

weg ſieht und das Gute überall anerkennt, wo es auch gefunden werden mag. In dieſer Duldung kommt Jean Paul dem großen Herder am meiſten gleich. Trotz ſeines unermeßlich reichen Witzes, mißbraucht Jean Paul dieſe gefährliche Waffe doch niemals, und ſeine Gewiſſenhaftigkeit iſt deßfalls nicht genug zu rühmen. Er iſt der friedfertigſte, loyalſte unter unſern Dichtern, und doch zugleich derjenige, der das unvergleichlich reichſte Arſenal von Witz und Dialektik für die Polemik beſaß. Von ihm, der alles hatte, um in dieſer Zeit der wahre advocatus diaboli zu ſeyn, müſſen wir ſagen, er war der ſanfteſte und unſchuldigſte unter allen unſern Dichtern. Keiner hätte ſolch ein Teufel ſeyn können, und keiner war ſo ein frommer kindlicher Engel, wie er.

Jean Paul's Poeſie war zu ſehr individuell, als daß ſie hätte können nachgeahmt werden. Anklänge hat man zwar überall vernommen, doch nur verſuchsweiſe oder durch irgend eine andre ausgezeichnete Individualität glücklich modificirt. Hoffmann, deſſen oben ſchon gedacht iſt, iſt ihm vielleicht am ähnlichſten, und doch wieder bedeutend von ihm verſchieden. Im Allgemeinen aber iſt der Humor durch Jean Paul zu weit größrem Anſehn gelangt, als früher, und wenn man ihn nur ſelten vorherrſchen läßt, ſo bedient man ſich doch ſeiner häufig als einer eigenthümlichen poetiſchen Farbe bei einzelnen Charakteren in Romanen und Dramen. —

Wir wollen zu den einzelnen Gattungen der Poeſie übergehn, und Lyra, Epos und Drama beſonders betrachten. Jede dieſer Gattungen hat bei uns geherrſcht, heute mehr die eine, morgen die andre; alle ſind nach allen möglichen Seiten ausgebildet worden, und ſelbſt nicht wenige einzelne Dichter haben ſie alle zugleich behandelt, am univerſellſten unter allen übrigen Göthe. Homer war nur Epiker, Anakreon und Pindar waren nur Lyriker, Äſchylos und Sophokles nur Dramatiker, unſre modernen Dichter ſind aber gern und leicht alles in allem. Woher dies komme, haben wir ſchon oben erörtert.

Man kann in unſrer neuern Poeſie einen Übergang vom Lyriſchen durchs Dramatiſche zum Epiſchen unterſcheiden, doch ohne dabei die Gränzen allzuſcharf zu ziehn. Anfangs hat unſtreitig die lyriſche Poeſie das Übergewicht gehabt. Die ſchleſiſche Schule, bis auf welche man zurückgehn muß, war vorzugsweiſe lyriſch, ſo nachher die Schule von Haller, Gleim, Utz, Hagedorn ꝛc., und die von Klopſtock, Voß, Stollberg ꝛc. Dann bemächtigte ſich der Deutſchen die Theaterwuth, und nach dem Vorgange Leſſing's begründeten Schiller und Göthe, Iffland und Kotzebue die dramatiſche Periode, ungefähr in derſelben Weiſe, wie auf die Arien, Symphonien und Oratorien in der Muſik die Opern, auf Bach und Händel Mozart folgte. Jetzt aber ſind wir vorzugsweiſe epiſch geworden in jener Sündfluth von Romanen, welche

die ſchöne Literatur gänzlich unter Waſſer zu ſetzen droht.

Dieſer Übergang iſt ſehr natürlich. Wenn man auch nicht behaupten darf, daß er der urſprünglich nothwendige Gang ſey, den die Poeſie jedes Volks, oder überhaupt des menſchlichen Geſchlechts nehmen müſſe, ſo iſt er doch für unſer Volk und unſre Zeit nothwendig geworden. Die Poeſie des Menſchengeſchlechts hat mit einer rein epiſchen Symbolik begonnen, und aus dieſer objectiven Weltpoeſie hat ſich allmählig erſt die ſubjective Lyrik entwickelt, ſo wie der Menſch ſelbſt immer freier und ſelbſtändiger geworden iſt. Jene älteſte Poeſie gieng aus einer harmoniſchen, gläubigen Weltanſicht hervor, die neue Poeſie der Deutſchen dagegen aus einer zerrißnen, völlig disharmoniſchen und ungläubigen Anſicht der Dinge. Dort gieng man vom Ganzen zum Einzelnen über, und von dem Äußern zum Innern, vom objectiven All zur ſubjectiven Perſönlichkeit. Das alte mythiſche Epos zerfiel in Dramen, und dieſe wieder in lyriſche Charaktere, wie aus der Theokratie die Heldenkämpfe, und aus dieſen die bürgerliche Freiheit hervorgieng. Äſchylos begann den Homer ins Drama zu überſetzen, und Anakreon löste wieder die lyriſchen Tiraden aus den Stücken des Euripides, wie Blüthen vom Baume los, und ließ ſie als lyriſche Blätter frei herumfliegen. Eben ſo löste ſich aus dem alten Tempelbau die Statue los und trat frei und ſtolz in die Mitte der heiligen Hallen, wie der Menſch

in die Mitte der Schöpfung, aus deren Schooß er ſich endlich losgerungen. Dies war der urſprüngliche, natürliche Gang aller menſchlichen, mithin auch der poetiſchen Entwicklung. Die neuere Poeſie nimmt aber den umgekehrten Gang. Sie iſt weſentlich eine Reſtauration und Reorganiſation aus völlig aufgelösten anarchiſchen Elementen. Jene älteſte Poeſie, immer mehr ſich zertheilend, zerſetzend löste ſich im römiſchen Zeitalter endlich völlig auf und gieng in fauligte Gährung über, bis nur dürre Knochen zurückblieben und auch dieſe zuletzt in Staub zerfielen. Da begann im chriſtlichen Mittelalter der erſte große Reorganiſationsproceß, und eine neue Poeſie ſchlug ihr großes Blüthenauge gegen den Himmel auf. Aber auch dieſe Blüthe welkte wieder, trug nur eine herbe Frucht in der didaktiſchen, ſpießbürgerlichen und ſatyriſchen Zeit kurz vor und nach der Reformation, ſchrumpfte vollends elend zuſammen und fiel in den Koth jener großen Heerſtraße, welche die Nachbarn im dreißigjährigen Kriege durch Deutſchland zogen. Zum zweitenmal aber reorganiſirte ſich die Welt, und in dieſer Periode leben wir jetzt. Bedenkt man nun, daß die neue Poeſie aus einer allgemeinen Auflösung ſich reorganiſiren mußte, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie nicht wie die Urpoeſie des Geſchlechts von einem Ganzen ausgehend ſich ins Einzelne verbreiten konnte, ſondern umgekehrt vom Einzelnen in concentriſcher Richtung wieder ein Ganzes ſuchen mußte. In einzelnen Menſchen mußte wieder ein poetiſches

Gefühl zu dämmern anfangen, wie im fauligen Schlamme das neue Leben in Infuſorien zu dämmern beginnt, und die erſten Dichterſchulen mußten ſich in der Empfindung, in einem dunklen Ahnen, in einem gewiſſen poetiſchen Mesmerismus zuſammenfinden, bevor ſie den höhern Sinn für alles Schöne entfalten könnten, wie die orgarniſirende Natur die Oberfläche des Lebermeers, worin die Keime künftiger Schöpfungen noch chaotiſch durcheinander gähren, zuerſt mit der Priſthleyſchen grünen Materie, mit breiweichen Waſſerpflanzen und Schaaren von reizbaren und phosphorescirenden Waſſerthieren bedeckt, bevor die höhern Organismen vielgeſtaltig an das Licht reifen. So ſehn wir jene lyriſchen Dichter von Opitz bis Voß, waſſerreich und doch lebendig ſich fühlend, und nicht wenig leuchtend in der alten Herennacht, die neue Entwicklung der Poeſie beginnen. Ihnen folgen dann bald höhere, freiere, edlere Geſtalten, und ein neues Paradies tritt ſonnenhell aus der Nacht und über dem kalten proſaiſchen Gewäſſer hervor. Was in der Lyra zuerſt ſich nur gefühlt, wird frei im Drama, und ordnet ſich harmoniſch zum Ganzen im Epos. Es liegt etwas Rührendes in den erſten leiſen Anfängen der jetzt ſo mächtig gewordnen Poeſie, wie etwa in der gleichzeitigen und eben ſo raſchen Entwicklung der bürgerlichen Freiheit in Nordamerika; und herzerhebend iſt der Gedanke, daß wir in einer Zeit des Blühens und Frühlings, nicht des Welkens leben, daß wir aufwärts, nicht nieder ſteigen. Mö-

gen wir uns über die Richtung nicht täuſchen, in der wir begriffen ſind. Der Winter liegt hinter uns, nicht vor uns. Sendet er uns noch Aprilſchauer und Maifröſte, ſie halten den großen Gang der Natur nicht auf. Welken die Wurzelblätter und fallen ab, die noch nicht aufgeſchoßne Krone wird deſto ſchöner ſich entfalten.

Gehn wir nun von der Lyrik aus, ſo müſſen wir derſelben, zufolgte des eben Geſagten, eine allgemeine Bedeutung für die Entwicklung unſrer Poeſie überhaupt zuerkennen, und ſie auch darnach, nicht blos nach ihrem beſondern, gleichſam ſpecifiſchen Werth und Gewicht beurtheilen. Wollten wir nur das letztere berückſichtigen, ſo würden wir die meiſten ältern Lyriker als unbeholfene Anfänger beſeitigen und ſie den meiſten neuern unbedingt nachſtellen müſſen. Sehn wir aber auf jene allgemeine Bedeutung, ſo erhalten auch die ſchlechtern Lyriker der erſten Periode einen Vorrang vor den meiſten weit beſſern der gegenwärtigen Zeit, und das Publikum iſt gerecht genug, dies anzuerkennen. Es achtet noch immer einen Opitz, Flemming, Haller, ſogar Gleim, Kleiſt, Hölty, obgleich die neueſte Lyrik ſie ſehr weit an äſthetiſchem Gehalt übertrifft. Man denkt doch immer, jene Leute haben das angefangen, was dieſe nun leicht und glücklich fortſetzen.

Die lyriſche Poeſie hat nicht nur das neue goldne Zeitalter begonnen, ſondern auch fortwährend darin einen vorzüglichen Rang behauptet. Ja die größten

unſrer neuern und neueſten Dichter waren zugleich Lyriker, vor allen Schiller und Göthe. Man darf behaupten, daß wir Deutſche mehr als irgend ein andres Volk von Natur ſchon lyriſch geſtimmt ſind. Man ſpricht immer vom deutſchen Herzen. Unſre Lyrik beſtätigt das Daſeyn dieſer überwiegenden Gemüthskraft. Schon die älteſten Denkmale der germaniſchen Vorzeit erwähnen unſrer Bardengeſänge, im Mittelalter blühte ganz Deutſchland in einem einzigen großen lyriſchen Frühling, und jetzt bringt wieder jedes Jahr viele tauſend Lieder. Eigentlich iſt der Faden der lyriſchen Poeſie in Deutſchland nie ganz abgeriſſen, wenn auch allerdings verdünnt worden. Wir waren immer Gefühlsmenſchen, und Lyrik iſt die erſte und einfachſte Sprache des Gefühls. Unſre lyriſchen Gedichte ſind gleichſam Zinſen eines unermeßlichen Capitals von Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, das uns unter allen Umſtänden treu geblieben iſt.

Lyrik iſt die Poeſie der Jugend, und die deutſche Jugend hat von jeher mehr als irgend eine andre geſchwärmt. Das Gefühl fließt über, und es iſt dieſen jungen Dichtern wahrſcheinlich mehr darum zu thun, zu ſingen, als gehört zu werden. Wie die Vögel im Frühjahr, zwitſchern ſie auf allen Zweigen und ſcheinen gar nicht zu wiſſen, daß ihrer ſo viele tauſende ſind und daß ſie doch immer nur das alte Lied ſingen. Es drängt ſie einmal, ihre Stimme hören zu laſſen, und die meiſten verſtummen wieder,

wenn der Frühling des Lebens vorüber iſt. Daher die ungeheure Maſſe von lyriſchen Dichtern und die Ähnlichkeit ihrer Lieder. Warum ſollten ſie auch die unſchuldige Freude nicht haben, blühen doch auch viele tauſend Blumen nebeneinander. Wenn ſie nur nicht alle auf Unſterblichkeit Anſpruch machen, ſo kann niemand etwas dagegen haben. Im Mittelalter war es auch ſchon ſo. Auch damals ſangen unzählige Dichter und über dieſelben Gegenſtände. Wir können die Minneſänger nicht einzeln betrachten, es war ein ganzes Volk.

Es iſt noch dieſelbe Gemüthskraft, die damals zum Geſange trieb, wie jetzt, nur ſcheint ſie damals mehr der Natur vertraut und geſunder geweſen zu ſeyn, jetzt iſt ſie mehr in Reflexionen verkümmert, und oft krankhaft. Die Begeiſternng wird, ſtatt aus der Natur, oft aus Büchern geholt, ſie iſt oft gelehrt, erkünſtelt, überfeinert. Doch im Allgemeinen ſchlägt immer wieder die geſunde Natur vor.

Die lyriſche Poeſie drückt allgemeine Stimmungen des Gefühls aus, oder Gefühle bei beſondern Gelegenheiten, die ſich jedoch mehr oder weniger immer auf einen herrſchenden Grundton im Gemüth zurückführen laſſen. Es giebt im Allgemeinen nur vier ſolche vorherrſchende Stimmungen des Gefühls, denen auch die Hauptarten der lyriſchen Gedichte entſprechen. Sie richten ſich nach den Temperamenten. Die ſanguiniſche Stimmung bringt die heitern, fröhlichen Lieder, die choleriſche die trotzigen, krie-

geriſchen, die melancholiſche die ſentimentalen, ſehnſüchtigen, klagenden, die phlegmatiſche die zufriednen, idylliſchen Lieder hervor. Der Gegenſtand der erſtern iſt vorzüglich Liebe, Luſt und Wein, der zweiten Vaterland, Ehre, Freiheit, Krieg, der dritten die klagende Liebe, Tugend, Religion, der letzten die Landſchaft, das Stillleben, die Familie. Der Form nach entſpricht der erſten vorzüglich das geſellige Lied, der zweiten die Ode und Dithyrambe, der dritten die Elegie und der Hymnus, der vierten die poetiſche Erzählung, die mahleriſche Schilderung.

Die ſanguiniſchen Lieder der Luſt und des frohen Genuſſes ſind auſſerordentlich zahlreich, aber ſie fallen gleich den Luſtſpielen allzuoft ins Süßliche, Sentimentale, oder ins Gemeine, wenn ich ſo ſagen darf, Gefräßige, oder ins Spielende bis zur Albernheit. Der eine Dichter, beſonders aus der Schule Gleim's, Mathiſſon's, Tiedge's ꝛc. erinnert ſich mitten in der Luſt an irgend eine langweilige Tugend, die ihn ſchulmeiſterlich zur Mäßigung nöthigt, oder citirt den Anakreon und Horaz und kokettirt mit einer in den Armen der Liebe oder beim Weinglas ſehr pedantiſchen Claſſicität. Der andre, beſonders aus der Schule von Voß, Bürger ꝛc. will den Volkston halten, und lobpreiſt die derbe Hausmannskoſt. Ein dritter endlich, beſonders aus der Schule von Göthe, will zart ſeyn und raffinirt und moraliſch dazu, und tändelt nur wie ein Caſtrat. Doch beſitzen wir ſehr vortreffliche einzelne Lieder

der Luſt und des Frohſinns, die zu bekannt ſind, als daß ich ſie hier erwähnen ſollte. Unter den neueſten Dichtern dieſer Gattung haben ſich Wilhelm Müller und Friedrich Rückert ehrenvoll ausgezeichnet. Der letztere beſitzt ein unermeßliches Talent für den Versbau und beſonders für die Harmonik deſſelben. Durch Alliterationen, Aſſonanzen und Reimen weiß er das geſammte Material der Sprache in Accorde zu faſſen und in der künſtlichſten Verſchlingung jedem Wort eine muſikaliſche Bedeutung zu geben. Doch ſagt dieſe Künſtlichkeit der einfachen Empfindung nicht immer zu, und eben ſo wenig die orientaliſche Fülle ſeiner Bilder. Er ſpricht mehr die ſpielende Phantaſie, als die Empfindung an, und darum iſt ihm auch die ſanguiniſche Weiſe vor allen die natürlichſte.

Die Liebeslieder der frohen ſanguiniſchen Art gelingen uns Deutſchen im Allgemeinen weit weniger, als den Italienern. Im Leiden und Klagen ſind wir ſtärker, als im Beſitz und Genuß. Schamhaft und genügſam wiſſen wir der Geliebten von fern zu huldigen, mit dem Geringſten beglückt zu ſcherzen, uns über die Sprödigkeit anmuthig zu tröſten, aber den Beſitz wiſſen wir nicht poetiſch genug zu würzen, er macht uns gleich proſaiſch. Die verſchmähte und die hoffende Liebe begeiſtert uns, die beglückte kühlt uns ab. Erſt ſchämen wir uns, das poetiſch zu uſurpiren, was nicht unſer iſt, dann ſchämen wir uns wieder, unſre Freude darüber laut werden zu laſſen,

Im vorigen Jahrhundert gab es auch eine große Menge didaktiſche, beſonders moraliſche Gedichte, die jedoch in dem jetzigen ſehr abgekommen ſind. Sie waren niemals von poetiſchem Werth, wenn ſie nicht wie die Lehrgedichte Schillers zugleich eine edle und große Leidenſchaft und Begeiſterung beurkundeten. Eben ſo haben jetzt die Fabeln abgenommen.

Im neuern Jahrhundert ſind dagegen die Romanzen häufiger geworden. Wir ſind aus der Theorie in die Erfahrung, aus dem philoſophiſchen Gebiet ins hiſtoriſche übergegangen und ſo ſuchen wir auch in der Poeſie lieber die Beiſpiele, als die Belehrungen. Unſre größten Dichter haben Romanzen gedichtet, und die Zahl der geringern Romanzendichtern iſt nicht zu berechnen. Gewiſſe ſehr beliebte Sagenſtoffe ſind zehn und zwanzigmal behandelt worden. Einer unſrer verdienteſten Romanzendichter iſt Guſtav Schwab. Andre Dichter haben übrigens auch die Romanzen, wie alles, ins Gemeine hinabgezogen. Alle Thorheiten unſrer modernen Romane, fade Galanterie, matte Grauſamkeit und ſchwächliche Reſignation haben den alten Rittern und Damen in neuen Romanzen aufgebürdet werden müſſen, und wir hören dabei nur das alterthümliche Versmaaß, wie das Echo von alten Burgtrümmern wiederhallen.

Die Volkslieder in beſondern Mundarten, wie die von Hebel, ſind nur als poetiſche Curioſa zu betrachten. Sie unterſcheiden ſich von echten alten Volks-

liedern dadurch, daß ſie nicht aus dem Volk hervor-gegangen, ſondern demſelben angedichtet worden ſind. Wie ſehr der Dichter ſich bemüht, ein Bauer zu ſcheinen, er bleibt doch immer nur ein Bauer aus der Theatergarderobe. Ich kann die Begeiſterung für Hebel's und ähnliche Gedichte nicht theilen, ſie widern mich vielmehr grade ſo an, wie die Schweizerinnen und Tyrolerinnen auf Redouten. Es iſt eine alberne Affectation ſogenannter Naivetät darin, die ſich in der Wirklichkeit ganz anders verhält. Merkt man nun gar, daß der Dichter ſeinen Bauern wieder den längſt verſauerten Milchbrei politiſcher Kindlichkeit einpappelt und ſie gleich einem Dorfſchulmeiſter bei der Ankunft hoher Herrſchaften zum Vivat einexercirt, ſo geht die Illuſion gänzlich verloren und man ſieht ſtatt der Natur nur ein theatraliſches Machwerk, wie die Götheſchen Feſtzüge und gewiſſe Wiener Vorſpiele.

Wir gehn zum Drama über. Wenn der Anfang unſres poetiſchen Zeitalters mehr lyriſche Gedichte hervorgebracht hat, und im gegenwärtigen Augenblick mehr Romane zum Vorſchein kommen, ſo iſt die Mitte zwiſchen beiden vorzüglich von Schauſpielen ausgefüllt. Die glänzende Zeit des Dramas iſt jetzt ſchon vorüber, wenigſtens unterbrochen, dagegen erlebt jetzt der Roman ſein goldnes Alter.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Schauſpiele faſt ausſchließlich der neuern Periode der deutſchen Poeſie angehören. Das Mittelalter war groß

im Epiſchen und Lyriſchen, von Dramen verlautet aber erſt am Ende deſſelben ein weniges. Unter allen Muſen ſind die dramatiſchen in Deutſchland am ſpäteſten eingewandert und haben ihren erſten Einzug wie in Griechenland auf dem Theſpiskarren gehalten. Alberne geiſtliche Feſtſpiele und weltliche Faſtnachtspoſſen waren die erſten ärmlichen Gaben derſelben. Jene geiſtlichen Dramen erlangten nie die ideale Ausbildung wie in Spanien, und dieſe weltlichen Burlesken entſtanden und verſchwanden mit dem Wohlſtand des dritten Standes und wurden nie, was ſie in England und Italien geworden ſind. Hans Sachs ließ ſeinem Zeitalter eine ganze dramatiſche Welt wie in einer magiſchen Laterne ſchnell vor den Augen vorüberzehn, aber die bleichen gedrängten Geſtalten verſchwanden in der Nacht des Zeitalters, in deren dicker Finſterniß Jeſuitismus, Orthodoxie und Hexenproceſſe eine allgemeine große Tragikomödie ſtatt aller andern aufführten.

Als Deutſchland ſich wieder erholte war Macht und Wohlbehagen vom Volk hinweg an die Höfe der Fürſten gezogen, und hier allein hatte man Geld und Langeweile genug, dem alterſchwachen Hofnarren Melpomenen und Thalien zu Gehülfinnen zu geben. Die vornehme Welt gieng aber damals in die franzöſiſch-italieniſche Schule und verſchrieb ſich von dort das Theater mit allem Zubehör. Doch hatte ſich zum Glück neben der Verzerrung des antiken Geſchmacks noch ein romantiſches Element erhalten, das ſich vor-

züglich in der Oper eine neue Bahn brach, und das franzöſiſche Luſtſpiel begann allmählig, luſtig genug zur Natur zurückzukehren. Endlich drang die Theaterluſt auch in die Städte, die noch einigen Wohlſtand aus dem Mittelalter ſich gerettet, oder zu neuer Blüthe ſich emporgearbeitet und vorzüglich die alten Hanſeſtädte, vor allem Hamburg, öffnete der Muſe Shakespeare's den Zutritt und machte das bisher nur höfiſche und ausländiſche Drama bürgerlich und volksthümlich. Was früher ſchon zum Theil erſtrebt worden, vollendete Leſſing, den man als den Begründer der neuen deutſchen Dramaturgie betrachten darf. Nicht nur, daß er als Kritiker den Geſchmack ſichtete, der Nation die beſten fremden Muſter vor Augen hielt und den Schauſpieldirektionen und dem Publikum ein allmächtiges Orakel wurde, auch als Dichter ſelbſt gab er das erſte Beiſpiel und ſtimmte das deutſche Drama auf den Ton, den es ſeitdem behalten hat. Emilia Galotti war das erſte deutſche Trauerſpiel, Minna von Barnhelm das erſte Luſtſpiel.

Seit Leſſing iſt durch Göthe, Schiller, Schröder, Jünger, Iffland, Kotzebue ꝛc. das deutſche Theater zum höchſten Flor gekommen, aber auch wieder tief herabgeſunken. Daher iſt ein zweiter Leſſing nöthig geworden, und Ludwig Tieck kämpft eben ſo ritterlich gegen die Entartung des Theaters, als Leſſing gegen die urſprüngliche Rohheit deſſelben kämpft. Jede dramatiſche Gattung iſt wieder ausgeartet, nach-

dem ſie eine Zeit lang zu einer bewunderungswürdigen Blüthe gelangt war. Das Trauerſpiel, das ſeinen Gipfelpunkt in Schiller erreicht hat, iſt zur Schickſalstragödie hinabgeſunken. Das Luſtſpiel, durch Kotzebue wenn nicht zur Vollkommenheit, doch zur höchſten Popularität geſteigert, iſt wieder nach Frankreich abgeirrt und ahmet nur noch franzöſiſche kleine Intriguenſtücke und Vaudevilles nach. Auch die Rührſpiele, früher durch Iffland zu einer wahren Nationalangelegenheit der Deutſchen gemacht, haben den Weg nach Frankreich genommen und ahmen die grauſamen Melodramen und Delinquentenſtücke der Pariſer nach. Sogar die Oper iſt ſeit Mozart wieder verfallen und theilt alle die Gebrechen, denen alles Dramatiſche jetzt unterliegt. Die Tragiker ſuchen mit erſchöpfter Kraft Originalität zu forciren; die Komiker aber, die alles, ſelbſt ihren Ruhm leichter nehmen, begnügen ſich von Alten und Fremden zu borgen, zu flicken und die guten Gedanken andrer nur ein wenig zu moderniſiren. Je mehr aber der Geiſt aus dem Drama gewichen iſt, deſto unverſchämter hat das Sinnliche darin ſich vorgedrängt. Wie überhaupt auf den Theatern mehr die Ballette und großen Prachtopern und Schauſtücke mit allem Glanz der Dekorationen und Maſchinen vorherrſchen, ſo ſtrebt auch wieder der Dichter ſeinen einzelnen Producten ſo viel als möglich äußern Glanz zu verleihen, um ihnen den Theatereffect zu ſichern.

Die Trauerſpiele dürfen wir in langweilige, pompöſe und gräßliche eintheilen. Langweilig ſind alle die philoſophiſchen und politiſchen Moralitätsſtücke, worin man in wäſſrigen Jamben Schiller und Alfieri nachahmt. Langweilig ſind auch die meiſten feinen Trauerſpiele, dergleichen nach Göthe's Taſſo zuweilen noch einige, gleichſam ehrenthalber, producirt werden. Ihre Langweiligkeit beſteht darin, daß ſie untheatraliſch ſind, keine Handlung, nur lange Monologe und Dialoge enthalten, und zwanzigmal abgedroſchene moraliſche Sentenzen immer wieder abdreſchen. Überſchwengliche Tugend und ſtoiſcher Heldenmuth iſt der gewöhnliche Gegenſtand dieſer Trauerſpiele. Aber Leſſing ſagt ſchon: «alles Stoiſche iſt untheatraliſch!» und hat Recht. Die liberale Partei ſucht in Deutſchland wie in Frankreich, die politiſchen Ideale, die ſie ſelbſt im Leben nicht verwirklichen kann, wenigſtens über die Bühne ſchreiten zu laſſen, und legt den Helden deßfalls ihr ganzes Syſtem mit allen ihren Phraſen in den Mund. So erhalten wir Helden, die eben ſo übermenſchlich ſind, als ihr Syſtem, perſonificirte Conſequenzen, Menſchen, die mehr Ideen, als Menſchen ſind.

Wenn ſich die politiſche ecclesia pressa dergeſtalt ein wenig Luft macht, ſo läßt man es gern hingehn, aber wenn halbofficielle Speichellecker die Bühne wie die Zeitungen lenken wollen und ihre ſtets knarrende Windfahne auf den Tempel der Melpomene pflanzen, ſo hat man ein Recht, ſich ein wenig zu ärgern.

Nichts iſt verächtlicher, als ein Theaterheld, der die politiſchen Windbeuteleien der Wirklichkeit nachäfft. Dieſe ſelbſt ſind weniger verächtlich, weil die Wirklichkeit durchaus kein ſo liberales Land iſt, als die Theaterwelt. Man ſucht auf dem Theater etwas andres, und iſt nicht zufrieden, wenn man dort nur wieder hört, was man am Morgen in der Zeitung geleſen.

Die pompöſen Trauerſpiele und romantiſchen Schauſpiele mit Pferden, militairiſchen Aufzügen, überladnen Dekorationen, antiquariſch abgemeſſnen Trachten ꝛc., dieſe eigentlichen Schauſtücke, wobei man nur zu ſchauen, nicht zu denken hat, ſind vorzüglich in der Periode Napoleon's aufgekommen und entſprechen zunächſt der Liebhaberei an militairiſchen Paraden. Jetzt werden ſie durch die Liebhaberei an Walter Scott's Romanen aufrecht erhalten und der Geſchmack daran ſchweift immer mehr aus. Schon hat man angefangen, Walter Scott ſelbſt auf die Bühne zu bringen und wahrſcheinlich wird es noch öfter geſchehen. Man braucht ja nur die ſo reich dekorirten und drappirten Schilderungen in ſeinen Romanen in tableaux vivans zu verwandeln, um alle Sinne, wenn auch nicht das Herz zu befriedigen. Wo der Haushalt der Theater zu ſo vieler Pracht nicht hinreicht, muß das Neue und Sonderbare die Pracht erſetzen. Man befriedigt die Schauluſt durch Curioſitäten, durch Mädchen in Uniform, durch den Hund des Aubry, durch den Bär und Baſſa, durch

den Affen Joko. Da ſich die Ballette am meiſten für dergleichen eignen, ſo herrſchen ſie auch ungebührlich vor und verdrängen die beſſern Schauſpiele. In dieſer ſinnlichen Richtung ſinkt das Theater am tiefſten hinab und entfernt ſich am weiteſten von ſeinem eigentlichen Zweck. Es ſucht entweder nur noch eine maleriſche Wirkung hervorzubringen, oder gar nur die Wirkung von Gauklereien, Seiltänzereien, Menagerien ꝛc.

Die gräßlichen Schickſalsſtücke haben wir ſchon oben beleuchtet. Sie reihen ſich jenen Curioſitätsſtücken würdig an, indem ſie die Beſtialität nur in die Menſchheit hinüberpflanzen. Von den eigentlichen Schickſalsſtücken weichen die Delinquentenſtücke, die man von Frankreich borgt, zwar in der Tendenz, aber nicht in der Wirkung ab. Sie wollen bei dem Zuſchauer theils haarſträubendes Entſetzen, theils die Wolluſt der Grauſamkeit wecken. Auch hier iſt grobe Sinnlichkeit mit im Spiel. Sie ſchmeicheln keinem andern Sinn, als dem, welcher ſich an Martern, an Hinrichtungen weidet. Gräßliche Verbrechen, und Mord aller Art iſt ihr beſtändiger Gegenſtand. Es iſt auffallend, wie nach einer ſo ſanften, ſüßlich milden, ſentimentalen Periode ſowohl die Franzoſen als uns plötzlich dieſe Grauſamkeit, dieſer Blutdurſt beſchlichen. Offenbar hat der Haß, der in der Revolution geſäet worden, und die Gewohnheit des Kriegs dieſe Veränderung in den Neigungen hervorgebracht. Den Franzoſen iſt ſie natürlicher, wir dürfen uns

vor dieſer gefährlichen Wolluſt aber wohl in Acht nehmen.

Die Luſtſpiele ſind in Deutſchland noch gar nicht recht gediehen. Die witzigſten, und die am meiſten zum lachen reizen, ſind nicht für die Bühne geſchrieben. Die populärſten, die auf die Bretter kommen und den lauteſten Beifall finden, ſind gewöhnlich etwas gemein. Nur Dichter, die wie Tieck der Bühne ſelbſt entſagen, dürfen dem Luſtſpiel seine ganze unbändige Freiheit laſſen, auf der Bühne ſelbſt iſt man ziemlich zahm und höflich. Tolle Poſſen und Satyren werden dort nicht geduldet, außer wenn ſie gemein und bäuriſch ſind, wie Rochus Pumpernickel und der Ritter Tulipan. Geiſtreiche feinerere Poſſen mit Anwendung auf die Legion von Lächerlichkeiten in unſerm öffentlichen Leben, Komödien in der Manier des Ariſtophanes wären etwas Unerhörtes. Man bringt nur die kleinen Thorheiten einzelner Stände und Individuen auf die Bühne, und iſt ehrlich oder dumm genug, die Kleinſtädter immer nur in kleinen Städten zu ſuchen. Auch glaubt man nicht luſtig ſeyn zu können, wenn nicht irgend ein ſentimentales liebendes Paar oder ein rührender Familienzirkel dabei iſt. Die lächerlichen Perſonen ſind gewöhnlich nur Nebenperſonen. Der Kreis, in dem ſich die Intrigue dreht, iſt nur ein Familienkreis. So lange man den Komiker nicht zur Hauptperſon macht und jenen Kreis nicht auf das große öffentliche Leben aus-

dehnt, wird das Luſtſpiel ſtets beſchränkt und klein-lich bleiben.

Die Bühne läßt uns im Weſentlichen zweierlei Gattungen von Luſtſpielen ſehn, die ſogenannten hohen und feinen und die niedern und gemeinen. Jene ſind für die vornehme Welt und ſpielen in der vornehmen Welt. Sie ſind gewöhnlich etwas langweilig und nie ſo gewandt und fein als die franzöſiſchen derſelben Gattung. Der Scherz wird hier immer durch die Rückſicht auf Höflichkeit und Etikette gemäßigt und gewöhnlich an die Bedienten, Soubretten und einige alte Karrikaturen gewieſen. Auch geſtattet die deutſche Moral keine großen Freiheiten und ſtatt liebenswürdigen Leichtſinnes ſehn wir an den vornehmen Herren und Damen im Vordergrunde gewöhnlich nur ſteife Förmlichkeit. Von einer Freiheit, wie ſie in Beaumarchais Figaro herrſcht, iſt bei uns gar die Rede nicht.

Weit beſſer ſind die gemeinen Luſtſpiele für die gemeine Welt. Sie ſind derb, oft unſittlich, aber wenigſtens luſtig und von raſcherem Gange. Sie halten ſich auch mehr an die Natur und haben ein weit reicheres Feld von Karrikaturen vor ſich, als jene vornehmen Luſtſpiele. In dieſer Gattung hat vorzüglich Kotzebue das Zwerchfell der Deutſchen zu erſchüttern gewußt. Merkwürdig iſt bei faſt allen dieſen Luſtſpielen der Umſtand, daß das Lächerliche faſt immer mit dem Altmodiſchen identificirt wird. Es giebt wenig deutſche Luſtſpiele, worin nicht irgend

eine Karrikatur die altmodiſche Tracht, Perücke, Zopf und Haarbeutel trüge. Die Verſpottung des Alten iſt gewiſſermaßen zum Syſtem erhoben worden. Wenn man ſich aber in dieſem Spott gewiß ſchon hinlänglich erſchöpft hat, thäte man beſſer, die Thorheiten der Gegenwart ſchärfer ins Auge zu faſſen.

In der jüngſten Zeit iſt das Luſtſpiel ſehr herabgeſunken. Kleine Stücke von einem Act, meiſt den Pariſern abgeborgt, haben die größern einheimiſchen mehr als billig verdrängt. Sey es, daß man die Kürze und den Wechſel überhaupt lieb gewonnen hat, oder daß die Ballette und kleinen Opern Vor-, Zwiſchen- und Nachſpiele nöthiger gemacht haben, man ſieht auf den Bühnen unverhältnißmäßig mehr kleine Stücke, als große, und auch im Buchhandel erſcheinen mehr Sammlungen kleiner Luſtſpiele, als einzelne große. Dieſe dramatiſchen Kleinigkeiten ſind faſt immer nur Fabrikwaare der Pariſer und äußerſt geiſtlos, oder wenn ſie geiſtreich ſind, ſo bezieht ſich ihr Witz auf örtliche Verhältniſſe, welche dieſſeits des Rheins keine Anwendung mehr finden.

Die R ü h r ſ p i e l e können wir als beſondre Gattung kaum unterſcheiden, da ſie größtentheils Luſtſpiele heißen und in den meiſten eigentlichen Luſtſpielen auch etwas Rührendes vorkommt. Diderot führte dieſe rührende Manier ein und wirkte damit mehr auf die Deutſchen, als auf ſeine eignen Landsleute. Iffland war der Heros des Rühr- und Thränenſpiels, doch hat auch Kotzebue dafür das Seinige

reichlich gethan. Dieſe Stücke bilden eigentlich eine Mittelgattung zwiſchen Trauer- und Luſtſpielen. Sie beginnen wie ein Trauerſpiel und enden wie ein Luſtſpiel. Der Held oder die Heldin wird eine Weile geängſtigt und dann endet doch alles nach Wunſch. Früher herrſchte darin mehr Empfindſamkeit und man ſuchte dem Publikum nur weiche Thränen zu entlocken, jetzt herrſcht darin mehr Grauſamkeit und man ſucht durch Grauſen und Schrecken und den darauf folgenden fröhlichen Ausgang lebhafte Contraſte in den Empfindungen hervorzubringen. Die ſanfte Rührung iſt indeß hier immer beſſer am Platz, als der Schrecken, den man nie unnütz mißbrauchen ſoll. Es iſt eine wahre Barbarei, erſt die Grauſamkeit auf den höchſten Gipfel ſteigen zu laſſen, um ſich recht an ihrer Wolluſt zu letzen, und dann wieder die Wolluſt der Gnade und Verſöhnung damit abwechſeln zu laſſen. Man will den Genuß eines Türken und Cannibalen mit dem eines guten Chriſten und Menſchenfreundes paaren. Bald bringt man in das rührende Melodrama einen falſchen allzutragiſchen Ton und mißbraucht das Entſetzliche, bald bringt man in das echte Trauerſpiel einen falſchen allzumilden Ton und mißbraucht das Mitleid. Man ſcheut ſich ſogar nicht, die beſten tragiſchen Stoffe deßfalls umzuarbeiten und da wo der Tod und die Strafe als nothwendiger Schluß des tragiſchen Ganzen eintreten ſoll, plötzlich Gnade und eine Hochzeit eintreten zu laſſen.

Endlich müſſen wir auf das Epos übergehn. Die epiſche Poeſie iſt in der Form des Romans jetzt offenbar die herrſchende geworden. Das Epos in Verſen erſcheint dagegen nur noch als eine verkrüppelte Nachgeburt früherer Zeiten. Unſre mittelalterlichen Vorfahren waren unübertrefflich groß im Heldengedicht. Ihre Werke jedoch, ſo ähnlich den alten Domen, wurden lange Zeit verkannt, wie dieſe. Als die Deutſchen wieder anfiengen, poetiſch zu werden, ahmten ſie nur fremde Muſter nach, die Alten und die Franzoſen, dann auch Italiener und Engländer. Wie in der Baukunſt machte ſich auch im Epos ein gewiſſer jeſuitiſch-franzöſiſcher Hofgeſchmack geltend, worin die heidniſchen Götter und chriſtlichen Heiligen in buntſcheckigen Allegorien und neumodiſchen Friſuren den Triumphwagen Ludwigs des Vierzehnten und ſeinesgleichen ziehn mußten. Nach Deutſchland wurde die epiſche Muſe durch Voltaire verpflanzt, deſſen Henriade Schönaich in eine Hermaniade überſetzte. Da die Deutſchen indeß, wenn ſie einmal bei fremden Muſtern ſtehn, ſich immer inſtinktartig die beſſern wählen, ſo giengen unſre epiſchen Dichter auch bald von Voltaire auf Milton, Arioſto, Taſſo, Virgil und Homer über. Klopſtock borgte dem geiſtesverwandten Engländer die chriſtlich-myſtiſche Idee, und von Homer die rührende Einfalt und die äußre Form. Dieſe Form ſuchte Voß in ſeiner Louiſe noch treuer zu copiren. Sobald aber Herder wie mit einem Zauberſchlag die Poeſie aller Völker und die

frühere unſres eignen Volks rings um uns hergeſtellt und Welten über Welten entdeckt hatte, griffen die Dichter auch bald nach allen möglichen epiſchen Formen und ahmten ſie in bunter Vermiſchung nach, vor allen Fouqué und Ernſt Schulze.

Man kann nicht läugnen, daß unſre neuere und neueſte epiſche Literatur an unzähligen Schönheiten überreich iſt, doch beſteht die ganze Ausbeute derſelben durchgängig nur in ſolchen einzelnen Schönheiten. Ein vollkommen genügendes Ganze hat kein Dichter mehr zu Stande gebracht. Allen insgeſammt ſchadet der Umſtand, daß es Nachahmungen ſind, ſey es nun mehr der Sache nach, oder der Form. Man kann das Gedicht nicht mehr aus der Natur, nur wieder aus einem Gedicht entlehnen. Daher ſind ſolche Dichter, wie nach Leonardo da Vincis Ausdrücke, die Maler, welche nicht nach der Natur, ſondern nach der Manier einer Schule malen, nicht Söhne, ſondern nur Enkel der Muſe. Jene alten Dichter ſchilderten ihr Volk, ihre Zeit. Wie lächerlich iſt es aber, wenn ein moderner deutſcher Dichter die Muſe Homer's anruft, und von ſeiner Leier ſpricht, oder in Oſſian's Telyn zu greifen vorgiebt. Wie eckelhaft iſt der Gedanke, daß ein Dichter, der möglicherweiſe ſo eben Kaffee getrunken hat und Tabak raucht oder ſchnupft, ſich erdreuſtet, den Leſern vorzuſpiegeln, er ſey ganz und gar, mit Haut und Haar unter die alten Griechen oder unter die Ritter des Mittelalters gefahren. Sie würden ſich ſchön

wundern, dieſe Hektor's und Achille, dieſe Roland's und Tancred's wenn ſie ſähen, wie in dem « tintenklerenden Seculum » die Mäuſe in ihren Helmen niſten. Und die alten Dichter ſelbſt, was würden ſie zu ihren modernen Nebenbuhlern ſagen? Sie würden glauben müſſen, mit ihnen ſey alle Poeſie von der Erde verſchwunden, wenn ihnen dieſe gute Erde nicht noch immer von Zeit zu Zeit einen Shakeſpeare oder Schiller nach Elyſium nachſchickte. Wenn es vielleicht nur lächerlich iſt, nach einer Ilias, nach einem Orlando Furioſo noch hundert und aber hundert Copien zuzuſchneiden, ſo iſt es dagegen völlig abgeſchmackt, ja verderblich, willkürlich die Formen der Alten auf moderne, unpaſſende Gegenſtände anzuwenden, oder gar die verſchiedenſten Formen in einen bunten Schleim durcheinander zu kneten, wie Ernſt Schulze in ſeiner Cecilie.

Suchen wir ein echtes, vollkommenes, unſrer Zeit ganz eigenthümliches Epos, ſo werden wir es wohl nur im Romane finden. In frühern Zeiten erſchien der Roman ſo zurückgedrängt und krüppelhaft, als es in der unſern das Heldengedicht iſt. Der ganze Unterſchied zwiſchen Roman und Heldengedicht iſt derjenige der Zeiten und ihres Charakters. Die Helden und Schickſale der Alten ließen ſich beſingen, die unſrigen laſſen ſich nur noch beſchreiben. Unſtreitig übt unſer alles umfaſſender, alles durchdringender Weltverſtand den größten Einfluß, wie auf alle Erſcheinungen des neuern Culturzuſtandes, ſo auch

auf die ungeheure Maſſe der Romane. Folgte die Poeſie im griechiſchen Alterthum der ſinnlich-plaſtiſchen Richtung, und im chriſtlichen Mittelalter dem einen geraden ſtarken Strome der Gemüthskraft, ſo folgt ſie jetzt nur dem Verſtande nach allen Seiten und in alle Tiefen der Weltbetrachtung. Sie geht gleichſam hinter dem Verſtande her, um alles zu genießen, was er entdeckt. Sie muß ſich aber demzufolge von allen alten ſtrengen Formen loswinden, und die allerfreieſte Form wählen, und dieſe hat ſie vollkommen im Roman gefunden. Es giebt keine freiere poetiſche Form, als die des Romans, wie es keinen freiern poetiſchen Geiſt giebt, als den des Romans, und wie überhaupt der Geiſt in unſrem Zeitalter nach Freiheit ſtrebt.

Was das griechiſche Alterthum dichtete, gieng gleichſam zuvor durch das Medium des Sinnlichen. Es war plaſtiſch geformt, bevor es in das Gedicht übergieng. Was das Mittelalter dichtete, gieng durch das Medium des Gemüths, der Begeiſterung und Leidenſchaft. Es war gefühlt, bevor es zum Worte wurde, bevor die Himmelsgluth im Schall und Rauch des Namens ſich niederſchlug. Was aber wir dichten, geht durch das Medium des Verſtandes, der Betrachtung, Beurtheilung und Überlegung. Das iſt das Charakteriſtiſche unſrer Poeſie, und ganz vorzüglich unſres Romans, in welchem dieſe Poeſie ihre eigentliche Heimath gefunden hat. Auch das unſichtbare Wort mußte bei den Griechen den Sinnen

ſchmeicheln, im Mittelalter aber das Herz im tiefen Grunde bewegen, bei uns muß es dem Verſtand ſchmeicheln. Die Griechen überſetzten die ſchöne Natur, das Mittelalter den Glauben, wir überſetzen unſre Wiſſenſchaft in die Poeſie. In nichts andrem beſteht das Weſen unſres Romans. Die griechiſche Weltanſicht war eine ſinnliche, die mittelalterliche eine fromme, die unſrige iſt eine verſtändige. Die Poeſie hat ſich immer dieſen allgemeinen Weltanſichten verſchiedner Zeitalter angeſchloſſen, warum ſollte es die unſrige nicht auch?

Die verſtändige Anſicht der Dinge iſt immer eine epiſche, denn ſie ſtellt ſich am freieſten der Objectenwelt gegenüber. Darum ſagt ihr die epiſche Form auch am meiſten zu, und vorzüglich der Roman, weil dieſer die freieſte epiſche Form iſt.

Die noch immer friſch quellende Gemüthskraft in unſrer Nation findet auch noch immer ihren unmittelbaren Ablauf in der Lyrik und im Drama. Der immer mehr alles überflügelnde Verſtand reißt aber doch die meiſten Dichter in die Romane fort, und wie mehrere unſrer vorzüglichſten Dichter in der Jugend Lieder geſungen, in der vollen Manneskraft Schauſpiele gedichtet und bei herannahendem Alter Romane geſchrieben, ſo zeigt ſich auch in der Maſſe des Dichtervolks ein ähnlicher Stufengang. Die Romanſchreiber nehmen reißend überhand, wie vor dreißig Jahren die Schauſpieldichter, und vor ſechzig Jahren die Lyriker.

Die verſtändige Weltbetrachtung des Romans geht von einem Standpunkt aus, der ſich außerhalb des Betrachteten und über demſelben befindet. Daher einerſeits die reine Objectivität, die treue Spiegelung, andrerſeits die Ironie des Romans.

Den Übergang von der mehr lyriſchen und dramatiſchen Stimmung unſrer Zeit bezeichnen zwar eine Menge Romane, in denen die ſubjective Empfindung des Dichters noch auf lyriſche Weiſe vorwaltet, beſonders die eigentlichen Liebesromane des vorigen Jahrhunderts, der Roman iſt aber fortſchreitend immer objectiver geworden, und das neue Jahrhundert ſpiegelt in ſeinen Romanen weit weniger mehr das Herz in Liebesgeſchichten, als den Weltgeiſt in den hiſtoriſchen Romanen. Zwiſchen beiden ſteht der pſychologiſche und philoſophiſche Roman in der Mitte. Er macht den Übergang von der Herzensergießung zur Zergliederung des Herzens. Er ſtrömt nicht mehr blos Empfindungen aus, ſondern er analyſirt und vergleicht ſie, und ſtellt ſie ganz unter die Herrſchaft des ruhig betrachtenden Verſtandes. Es iſt dies, wenn man ein Beiſpiel haben will, der Übergang von Göthe's Werther zu deſſen Wahlverwandtſchaften. Der pſychologiſche Roman geht aber wieder in den philoſophiſchen über, der den betrachtenden Verſtand über die Gränzlinie der Liebe hinausführt und alle Reiche des Wiſſens für den poetiſchen Geſchmack anzubauen ſucht, nachdem ſie vom Scharfſinn entdeckt und erobert worden. Hier geräth

der Roman ins Überſchwengliche und fällt an den äußerſten Gränzen der poetiſchen Darſtellung unpoetiſcher Gegenſtände entweder ins Waſſer des Lehrgedichts, oder kehrt aus den luftigen Räumen der Philoſophie auf den feſten Boden der Wirklichkeit zurück, und hier findet er einen eben ſo freien und ſichern, als unermeßlichen Spielraum in der Geſchichte. Die Geſchichte bereitet dem Dichter die Ideen und Begriffe der Philoſophie ſchon auf eine poetiſche Weiſe zu. Sie verkörpert ihm die Philoſophie, und wenn die Philophie im Grunde genommen nichts weiter iſt, als die Abſtraction von den in Natur und Geſchichte gegebnen Thatſachen, ſo thut die Poeſie ſehr wohl daran, ihren Gegenſtand aus der erſten Hand zu nehmen.

Wir wollen dieſe Hauptgattungen unſrer Romane nun nach der Reihe näher betrachten. Zuerſt den eigentlichen Liebesroman, den lyriſchen. Er iſt der älteſte, und hängt ſowohl mit den lyriſchen Anfängen der neuen deutſchen Poeſie überhaupt, als auch mit den franzöſiſch=italieniſchen Muſtern zuſammen, denen damals noch die deutſchen Dichter folgten. Selbſt Wieland und Göthe ſind vom Einfluß des Boccaccio, Voltaire und Rouſſeau noch nicht frei, und der ganze Geſchmack an Liebesromanen läßt ſich auf einen noch ältern Urſprung im Mittelalter zurückführen. Der Triſtan iſt die heilige, reine Quelle des gewaltigen, nachher ſo trüb und breit im Sande verlaufenen Stromes.

Wir finden verſchiedne Gattungen von Liebesromanen. Die Liebe wird entweder ſentimental, oder ſchon ironiſch behandelt. Im letztern Fall geht ſie auch ins blos ſinnliche Gebiet über. Sie iſt ferner entweder heroiſch, oder idylliſch. Endlich iſt ſie mehr romantiſch an ein getrenntes und gemeiniglich unglückliches Paar oder an das Familienweſen gebunden.

Die echte heroiſche Liebe, wie frühere Zeiten ſie in Triſtan und Yſolde, Cervantes in Perſiles und Sigismunde, Shakeſpeare in Romeo und Julie geſchildert, iſt zwar in Schiller's und Tieck's Schauſpielen wunderbar, herrlich wieder erwacht, aber die Proſa der Romane hat ſich ſo hoch nicht verſtiegen. In den Romanen nahm die Liebe einen weinerlichen und weichlichen Ausdruck an. Schwächlichkeit war ihr Charakter, und in deren Gefolge verſteckte Sinnlichkeit und kokette Dezenz und Tugend. Die Helden dieſer Liebe, Werther an der Spitze, dann Siegwart und das ganze Gewimmel von liebenswürdigen Jünglingen bei Lafontaine, ſie alle waren Schwächlinge, und erwecken zwar Mitleid, aber auch eine gewiſſe Geringſchätzung. Manneswerth ſoll überall gelten, und nichts iſt wohl eine ſo gute Feuerprobe für ihn, als Liebe. Jene weibiſchen Liebhaber erproben aber dieſen Werth ſehr ſchlecht. Sie ſind ohne Kraft, und ihre Liebe ſelbſt macht ſie nur verächtlicher, weil ſie ohne Ehre iſt. Chateaubriand läßt einmal Chimenen zum Cid die tiefſinnigen Worte ſagen: nicht eher glaub' ich, Rodrigo, daß du mich liebſt,

bis du zeigſt, daß du die Liebe der Ehre opfern kannſt. Die Ehre iſt beim Manne, was die Keuſchheit beim Weibe. Beide ſind die Grazie der Liebe, ſie ſind noch mehr. Ohne ſie iſt die Liebe nicht echt und wirklich, weil ſchwache Männer und unkeuſche Weiber nur buhlen oder Liebe heucheln können. Der Heroismus der modernen Schwächlinge beſteht im weibiſchen verächtlichen Selbſtmord, wie bei Werther, oder im kläglichen Weinen, wie bei Siegwart, oder im conventionellen Entſagen, in der lauen Reſignation, wie bei Lafontaine. Dieſe Helden nennt ſchon Leſſing in einem Briefe an Eſchenburg, wo er von Werther's Leiden ſpricht, «kleingroße, verächtlichſchätzbare Originale.» Man kann ſie nicht treffender bezeichnen.

Jeder Mann, dem das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt, wird einen gewiſſen Eckel und eine tiefe Verachtung nicht unterdrücken können, wenn er Liebesgeſchichten dieſer Art aus der Hand legt. Unter dem andern Geſchlecht aber können nur unerfahrne, krankhaft ſehnſüchtige Mädchen und kokette oder empfindſam tändelnde Weiber an dergleichen Liebhabern im Leben oder in Büchern Gefallen finden. Ich will nicht ſagen, daß die Moral ſich dagegen empören ſoll. Man verſteht unter der Moral leider ſeit geraumer Zeit nur jenes Surrogat, das dieſelbe kraftloſe Zeit an die Stelle wahrer Sittlichkeit geſetzt hat, nur jene nergelnde Tadelſucht alter Jungfern, nur die ehrſame Scheinheiligkeit oder die naßkalte,

krötenhafte Leidenſchaftsloſigkeit, die alles Feuer flieht. Dieſe Moral wollen wir nicht zu Rathe ziehn, wohl aber die höhere, die allein echte, die jeder Zeit gelten ſoll, die ſchon heidniſch war, wie ſie noch chriſtlich ſeyn ſoll, weil ſie die allein menſchliche iſt, den Adel der Natur, das Kraft- und Ehrgefühl in reinen Herzen. Der natürliche Seelenadel des menſchlichen Geſchlechts empört ſich gegen jenen Mißbrauch, den man mit dem heiligen Namen der Liebe treibt, gegen die Schwächlichkeit, die ſich an das Höchſte wagt und zagend davor zurückbebt, gegen die Selbſttäuſchung, welche ſophiſtiſch jede Kraft lähmt, jede Reinheit trübt, oder die Schwäche trügeriſch zu einer Kraft aufſteift und den Schmutz für Unſchuld verkauft. Wir verlangen nicht, daß die Romane jener nüchternen, zaghaften Moral in die Hand arbeiten ſollen. Sie thun es leider nur zu oft, denn es erſcheinen gewiß eben ſo viel Liebesritter in den Romanen, welche der ſaft- und kraftloſen Tugend, ja der bloßen gemeinen Convenienz huldigen, als andre, welchen die Natur leidenſchaftliche Streiche ſpielt. Man iſt aus Mattherzigkeit fromm oder liederlich, beides läuft auf eins hinaus. Wir verlangen aber, daß der Roman, der die Liebe zu ſchildern und zu preiſen unternimmt, jenem Adel der menſchlichen Natur huldige, in dem allein die wahre Liebe begründet iſt. Ich kann den Liebeshelden nur zurufen: habt Kraft, und wieder Kraft, und noch einmal Kraft, das übrige wird ſich finden. Fragt ihr, was denn

eigentlich jener Adel der Natur ſey, wohlan, habt nur erſt Kraft, dann werdet ihr es wiſſen. Führt euch alle Tugenden vor, wenn ihr jene Kraft nicht habt, ſeyd ihr wie Tantalus und bleibt ewig arme Sünder. Daß ihr euch mit allen Tugenden zu überladen trachtet, ſelbſt mit denen, die der ſtärkſte nicht alle zugleich tragen könnte, das eben beweist, wie ſehr es euch an der Kraft fehlt. Nur ein Schwächling traut ſich alles zu.

Man hat den Liebesromanen oft vorgeworfen, ſie gäben ein böſes Beiſpiel. Das thun ſie allerdings, aber man braucht ja nicht jedes Beiſpiel zu befolgen. Eine natürliche, geſunde, kräftige Jugend wird von ſelbſt vor ſo ſchmählicher Speiſe ſich eckeln. Wer wie Werther ſich erſchießt, war höchſtens werth, zu erſaufen. Wer Liebesbriefe aus Romanen copirt, oder überhaupt bei denſelben in die Schule der Liebe geht, wer Liebe lernen muß aus Büchern, deſſen Herz iſt wohl ſchon von Natur aus papier maché und nicht aus Blut gemacht. Schlechte Beiſpiele werden nur von denen befolgt, die das beſſere nicht befolgen würden. Wer keine natürliche Antipathie gegen das Schwächliche, Gemeine, Unklare, Lügenhafte hat, was iſt an ihm zu verſchlimmern? Man laſſe nur jeden Froſch in den Sumpf, wohin er gehört.

Wenn die echte heroiſche Liebe unſern Romanſchreibern faſt niemals gelungen iſt, ſo haben ſie dagegen eine große Stärke in den Familiengemälden bewieſen. Für die italieniſche Schule zu proſaiſch

und gemein, haben ſie der niederländiſchen mit deſto mehr Glück ſich zugewandt. Unſre meiſten Romane ſind Familienromane, idylliſche Gemälde des häuslichen Glücks oder Unglücks. Da man einmal die Wirklichkeit copiren will, findet man natürlich auch mehr Originale von gemeinem Familienleben, als von heroiſcher Liebe. Es fragt ſich, ob das Unvermögen der Romanſchreiber das Streben nach treuer Copie, oder ob dieſes Streben jene trivialen Produkte urſprünglich erzeugt hat? Ohne Zweifel hat beides ſich die Hand geboten. Allerdings können die meiſten Autoren, beſonders aber die dichtenden Weiber, nichts Beſſeres machen; doch haben auch große Dichter, wie namentlich Göthe, dieſes Jagen nach Natürlichkeit zur Mode gemacht, indem ſie die Natur muſterhaft nachahmten.

Unſre Familiengeſchichten enthalten eine ziemliche barocke Miſchung von patriarchaliſchem Judenthum und chriſtlicher Romantik. Wie im alten Teſtament ſich alles nur um die Kinder Iſrael in Maſſe, um den Samen Abrahams, Iſaaks und Jakobs bewegt, ſo daß das Intereſſe für irgend eine ausgezeichnete Individualität immer unter dem für die Sippſchaft untergeht, ſo gelten auch in unſern Familiengemälden, wie in Göthes Hermann und Dorothea, Voßens Louiſe, in den Romanen von Lafontaine und unzähligen andern die einzelnen Perſonen nur als Glieder einer Familie. Doch ſcheint man gefühlt zu haben, daß jenes jüdiſche Intereſſe der bloßen Fortpflanzung

und Ausbreitung ein wenig zu niedrig ſey, und hat ein höheres Intereſſe heroiſcher Liebe in den Liebſchaften der Kinder, oder auch im Ehebruch der Eltern damit zu verweben geſucht. So iſt denn die Hauptgattung unſerer Romane eine Mittelgattung zwiſchen Liebes- und Familienroman.

Der Familienroman macht den Übergang vom Liebesroman zum pſychologiſchen. Vor der Hochzeit liebt man, nach der Hochzeit beobachtet man mehr. Der Roman trat förmlich aus dem Brautſtand in den Eheſtand über, und zugleich kam in die Liebe der große Bruch. Ein glücklicher Eheſtand taugte nur für die Idylle, der Ehebruch aber deſto beſſer für die Darſtellung unzähliger pſychologiſcher Erſcheinungen, die aus dem Mißverhältniß der Pflicht und der Luſt entſpringen.

Im pſychologiſchen Roman hat ſich der Verſtand bereits von den ſubjectiven lyriſchen Aufwallungen frei gemacht und ſtellt ſich die Welt der Erſcheinungen ruhig betrachtend gegenüber. Wie der eigentliche Liebesroman noch dem katholiſchen Mittelalter verwandt iſt, ſo gehört der pſychologiſche ſchon völlig dem proteſtantiſchen Zeitalter an und fällt in den Anfang des ſogenannten philoſophiſchen Jahrhunderts. Wir haben früher geſehn, wie die Philoſophie bis zu dem Wendepunkt, der mit Kant eintrat, mit Vorbereitungen und namentlich pſychologiſchen Unterſuchungen beſchäftigt war. Die Engländer giengen darin den Deutſchen voran, obgleich ſie uns nachher weder erreichten, noch nachfolgten. Sie trieben aber

die Pſychologie auf dem poetiſchen, wie auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiet, und an die Unterſuchungen vom Hemſterhuis, Hume, Locke, Burke reihten ſich die pſychologiſchen Romane von Richardſon, Fielding, Goldſmith, Sterne, Smollet. Die Engländer übten damals einen großen Einfluß auf die Romanenliteratur des übrigen Europa, wie jetzt durch Walter Scott. Selbſt die Franzoſen führten den pſychologiſchen Roman bei ſich ein, le Sage, Scarron, Diderot, und in gewißem Sinn Rouſſeau. Die Deutſchen folgten bald thätig nach.

Der pſychologiſche Roman, der denſelben Urſprung und Weg nahm; wie ſpäter der hiſtoriſche, war auch in der That nur ein Vorläufer des hiſtoriſchen. Er ſchob die allgemeine philoſophiſche Geſchichte des Menſchen voran, ein Jahrhundert ſpäter folgte die nationelle oder eigentliche Geſchichte nach. Das Thema des pſychologiſchen Romans war der Menſch als Individuum oder als allgemeine Abſtraktion, das des hiſtoriſchen Romans iſt der Menſch in der Gattung, in Nationen, Ständen, Örtlichkeiten und Zeitaltern.

Weil der pſychologiſche Roman unmittelbar auf den Liebesroman folgte, ſpielte die Liebe darin noch eine große Rolle. Doch ſie ward mehr objectiv aufgefaßt, als bisher; man verfolgte ſcharfſinnig und mit Feinheit ihre pſychologiſchen Erſcheinungen, mehr um ein wohlgetroffenes Bild der menſchlichen Seele in ihren Schwächen und geheimen Falten zu geben,

als um das Herz daran zu entzünden. Man wollte mehr belehren als rühren, und verband moraliſche Zwecke damit. So die Pamela, die Clariſſa, der Grandiſon und ihre deutſchen Nachahmungen von Gellert, Hermes, Salzmann, Stilling. Die Moral verleidete jedoch bald, und wurde durch den Humor verdrängt.

In der That ſind die moraliſirenden Romane unter den Deutſchen wie unter den Engländern nicht die beſten geweſen. Die Schuld trifft wohl aber nicht die Moral, ſondern nur die Dichter, denn wenn auch ein moraliſcher Gegenſtand an und für ſich noch kein poetiſcher iſt, ſo iſt es doch ſchätzbar, wenn der poetiſche zugleich moraliſch iſt. Was moraliſch gut iſt, kann poetiſch ſchlecht ſeyn, aber wenn die Poeſie unter allen möglichen Gegenſtänden frei zu wählen hat, ſo wird ſie keine beſſere finden, als die guten, nämlich die moraliſchen.

Die beſten unter den pſychologiſchen Romanen ſind die rein objectiven geweſen, die uns ohne lyriſchen Schwung, ohne Einmiſchung des Gefühls, ohne moraliſche Abſichten und ohne Spott in ruhiger Haltung die menſchliche Seele wie in einem klaren, waſſerhellen Spiegel gezeigt haben. Hierin iſt Ulrich Hegner ſehr zu ſchätzen. Kein Dichter in der Welt hat darin aber unſern Göthe übertroffen, deſſen Wilhelm Meiſter das Höchſte iſt, was in dieſer Gattung bisher geleiſtet wurde. Hier iſt Homeriſche Klarheit. Doch iſt der Gegenſtand eines ſolchen Spiegels nicht

werth. Göthe ſchildert den Menſchen, es iſt wahr, aber welchen Menſchen? den Sohn einer ſchwächlichen und mit dieſer Schwäche kokettirenden Zeit. Nie iſt der Gegenſtand eines Gedichts ſo ſehr mit der poetiſchen Auffaſſung und Form in Widerſpruch geweſen.

Noch beſtimmter gaben Göthe's Wahlverwandtſchaften dem pſychologiſchen Roman die Richtung, die er noch jetzt verfolgt, und in welcher beſonders einige dichtende Weiber ſich ausgezeichnet haben. Man verweilte mit Vorliebe nur bei der Betrachtung der menſchlichen Schwächen, Unarten, unnatürlichen Appetite. Früher hatte man den geſunden Zuſtand der Liebe geſchildert, jetzt kam die Reihe an den krankhaften Zuſtand. An die Stelle der ehemaligen Romanheldinnen traten jene unnatürlichen Weiber, die ſchon durch die Romanheldinnen verdorben waren, nervenſchwache, bleichſüchtige, überbildete Mädchen und kokette, über die geliebte Sünde philoſophirende, wohl gar frömmelnde Weiber, in denen kein Tropfen geſundes, friſches Blut mehr übrig war. Jener lebendige ſilberhelle Strom, der von Triſtan ausgegangen, verlief ſich hier abſeits in einen abgeſtandnen Sumpf, worin alle Jauche des großen Seelenklynikums zuſammenfloß.

Die Romane folgten dem Gange der Krankheit. Dieſe zeigte ſich zunächſt in monſtröſer Drüſenthätigkeit, wodurch Bruſt und Herz beengt, ein andres Organ aber übermäßig, ja bis zur wahnſinnigen und

verſteckt deſto grauſamer peinigende Nymphomanie gereizt wurde. Nach überſtandnem Paroxismus und erfolgter gänzlicher Ohnmacht und Lähmung griff die böſe Krankheit das ganze Nervenſyſtem an, und ſiehe, ein neues Wunder erſchien, der Somnambulismus. So folgten auf die kitzlichen Romane voll Wahlverwandtſchaften, Ehebruch die magnetiſchen und ſympathetiſchen, worin vorzüglich Hoffmann ſich einen Namen gemacht.

Auf den pſychologiſchen Roman folgte der philoſophiſche, wie auf die anthropologiſchen Unterſuchungen Platner's, Mendelſohn's, Garve's, Reimarus, Abt's und andrer bis auf Kant die geſchloßnen Syſteme Fichte's und Schelling's und alle ſpätern folgten. Früher ſuchte man die Natur in ihren geheimſten Falten zu copiren, nachher ſtellte man apodiktiſch irgend ein Ideal auf. Der philoſophiſche Roman ſollte dazu dienen, irgend ein Syſtem, einen Satz anſchaulich und anmuthig vorzutragen. Da entſtanden religiöſe Romane, katholiſche, proteſtantiſche und pietiſtiſche, ferner moraliſche, politiſche, pädagogiſche, zuletzt Kunſt- und Künſtlerromane. Der Hauptzweck war der Vortrag eines Syſtems, einer beſtimmten Meinung und Lehre oder rhapſodiſcher Phantaſien über einen philoſophiſchen Gegenſtand. Dieſer Zweck ward aber verſteckt. Die Philoſophie erſchien nur sub rosa. Man legte die Gedanken, die man vortragen wollte, einer idealiſirten Perſon in den Mund, und widerlegte die entgegengeſetzten Meinun-

gen in andern Perſonificationen. Sie ſind unter den Romanen, was die Lehrgedichte unter den Liedern. Daß ſie in der neuern Zeit überhand nehmen, ſcheint denſelben Grund zu haben, aus welchen die hiſtoriſchen Romane oder die romaniſirten Hiſtorien in Walter Scotts Geſchmack ſo ſehr um ſich greifen. Man hat ſich ein wenig am Thema der Liebe erſchöpft, man denkt an ernſtere Dinge, die Form des Romans bietet ſich aber auch dafür als ſehr annehmlich dar. Die philoſophiſchen Romane von Bauterweck, Fries und andern, meiſt Kantianern, leiden an einem gewiſſen Etwas Mangel, das ich nicht deutlicher als mit der attiſchen Grazie und mit den Namen Wieland und Lucian bezeichnen mag. Die theologiſchen Romame, z. B. Wahl und Führung, machen mit der theologiſchen Polemik wahrlich noch weniger Glück, als jene mit der philoſophiſchen, und nur wenn ſie, wie der famöſe Sebaldus Nothanker, zugleich ein pſychologiſches und hiſtoriſches Intereſſe gewähren, mögen wir ſie mit Vergnügen leſen. Die politiſchen Romane ſind etwas, das der wahren Politik und dem wahren Roman widerſtrebt, denn entweder geht die Politik im Ehebett, oder die Liebe auf der Tribune unter. Die pädagogiſchen Romane ſind intereſſant, wenn ſie pſychologiſch ſind. Unſtreitig aber ſind die äſthetiſchen Romane die paſſendſten, theils weil es faſt immer nur wirkliche Dichter ſind, die in dieſer Form dichten, theils weil der Gegenſtand, ſey es nun die Kunſt als ſolche, oder der Künſtler und ſein Leben

als Kunſtwerk, der Dichter als Gedicht ein rein äſthetiſches Intereſſe gewähren müſſen. Von dieſer Art ſind Heinſe's Romane und Tieck's Novellen das ausgezeichnetſte. Vollendet wurde der philoſophiſche Roman nur durch Tieck. Seine Novellen ſind im Romantiſchen, was Platon's Dialoge im Antiken waren.

Die wichtigſten und zahlreichſten neueſten Romane ſind hiſtoriſche; da wir indeß über die herrſchende hiſtoriſche Richtung ſchon oben ausführlich geſprochen, wollen wir hier nur noch einen Blick auf die äußre Form der Romane werfen. Es iſt auffallend, daß auch hier wie bei den Luſtſpielen, kurz bei allem, was unterhalten ſoll, die kürzeſte Waare und der ſchnellſte Wechſel am beliebteſten iſt. Die größern Romane nehmen bereits ab, und die Sammlungen kleiner Erzählungen und Novellen unverhältnißmäßig zu. Die dreißig Taſchenbücher, die vielen Morgen=, Abend=, Mittag= und Mitternachtsblätter ꝛc. reichen bei weitem nicht hin, dieſe Baggatellen jährlich aufzunehmen; es erſcheinen noch insbeſondre viele hundert einzelne oder geſammelte Novellen. Hier iſt faſt alles Fabrikarbeit, und immer wird das Alte, Längſtbekannte wieder aufgewärmt. Es geht dieſen Erzählungen wie den lyriſchen Gedichten. Ihrer großen Menge und ihres alltäglichen abgedroſchnen Inhalts wegen werden ſie eben ſo ſchnell vergeſſen, als geleſen.

Den Taſchenbüchern insbeſondre müſſen wir zum Schluß noch einige Aufmerkſamkeit widmen. So klein ſie ſind, ſind ſie doch nicht unbedeutend, denn ihre Zahl erſetzt die Größe, und das Publikum hegt ſie als Lieblinge. Sie und die belletriſtiſchen Tag- und Wochenblätter ſind es vorzüglich, die den Geſchmack verderben und das Publikum an ein ewiges Eſſen ohne Verdauung, an das Übermaaß von Lektüre gewöhnen, die keinen Eindruck zurückläßt, und den Sinn für alles Hohe und Geiſtreiche, das einige Anſtrengung koſtet, abſtumpfen. Dieſe kleine periodiſche Literatur bewährt in Gehalt und Maſſe, daß ſie mehr auf einen ausgeweideten Magen, als auf das kleine Herz berechnet iſt. Man ſollte leſen, nämlich Blumen, aber man frißt, nämlich Gras. Das Syſtem, nach welchem für das deutſche Publikum von ſpekulativen Buchhändlern, denen die Dichter nur im Schweiß ihres Angeſichts dienen, die Poeſie präparirt wird, läuft auf eine allgemeine Stallfütterung hinaus. Ich habe ein ſchönes Kapital, ſpricht der kluge Bauer, von deſſen Zinſen ich gar reich werde, einen kapitalen, fetten, wampigen und überaus hungrigen Ochſen auf der Maſtung daheim; für den ſind Blumen eine zarte, ſchwache Speiſe, er muß ein derbes Fuder Heu haben. Unſchuldige Kinder, die ihr feiner Sinn mit den wenigen bunten Kelchen und Sternen, die noch auf der Wieſe gedeihen, ein heiteres Spiel treiben läßt, werden billig ausgelacht. Ein Bund Heu wiegt ja die Blumen auf im Zent-

ner wie im Bauche. So ſteht das geduldige Vieh angekettet, vor ihm ein friſcher Heuberg von der Leipziger Meſſe, hinter ihm ein Miſt- und Makulaturberg, und es frißt und widerkäuet in einem fort.

Armes, mißbrauchtes Publikum, und dennoch biſt du weniger zu bedauern, als die leibeignen Poeten, denen in einem ſo verarmten Zeitalter auch das zarte Geſchlecht der Weiber bei der rohen Arbeit beiſtehn muß, zur thieriſchen Stumpfheit oder zur Ohnmacht, oder zur Verrücktheit abgeſchwächt von dem heißen Sonnenſtich des ſchattenlos herrſchenden Phöbus. Da der lebendige Organismus aller Lebensverhältniſſe ſich allmählig in ein mechaniſches Rechenexempel aufgelöst hat, und der gemeine Geldwucher ſelbſt in der Politik, dem Brennpunkt des thätigen Lebens, herrſchend geworden, ſo darf man ſich kaum wundern, daß auch das ſinnige, poetiſche Leben jenem Wuchergeiſt dienſtbar wird. Gleichwie die holländiſche Compagnie das uralte mythiſche Land Oſtindien in Beſitz genommen, um von dort aus, ſtatt des alten Käſe- und Spitzenhandels, ſeine Gewürzkrämerei zu treiben, ſo hat eine andre Compagnie den alten deutſchen Dichterwald an ſich gebracht, ſofort niedergeſchlagen und eine ungeheure Fabrik daraus zuſammengezimmert. Wie nun in einer Tabaksfabrik die Herren caſſiren, während die Arbeiter ſäen, pflanzen, ſchneiden, baizen, trocknen und Packete füllen, und das Publikum Millionen leichte und leere Meerſchaumköpfe hinhält, um ſie zu ſtopfen und mit Ge-

nuß und Lob zu rauchen, ſo ſitzen in der großen belletriſtiſchen Fabrik die Verleger zwiſchen ihren Goldſäcken, und die unglücklichen Poeten müſſen um das Tagelohn arbeiten.

Kritik.

Wir werfen den Blick zuletzt auf die kritiſche Literatur, deren zunehmende Maſſe uns in Erſtaunen ſetzt und uns hinlänglich darthut, welchen Einfluß ſie auf das Ganze der Literatur behauptet. Die echte Kritik hat ein eben ſo nothwendiges als edles Geſchäft zu verwalten. Wie das Denken durch Überlegen, ſo wird die Literatur durch Kritik fortgepflanzt. Jedes neue Buch begründet das Recht ſeines Daſeyns nur auf die Kritik ſeiner Vorgänger. Am Faden der Kritik wächſt und reift ein Geſchlecht über das andre hinaus, und es wird in Einem fort mit der einen Hand geſtritten, mit der andern gebaut, wie am Tempel zu Jeruſalem.

Die Kritik iſt, ſofern ſie einzelne Wiſſenſchaften betrifft, auch ein integrirender Theil der Literatur derſelben. Darüber hinaus aber ſind kritiſche Überblicke über die geſammte Literatur nothwendig geworden, und dies Bedürfniß hat ſich an das der literariſchen Anzeigen überhaupt auf die natürlichſte Weiſe

angeſchloſſen. Man wollte wiſſen, was iſt in der Literatur erſchienen, und welchen Werth hat es? und ſo knüpften ſich die Recenſionen an die Buchhändleranzeigen, und wie die Bücher periodiſch erſchienen, ſo wurden ſie auch periodiſch beſprochen, die kritiſche Literatur wurde weſentlich eine periodiſche.

Die periodiſche Form und die ausſchließliche Rückſicht auf das Neue bedingen dieſer Literatur ſogleich eine gewiſſe Einſeitigkeit. Sie wird dadurch von dem wahren kritiſchen Intereſſe entfernt und einem merkantiliſchen Preis gegeben. Eine Menge neuer Werke ſind gar keiner Kritik werth, aber ſie müſſen angezeigt werden, weil ſie einmal in den Buchläden ſtehn. Ein gutes Werk wird zufällig ſchlecht recenſirt oder gar übergangen, und iſt einmal der Zeitpunkt vorbei, iſt es nicht mehr neu, ſo denkt man nicht mehr daran. Die Menge und Wichtigkeit der auf dieſe Art vergeſſnen oder falſch beurtheilten Werke iſt ſo groß, daß Jean Paul mit vollem Recht eine Literaturzeitung für Reſtanten vorſchlagen konnte, die ausſchließlich literariſchen Rettungen in Leſſing's Manier gewidmet werden müßte. Man ſollte in der That einmal einſehn, daß die Kritik kein bloßer Jahrmarkt ſeyn darf, wo man im Gedränge der Gegenwart ſich überſchreit, um ſeine Waare anzupreiſen und andre zu verdrängen. Mit Hülfe der Beſtechung, der Mode oder des Zufalls gewinnt oft ein nichtswürdiges Buch in zehn Blättern ein glänzendes Lob

und eben ſo oft wird ein vortreffliches verkannt, beſchimpft und vergeſſen. Was verjährt iſt, fällt außer dem Cours; aber die Kritik kann doch an das ephemere Intereſſe nicht gebunden ſeyn? In den Tagblättern herrſcht überdem die Mode auf eine tyranniſche Weiſe. Die Kritik, die von einem feſten Punkte aus alle Bewegungen der Literatur prüfen ſollte, wird ſelbſt in die Richtungen derſelben fortgeriſſen, denn es iſt daſſelbe Intereſſe, was die Bücher, wie die Recenſionen in der Leſewelt verbreitet und für beide Käufer ſucht.

Die Recenſiranſtalten ſelbſt ſind öfters nur entweder Ehrenthalber oder des Gewinns wegen gegründet, und in beiden Fällen wird fabrikmäßig recenſirt. Die Univerſitäten geben ihre Zeitſchriften ſehr oft nur heraus, um nicht den Vorwurf der Unthätigkeit und Obſcurität zu leiden, und man füllt die Blätter ex officio, ſo gut es gehn mag. Die meiſten andern Zeitſchriften ſind Unternehmungen von Buchhändlern, auf Gewinn berechnet, und hier ſitzen die Recenſenten förmlich wie Fabrikarbeiter und ſchaffen ihr Penſum. Dieſes handwerksmäßige Kritiſiren bringt denn jene ungeheure Menge von Recenſionen hervor, die niemand überſehn kann. Überall ſind dergleichen Fabriken angelegt, und von einer Mehrzahl hungriger Magen und ſeichter Köpfe beſorgt, die in den Tag hinein ſchreiben, was ſchon im nächſten Jahr kein Menſch mehr leſen mag.

Im Allgemeinen ſcheiden ſich die kritiſchen Zeitſchriften in gelehrte und belletriſtiſche, und die gelehrten wieder nach beſondern wiſſenſchaftlichen Fächern in theologiſche, mediciniſche, pädagogiſche, juridiſche ꝛc. Der im Anfang dieſes Buchs berührte Unterſchied der Gelehrten und Naturaliſten herrſcht in der kritiſchen Literatur noch auffallend vor, und gerade hier iſt er am ſchädlichſten. In der Kritik wenigſtens ſollte der Geiſt der Nation ſich ſelbſtändig über die innern Unterſchiede und Spaltungen in der Bildung und den Meinungen erheben. Hier ſollten den Laien die Reſultate der Wiſſenſchaft, und den Stubengelehrten das Leben und die Poeſie vermittelt werden. Die Kritik ſollte alles für alle würdigen. Dazu iſt ihr eine ſelbſtändige Literatur angewieſen. In ihr, wie in einem großen Spiegel ſollte die Nation ſich ſelbſt betrachten und in einem klaren Überblick alle Wirkungen ihres Geiſtes kennen und ſchätzen lernen. Freilich fehlt uns noch das Publikum, das ſich für alles intereſſiren könnte; der Gelehrte hier, die äſthetiſche Dame dort haben das dritte Element noch nicht gefunden, in dem ſie ſich verſtändigen könnten. Wer von der galanten Welt mag die gelehrten Noten in den Literaturzeitungen, und wer von den Gelehrten mag das äſthetelnde Geklatſch in den belletriſtiſchen Blättern leſen? Aber es ſollte eben eine höhere, nationelle Kritik geben, die weder jene Noten für den blos Gelehrten, noch dieſes Geklatſch für bloße Weiber und Stutzer, ſondern eine

Buch in ſeinem Zuſammenhange verſtehn, oder nur leſen, denn die meiſten begnügen ſich mit einem bloßen Durchblättern. Dieſer Kleinigkeitsgeiſt gefällt ſich vorzüglich auch in Perſönlichkeiten. Statt unbefangen das Buch zu betrachten, ſtellt man ſich lieber den Autor vor, und macht ihn mit oder ohne Grund lächerlich. Aber nicht nur Bücher, ſondern auch Kunſtwerke und namentlich Sänger und Schauſpieler werden auf dieſe jämmerliche Weiſe kritiſirt. Man kann unter hundert Kritikern immer darauf rechnen, daß neunundneunzig ſich blos mit Einzelheiten ſtatt mit dem Ganzen, und blos mit Perſönlichkeiten, ſtatt mit der Sache befaſſen. Deßfalls iſt namentlich unſere Theaterkritik das Schändlichſte und Elendeſte unſrer Literatur, oder, wie Tieck ſagt, ihr Auskehricht.

Was ſoll am Ende aus unſrer kritiſchen Literatur, was ſoll aus der unermeßlichen Menge von Journalen werden? Man gehe auf eins der Muſeen, wo ſie in einiger Vollſtändigkeit ſeit dreißig und mehr Jahren in großen Bibliotheken zuſammengehäuft liegen und muthe einem Enkel zu, alle das Zeug zu leſen.

Es ſcheint, als ob hier das Heil nur von einer auserleſenen Geſellſchaft gelehrter und genialer Männer zu erwarten wäre, die ſich für den Zweck einer beſſern Kritik verbinden, und durch ihre gehaltvollen, umfaſſenden und e i n i g e n Arbeiten der kritiſchen Fabrikation und polemiſchen Buſchklepperei ein er-

wünſchtes Ende machen ſollten. Man kann ſich deßfalls ein Ideal ausmalen, aber ob es in unſrer Zeit realiſirt werden dürfte, muß bezweifelt werden. Es giebt zwar geniale Kritiker genug und einzelne vortreffliche Kritiken finden ſich in gelehrten und belletriſtiſchen Journalen überall zerſtreut. Die Kräfte wären da, aber die Vereinigung derſelben iſt nicht möglich. Hier ſtehn ſich die Parteianſichten allzuſchroff entgegen. Wo Einheit herrſchen ſoll, kann immer nur eine Partei herrſchen, und dieſer werden ſich die entgegengeſetzten Parteien mit allen ihren Kräften entziehn. Die herrſchende Partei kann durch ihren großen Anhang unterſtützt zwar die höchſte Autorität uſurpiren, aber dieſe wird von den unterdrückten Parteien nie anerkannt und die Oppoſition derſelben wird in dem Maaß heftiger werden, als jene anmaßender wird.

Wie aber, wenn eine ſolche kritiſche Geſellſchaft ohne eignen Zweck ſich einem fremden, etwa politiſchen Zweck hingäbe, und durch einen gewiſſen politiſchen Nachdruck ſich das Monopol der Kritik zu verſchaffen wüßte? Liegt der Gedanke zu fern, daß ein philoſophiſcher und wiſſenſchaftlicher Jeſuitismus entſtehn könnte, der unter veränderten Umſtänden für den politiſchen Abſolutismus werden wollte, was der religiöſe für den kirchlichen geweſen? daß an die Stelle des geregelten Fanatismus ein geregelter Sophismus treten könnte, daß alle Mittel der Dialektik aufgeboten werden könnten, wie einſt alle Mittel der

Schwärmerei aufgeboten wurden, daß die ſogenannte Vernunft zu dem gemißbraucht werden könnte, wozu einſt die Unvernunft und der Aberglaube gebraucht wurden? Sollte der immer älter und klüger werdende Deſpotismus nicht ein neues Miniſterium der Kritik errichten oder das Arrondirungswesen ins Geiſterreich hinüberſpielen, und nach Erlaſſung eines gnädigen Beſitzergreifungspatentes die adminiſtrativen Behörden darin niederſetzen? Manche haben es neuerdings gefürchtet, aber eine wirkliche Gefahr droht nicht eher, als bis alle Preſſen Regale werden, und es wäre mehr als hypochondriſch, auch dies noch befürchten zu wollen.

Druckfehler.

S.	12	Z.	15	von oben	lies Mikrokosmus ſtatt Mokrokosmus
—	13	—	13	von oben	l. durch ſt. auch
—	15	—	7	von oben	l. eine ſt. einer
—	30	—	15	von oben	l. des Bekannten ſt. das Bekannte,
—	38	—	15	von oben	l. beruhte ſt. beruht
—	48	—	11	von oben	l. nie ſt. wie
—	64	—	14	von oben	l. vor ſt. von
—	73	—	2	von oben	l. zwingen ſt. erzwingen
—	94	—	5	von oben	l. unter dem Romantiſchen ſt. das Romantiſche
—	114	—	3	von unten	l. beengenden ſt. bewegenden
—	145	—	12	von oben	l. ausführen ſt. aufführen
—	163	—	2	von unten	l. eigenthümlicher ſt. eigenthümliche
—	195	—	15	von oben	l. zum ſt. und
—	212	—	1	von oben	vor das Reſultat ſetze ein :
—	—	—	13	von unten	hinter Anwendung ſetze ein ,
—	221	—	12	von unten	l. , dem ein ſt. dem, ein
—	246	—	7	von oben	l. konnten ſt. könnten
—	—	—	—	—	organiſirende ſt. orgarniſirende
—	251	—	8	von oben	l. Reime ſt. Reimen
—	259	—	2	von unten	l. kämpfte ſt. kämpft
—	278	—	14	von oben	l. ſchwächlicher ſt. ſchmählicher
—	281	—	2	von oben	l. von ſt. vom
—	285	—	10	von oben	l. Bouterwek ſt. Bauterwek

Nachtrag zu den Druckfehlern im erſten Theil.

S.	19	Z.	6	von unten	l. giebt ſt. gibt
—	22	—	7	von oben	l. Innerlichkeit ſt. Innerkeit
—	24	—	4	von oben	l. Maaß ſt. Maß
—	53	—	6	von oben	l. Dieſem ſt. Dieſen
—	—	—	6	von unren	l. Pedanterei ſt. Pedanterie
—	74	—	12	von oben	l. Leſern ſt. Leſer
—	110	—	5	von oben	del. auch
—	147	—	13	von unten	l. bilden ſt. führen
—	191	—	11	von oben	l. kritiſche ſt. kritiſcher
—	235	—	11	von unten	l. den ſt. dem

[illegible]

[illegible]

[illegible]

In der Verlagshandlung dieſes Werkes ſind erſchienen:

Deutſchland,

oder

Briefe

eines

in Deutſchland reiſenden Deutſchen.

Zwei Theile. gr. 8.

Ein Recenſent in der Leipz. Lit. Zeit. ſagt über dieſes Werk unter anderm: Wir haben wenige Reiſebeſchreibungen, die ſich mit unſerem Vaterlande beſchäftigen, von gleichem Werthe, den man der gegenwärtigen zuerkennen muß. — Der Verf. derſelben, der ſich nicht genannt, ſcheint uns in ſich alle Eigenſchaften zu vereinen, die ihn zur Löſung ſeiner Aufgabe eignen: Kenntniß der Länder und Menſchen durch eigene Anſicht und Umgang, der Statiſtik und der ältern und neuern Geſchichte; er hat eine große Beleſenheit, ein richtiges Urtheil, Witz und Laune, Bekanntſchaft mit fremden Völkern und andern Ständen, als den ſeinigen, ſo daß er ſich in ſeinem Ausſpruche über den Gehalt der Menſchen und der Dinge weder kleinſtädtiſch, oder kleinſtaatiſch, noch einſeitig oder befangen zeigt. — Mögen auch Risbecks „Briefe eines reiſenden Franzoſen" ſich leichter und angenehmer leſen laſſen, durch die Perſönlichkeit bedeutender Menſchen, die er höchſt freimüthig, manchmal boshaft behandelt, mehr anziehen; dann hat gegenwärtiges Werk doch mehr innern Gehalt, und lehrt uns die Länder, durch die es uns führt, und ihre Bewohner weit beſſer kennen. Kurz wir dürfen es mit dem beſten Wiſſen und, als ein gutes Werk empfehlen, und zu den erfreulichſten Erſcheinungen in dem Gebiete unſerer Literatur zählen, die in der ſpätern Zeit eben nicht beſonders reich an ſolchen Schriften iſt. Der erſte Band — wir erwarten die folgenden recht ſehnlich — enthält in 36 Briefen eine allgemeine ſtatiſtiſche Ueberſicht unſeres Geſammt-Deutſchlands, die ſehr zweckmäßig vorausgeſchickt wird, und mit vieler Einſicht und großer Wahrheitsliebe geſchrieben iſt, die Beſchreibung der Reiſen des Verfaſſers durch das Königreich Würtemberg, das Großherzogthum Baden und das Königreich Baiern, ohne jedoch die Gränzen des Rheins zu überſchreiten.

Geſchichte
des
Krieges auf der pyrenäiſchen Halbinſel unter Napoleon.

Mit einem
vorangehenden politiſchen und militäriſchen Gemälde
der kriegführenden Mächte
von

General Foy,

herausgegeben von der

Frau Gräfin Foy.

Aus dem Franzöſiſchen.

4 Bände gr. 12. broſchirt.

Napoleons Feldzug in Spanien läßt ſich keinem andern Kriege dieſes großen Genie's vergleichen. Hier konnte weder überlegenes Feldherrntalent, noch überlegene Menge ſiegen, es war ein Kampf für vermeintliche Freiheit und Religion gegen Unterdrückung und Unrecht. Daher umfaßt das Werk nicht allein die militäriſchen Operationen, ſondern es ſchildert auch mit dem lebhafteſten Kolorit, und mit der Kraft und der Beredſamkeit, welche Europa an dem edlen, genialen Foy ehrfurchtsvoll bewunderte, den Geiſt, welcher die kriegführenden Nationen beſeelte, den Schauplatz des Krieges und die Anſtrengungen der Factionen. Mit jener Unabhängigkeit, welche den Namen des Verfaſſers dieſes Werkes allen Freunden der Wahrheit und der Freiheit werth und theuer macht, wird von dem Weltenherrſcher beurtheilt, unter deſſen Fahnen ſich Foy den Lorbeer um die Heldenſtirne wand. Über den Verfaſſer ſelbſt fügen wir nichts hinzu — das franzöſiſche Volk hat ſeine Apotheoſe gefeiert, die Mitwelt hat gerichtet, die Nachwelt wird das Urtheil beſtätigen.

Der Papſt und der Harlekin,

oder

Briefwechſel Clemens XIV. mit Carl Bertinazzi.

Aus dem Franzöſiſchen. gr. 12. broſch.

Im Jahr 1720 befanden ſich in einem Kloſter in Rimini zwei Knaben, die ſich zu inniger Freundſchaft verbanden. Der eine war der Sohn eines Landmanns aus der Gegend von St. Angelo in Vado; der andere das Kind eines Domainen-Verwalters des Königs von Sardinien. Dieſe zwei Zöglinge gaben ſich gegenſeitig das Verſprechen, niemals, was auch immer für ein Schickſal den einen oder den andern treffen würde, mehr denn zwei Jahre vorübergehn zu laſſen, ohne ſich gegenſeitig zu ſchreiben oder zu beſuchen. Und beide haben Wort gehalten.

Der eine von dieſen Knaben, Namens Lorenz Ganganelli wurde Profeſſor der Philoſophie in Peſaro, Franziskanermönch, (öffentlicher) Lehrer, geiſtlicher Rath, ſofort Cardinal, und zuletzt, unter dem Namen Clemens XIV., Papſt. Der andere, Carl Bertinazzi, hielt ſich nach ſeines Vaters Tod in Frankreich auf; und, bekannter unter dem Namen Carlin, ward er einer der beſten (Poſſenreißer) Komiker des italieniſchen Luſtſpiels.

Den Briefwechſel dieſer beiden Männer übergeben wir hiermit dem Publikum.

Zum beſſeren Verſtändniß des Leſers muß man in Erinnerung bringen, daß dieß derſelbe Clemens XIV. der Vorgänger Pius VI. war, welcher im Jahr 1773, aufgefordert von allen europäiſchen Fürſten, die zum bourboniſchen Hauſe gehörten, die Auflöſung der Jeſuiten ausſprach, und nachher von denſelben vergiftet ward.

Geheime Denkwürdigkeiten

über

Napoleon und den Hof der Tuilerien

in den Jahren 1799 bis 1804.

Von

Thibaudeau,

Mitglied des Staatsraths jener Zeit.

gr. 8. broſchirt.

Unter allen bisher erſchienenen Schriften, welche eine Charakteriſtik Napoleons und ſeiner Regierung bezwecken,

ſteht mit Recht dieſe oben an. Sie iſt ohne alle Leidenſchaft geſchrieben, und beſteht blos aus Reden und Privatunterhaltungen, ſo wie aus Verhandlungen ſeines Staatsraths, des Tribunats und geſetzgebenden Körpers; an Ort und Stelle niedergeſchrieben, tragen dieſe Reden und Verhandlungen den Stempel des größten Kanzleigeheimniſſes, und verdienen ſchon deßwegen mehr Glauben und Vertrauen als die von Las Caſes, O'Meara, Antomarchi ꝛc. bekannte, indem ſolche nie beſtimmt waren, öffentlich gemacht zu werden, wie es bei den Schriften der Letztern der Fall war.

Thibaudeau iſt mit den Bewunderern dieſes genialen Mannes, über die Tiefe ſeines Geiſtes, ſeinen praktiſchen Sinn und ſeinen unerſchütterlichen Willen einverſtanden, greift aber dabei keinem Urtheil vor, ſondern gibt unverfälſcht wieder, was er von Napoleon ſah und hörte.

Neben einem männlichen Styl findet man die ſorgfältigſte Auswahl alles deſſen, was dem Philoſophen und Staatsmann bei der Beurtheilung des Helden leiten und woraus er ſehen kann, welchen Weg Napoleon einſchlug, um das Ziel, das er ſich vorgeſteckt hatte, zu erreichen.

2,183.
M. v. [illegible]. 2,228. 202 f. 181 ff. Napoleon 2,195.
1,89.
die [illegible] 2,218 f.

Gellert 1,3.

Hoffmann 2,105.

J. Paul 2,236.

Kant 1,182 f.

Lichtenberg 2,230 f.

Schiller 2, [illegible] ff. 217 ff. 121. 108. 1,224 die Liebe 2,127. 150. 220 f. [illegible]

Goethe 2,205. 140. (Faust).
1,181 f. 189.
Heine 2,155 ff.

die Philologie 1,194.

[illegible] 2,7[illegible]. 1,[illegible]

Platon 2,227

Rousseau 2,131.

[illegible] 2,7[illegible] ff. [illegible]
1,20 [illegible] 126

W. Scott 2,182. 187

Görres 1,177 f. 2,96. 137. Steffens 2,96. 137. Werner 2,107 ff.

Novalis 1,18[illegible]. 2,96. 135. Tieck 2,146 ff. 148. 235. 98 ff. 286.
Schlegel 1,18.
2,153. Uhland 2,145.

Homer 1,94. [illegible] 2,107 ff.

Stanford University Libraries
3 6105 020 011 032

MAR 7 '62

MAY 28 1991

MAR 15 1991

APR 20 1991

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.